

DAS ARGUMENT 123

Subjektivität, Lebensläufe

Frigga Haug Opfer oder Täter? Über das Verhalten von Frauen	643
Klaus Holzkamp Was heißt »normale« Entwicklung der kindlichen Persönlichkeit?	650
Gert Mattenklott Linke Romantik und Arbeiterbewegung	658
Stefan Bajohr »Oral History« — Forschung zum Arbeiteralltag	667
Erika M. Hoernig Biographische Methode in der Sozialforschung	677
<u>Zu Schluchters Gesellschaftsgeschichte</u>	
Gerhard Hauck: Kapitalismus oder »okzidentaler Rationalismus«?	688
Veit M. Bader: Gesellschaftsgeschichte unter dem Primat von Ethik und Politik	694
<u>Fachübersicht: Soziologie</u>	
Gerhard Würth: Neuere soziologische Einführungen	699
<u>Stalinismus-Forschung</u>	
Hans-Henning Schröder: Zum Forschungsstand im Westen. Literaturbericht	712
<u>Repliken</u>	
Entwicklungspolitik: Preiswerk zu Hauck. Brecht-Kontroverse: Knopf und Ruoff	726
<u>Kongreßankündigungen und -berichte</u>	
Berufliche Bildung; Neue Fertigungstechnologien; Psychologenkongreß	734
<u>Interventionen: Schulaufsicht</u>	738
<u>Besprechungen</u>	
»Kapital«-Rezeptionen; Sprachanalytische Philosophie; Wittgenstein; Literatur nach 1945; Kultur im Exil; Qualitative Sozialforschung; Pädagogik; Arbeitergeschichtsschreibung; Politische Romantik; Ossietzky; Schweiz	739
<u>Zeitschriftenschau</u>	III

DAS ARGUMENT

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgeber: Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter:

Wolfgang Abendroth (Frankfurt/M.), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Frank Deppe (Marburg), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Klaus Fritzsche (Gießen), Werner Goldschmidt (Hamburg), Helmut Gollwitzer (Berlin/West), Heiko Haumann (Freiburg), Klaus Holzkamp (Berlin/West), Urs Jaeggi (Berlin/West), Baber Johansen (Berlin/West), Arno Klönne (Paderborn), Thomas Metscher (Bremen), Reinhard Opitz (Köln), Wolfgang Pfaffenberger (Oldenburg), Helmut Ridder (Gießen), K.H. Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Hannover)

Redaktion:

Dr. Heinz-Harald Abholz, Wieland Elfferding, Dr. Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Dr. Frigga Haug, Prof. Dr. W.F. Haug, Rolf Nemitz

Redaktionssekretariat: August Soppe

Verlag, Redaktion und Anzeigen:

Altensteinstraße 48a, 1000 Berlin 33, Telefon ► 030/8314079 ◀

Auslieferung:

Argument-Vertrieb, Tegeler Str. 6, 1000 Berlin 65, Telefon 030/4619061

Besprechungen

Philosophie

<i>Marx, Karl:</i> Das Kapital (Erstausgabe) (W.F. Haug)	739
<i>Kautsky, Karl:</i> Karl Marx' ökonomische Lehren (W.F. Haug)	740
<i>Schwarz, Wilfried:</i> Vom »Rohentwurf« zum »Kapital« (R. Katzenstein, E. Göbel)	741
<i>Tugendhat, Ernst:</i> Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung (U. Enderwitz)	744
<i>Wittgenstein, Ludwig:</i> Vorlesungen über die Grundlagen der Mathematik (G. Herrgott)	745
<i>Wuchterl, Kurt, und Adolf Hübner:</i> Ludwig Wittgenstein in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten (G. Herrgott)	747

(Fortsetzung auf S. XII)

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1980 in 6 Hefen (alle 2 Monate) mit einem Jahresumfang von 924 Text-Seiten. Kündigung eines Abonnements ist unter Einhaltung einer dreimonatigen Frist nur zum Jahresende möglich. — Preis 9,80 DM; Schüler und Studenten 8,50 DM; im Abonnement 8,50 DM bzw. 7,— DM + Versandkosten. — Die Redaktion bittet die Leser um Mitarbeit am Argument, kann aber für unverlangt eingesandte Beiträge keine Haftung übernehmen. Eingesandte Manuskripte müssen in doppelter Ausführung in Maschinschrift einseitig beschrieben und mit einem Rand versehen sein. Aufsätze sollen nicht mehr als 25 Manuskriptseiten, Rezensionen nicht mehr als 2 Manuskriptseiten umfassen. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. — Für unverlangt eingesandte Besprechungsbücher kann keine Haftung übernommen werden. — Copyright © Argument-Verlag GmbH, Berlin. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Deutsche Bank Berlin AG 721/7722, BLZ 100 70000; Bank für Gemeinwirtschaft 111440 1300, BLZ 100 101 11; Postscheckkonto Berlin West 5745-108, BLZ 100 100 10. — Satz: Barbara Steinhardt, Berlin; Herstellung: Oktoberdruck, Berlin.

1. — 8. Tausend September 1980.

Beleganghinweis: Dieses Heft enthält — in Teilaufgabe — eine Beilage des Nachrichten-Verlages.

Zum vorliegenden Heft

Die Entdeckung, daß die Unterschiede zwischen den Menschen, ihrem Können, ihren Eigenschaften nicht bloß natürliche Ursachen haben, sondern ökonomisch bedingt sind, in der Klassenlage zum Beispiel ihren Grund haben, war ein ungeheurer Fortschritt. Statt schicksalsbedingter Ungleichheit brachte sie den Optimismus, daß die Menschen ihr Schicksal zumindest teilweise selber in der Hand haben, daß sie es ändern können. Innerhalb des Marxismus bestimmte lange Zeit eine einseitig verflachte Version jener Entdeckung die Diskussion und die Empfehlungen für den praktischen Umgang mit den Menschen: zuerst gelte es, die ökonomischen Bedingungen zu verändern, deren ausschließliches Produkt die Menschen seien. Diese Einseitigkeit führte u. a. dazu, daß Abzweigungen aus dem Marxismus — so etwa die Kritische Theorie — mit einigem Erfolg ihre Zuständigkeit für die Subjektivität, für den einzelnen Menschen, seine Kommunikation usw. behaupten konnten. Es ist das Verdienst der Kritischen Psychologie, innerhalb des Marxismus eine Wissenschaft vom Menschen auszubauen, die die oben genannte Reduktion auf die ökonomischen Bedingungen überwindet (vgl. dazu die als Sonderbände (AS 28, 34, 41, 49) erscheinende Zeitschrift *Forum Kritische Psychologie* und die Beiträge von K. Holzkamp in den Heften 84 und 103). Wir veröffentlichen in diesem Heft zwei Beiträge, die Einsichten der Kritischen Psychologie auf die Entwicklung von Kindern und auf das Verhalten von Frauen anzuwenden suchen. Sie sind Skizzen eines Forschungswegs. Der Beitrag über die Frauen entstammt einem größeren Zusammenhang, der in Kürze unter dem Titel »Frauenformen« (als AS 45) erscheint. Hier wird versucht, alltägliches Erleben, vorgeführt in Alltagsgeschichten, theoretisch zu erfassen und in der Analyse die Theorie der Weiblichkeit weiter zu entwickeln.

Die Methode ist ein Versuch, die Reduktion des Menschen auf seine Lebensumstände zu überwinden. Eben dies wird gegenwärtig auch in der bürgerlichen Soziologie begonnen, wenn im Protest gegen die quantifizierenden Methoden qualitativ gearbeitet werden soll. Da die Äußerlichkeit der Empirischen Methoden weitere Erkenntnis über die Lebensweise der Menschen verhinderte, werden Methoden entwickelt, die ganz vom Einzelnen und seiner Besonderheit ausgehend, in noch ungewisser Weise zu Verallgemeinerungen über die Verarbeitungsweisen von Menschen vorstoßen wollen. Wir beginnen in diesem Heft mit der Vorstellung der bisherigen Überlegungen zur *biographischen Methode* und werden versuchen, die Diskussion um eine den Menschen angemessene Empirie mit voranzutreiben (vgl. dazu auch den Methodenteil in dem gerade erschienenen Empirieband des Projekts Automation und Qualifikation, AS 43). Auch die neuerliche in Mode gekommene *oral history* verdankt sich einer Erstarrung in der üblichen Geschichtsschreibung »von oben nach unten«. Sie faßt die Aussagen der handelnden und erlebenden Personen als gleichrangig mit traditionellen historischen Quellen auf, um auf diese Weise einer Geschichtsschreibung zu entgehen, die nur die Sieger sprechen läßt oder nur das bearbeitet, was in den Rang schriftlicher Niederlegung gelangt ist. Wir stellen den Stand auf diesem Forschungsgebiet vor und setzen damit zugleich eine Tradition innerhalb des Arguments fort, auch die Geschichtswissenschaft für uns kritisch fruchtbar zu machen (vgl. dazu die Bände »Kritik der bürgerlichen Geschichtswissenschaft 1 und 2«, Argument 70 und 75; und die Rubrik »Arbeitergeschichtsschreibung« in 106, 108, 110, 119, 122; im kommenden Jahr erscheinen zwei Sonderbände zur Arbeitergeschichtsschreibung).

Einer gewöhnlichen Übung akademischer Soziologie zufolge zerlegt sie das, was sie in Spannung versetzt, in Sektoren, die verschiedenen Theorien zur arbeitsteiligen Behandlung übergeben werden: subjektives Handeln und gesellschaftliche Strukturen, Geschichte und Gesellschaft. Wo solche Grenzziehungen aufgegeben werden, wird es spannend; das kennzeichnet Schluchters Versuch, im Anschluß an Max Weber, die Entwicklung bürgerlicher Gesellschaft in ihrer Besonderheit und zugleich als nicht-zufällige zu rekonstruieren. Sein Interesse bleibt weitgehend auf die Entwicklung von Ethik, Recht und politischer Herrschaft beschränkt; dies läßt darauf schließen, daß ihn die Sorge um die Begründbarkeit ihrer Legitimität leitet. Gleichwohl halten wir diesen Versuch in der gegenwärtigen Soziologie für so wichtig, daß wir zwei Kritiken dazu bringen.

Verlagsmitteilungen

Frankfurter Buchmesse: Vom 8. bis 13. Oktober sind wir dort erreichbar in Halle 6 E, Stand H 130.

Argument-Bücher: Zum erstenmal bringen wir Bücher außerhalb unserer Reihen, in größerem Format als die Taschenbücher der AS-Reihe und etwas aufwendiger hergestellt. Ein Teil der Auflage wird mit »hardcover« ausgestattet, also gebunden; der größere Teil erscheint kartoniert. Hier die ersten drei Titel in der Reihenfolge ihres Erscheinens:

W.F. Haug: Warenästhetik und kapitalistische Massenkultur (I)
»Werbung« und »Konsum« / Systematische Einführung in die Warenästhetik

E. Laclau: Ideologie und Politik in der marxistischen Theorie.
Kapitalismus / Faschismus / Populismus

J. Hermand: Kritisches Hören. Entwurf zu einer materialistischen Musikästhetik

Neue Argument-Studienhefte (SH): Im Oktober werden drei Titel ausgeliefert:

SH 42 Gert Mattenklott: Nach Links gewendet. Über neuere Literatur
(ca. 64 S., ca. 5,-DM)

SH 43 Udo Schagen u.a.: Mediziner-Ausbildung (56 S., 4,50 DM)

SH 44 Frauen-Grundstudium (64 S., 5,- DM)

In SH 44 entwirft ein überregionales Frauenprojekt einen Leitfaden, der es den Frauen an den Universitäten ermöglichen soll, ihr Studium selbst so zu organisieren, daß sie wissenschaftlich und politisch handlungsfähiger werden. Es ist zugleich der Aufruf zur Teilnahme an einem kollektiven Forschungsprozess. — Das Heft erscheint parallel zu AS 45: *Frauenformen*.

Verspätet erscheinen zwei bereits früher angekündigte Titel:

SH 40 Helmut Gollwitzer: Christentum / Demokratie / Sozialismus (II)
Aufsätze zur Politik (Ende 1980, ca. 100 S., 7,- DM)

SH 41 Werner Goldschmidt: Grundkurs materialistische Soziologie
(voraussichtlich Ende 1980)

Beiheft '80: Der Band, der außerhalb des Abonnements erscheint, enthält über 100 Rezensionen zu philosophischen, kultur-, literatur- und sprachwissenschaftlichen Schwerpunkten, ferner aus den Bereichen Pädagogik, Geschichte und Soziale Bewegung und Politik. Wir wollen damit diejenigen unterstützen, die sich nicht in selbstgenügsamem Provinzialismus abschotten und nicht theorielose Handwerkelei betreiben, sondern die über enge Bereichsgrenzen hinaus methodische Entwicklungen, Forschungsergebnisse, politische Tendenzen zur Kenntnis nehmen. In den Kurzrezensionen steckt viel Arbeit der Rezensenten und Redakteure. Gemeinsam investieren wir diese Arbeit in den Diskussionszusammenhang und das Motivationsniveau der linken wissenschaftlichen Öffentlichkeit. (191 Seiten — Preis wie ein AS-Band — Abonnenten einer unserer Serien erhalten den Band ermäßigt.)

Preise: Nichtverdienern geben wir unsere Veröffentlichungen zu stark ermäßigten Preisen ab. Dennoch hören wir oft das verständliche Stöhnen vor allem von Studenten über die Preise. Wir erinnern daran, daß der größte Teil der Arbeit am *Argument* unbezahlt erfolgt, daß wir hohe Verluste zu tragen hatten. Wir tun, was wir können, um bei möglichst billigen Preisen diesen unabhängigen linksintellektuellen Verlag aufrechtzuerhalten. Es ist inzwischen gelungen, die Verlustentwicklung zu bremsen. Trotz gestiegener Herstellungskosten wollen wir versuchen, unsere Preise im nächsten Jahr unverändert zu lassen. Bitte helft uns dabei! Die Stückkosten eines Buches sind von der Auflage abhängig. Daher hilft jeder Abonnent, den Preis zu senken. Durch Abonnentenwerbung helft Ihr, die Kosten unter Kontrolle zu halten. Und warum nicht *Argument*-Sonderbände oder ein Abo verschenken?

Frigga Haug

Opfer oder Täter?*

Über das Verhalten von Frauen

Der Titel »Opfer oder Täter« mit Fragezeichen scheint an sich etwas albern. Entweder ist er eine Unverschämtheit — mit »Täter« — oder aber er ist so banal, daß man die Antwort in einem Wort geben kann, und dann können wir nach Hause gehen und es lohnt sich keine weitere Beschäftigung mit der Frage. Natürlich ist allen klar: Frauen sind in erster Linie Opfer. Dafür gibt es zahlreiche Beweise: die Frauenhäuser, die Unzahl der Vergewaltigten und Geschlagenen; dann: Frauen dürfen einige Berufe nicht ausüben; sie werden ferngehalten vom öffentlichen Leben; man erlaubt ihnen nicht, die Tempel der Macht zu betreten; in untergeordneten Hilfsberufen fristen sie ihr tägliches Leben; in den Interessenverbänden ist ihre Anzahl gering; sie sind doppelt belastet durch einen Wust von Hausarbeit und Kindergeschrei, während ihre Männer sich dem Genuß des Fernsehens hingeben, Bier trinken, kegeln, mit den Sekretärinnen flirten, aufregende Abenteuer erleben, die Leiter des Erfolgs unendlich hinaufklettern — kein Zweifel: Frauen sind also Opfer. Zumeist sind sie Opfer ihrer Männer, auf jeden Fall aber der gesellschaftlichen Verhältnisse. Ihr öffentliches Ansehen ist gering. Da ist einmal die Werbung. Zur Erregung von Kaufgelüsten werden Frauenkörperteile vielseitig verwendet, sie dienen der Steigerung von Gefühlen, z.B. wenn ein Mädchen mit kurzen Hosen, bzw. wenn ein Mädchenhintern auf einem Motorrad sitzt, welches zusammen zum Kauf einer Zigarettenmarke anregen soll; z.B. wenn Bier nur mit Busen verkauft werden kann — bis hin zur warenästhetischen Ausgestaltung von Produkten, so wenn ein Aschenbecher ein Frauenhauch ist, ein Nußknacker Frauenoberschenkel nachbildet usw.

Im Beruf ist ihr Ansehen ebenso gering. Wie sie arbeiten müssen und was darüber gedacht wird, mag ein Ausspruch aus dem Mund eines Personalchefs, der sonst ganz freundlich war und ganz menschlich, in einem Betrieb verdeutlichen. Ich zitiere wörtlich (über Computerarbeit): »Wenn die Fehlermöglichkeiten bekannt sind und das Prüfprogramm routiniert ablaufen kann, dann ist das reine Sträflingsarbeit und kann von Frauen erledigt werden.« Und ein anderer: »Unsere Frauen müssen gut stehen können und belastbar und unter 40 sein. Sie dürfen nicht zu korpulent sein, nicht wie die italienischen Mamas.« Kurz: insgesamt gilt, Frauenarbeit ist ein Synonym für unqualifizierte Arbeit. Diese hier zusammengefaßten Elemente zu dem Standpunkt, Frauen sind Opfer dieser Verhältnisse und Opfer der Männer, ist zugleich auch der Standpunkt der meisten feministischen Frauenliteratur. Wir stimmen also bis hierher zu: Frauen sind unterdrückt. Was kann man dagegen tun? Wie könnten sie sich aufrichten?

Dem Aufrichten stehen — sehr verkürzt gesprochen — zwei Hindernisse entgegen: Erstens. Die Unterdrückten tragen die Male ihrer Unterdrückung. Das heißt z.B. wie etwa in dem Zitat des Personalleiters: Frauen können nicht alles tun, sie sind nicht gleichermaßen ausgebildet wie die Männer, sie haben infolgedessen nicht die gleichen Fähigkeiten. Zweitens. Frauen haben Schwierigkeiten beim Kampf um ihre eigene Befreiung, weil sie unter Umständen das, was sie wollen, auch wieder nicht wollen. Das

* Vortrag, gehalten auf der Volksuniversität, Berlin 1980

heißt, diejenigen, die im Aufbruch sind, die sich befreien wollen, haben zusätzliche Schwierigkeiten auf dem Weg der Befreiung, Schwierigkeiten mit sich selbst, z.B. solche, die gemeinhin bekannt oder diskutiert sind als Beziehungsprobleme, die dem revolutionären Impuls im Wege stehen. Als »Beziehungsprobleme« bezeichne ich in diesem Zusammenhang verharmlosend die Zusammenbrüche von Frauen wegen der Störung privater Beziehungen, die ihnen Befreiungsversuche verunmöglichen. Die Frage, die ich mir zunächst jetzt stelle, lautet: Woher kommen die Strukturen, die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen Frauen unterdrückt sind und aus denen sie diese Unterdrückungsmale tragen? Ich kann die Antwort hier verkürzt geben, weil dieser Zusammenhang allgemein bekannt ist: Frauen sind primär für die Familie da, die Familie gilt als Grundeinheit der Gesellschaft, in der die Frauen den Schutz der Nachkommen gewährleisten sollen. Das Frauendasein, das Hausfrau- und Muttersein, den Mann zu reproduzieren, die Kinder zu erziehen, dafür ihr Lebensziel und jeden anderen Lebensinhalt aufzugeben, bezeichne ich jetzt verkürzt als die gesellschaftliche Funktion der Frau. Diese Funktion wird gemeinhin verknüpft mit der Natur der Frau. Zunächst kann man festhalten: das geschieht nicht zu Unrecht, schließlich bekommen die Frauen die Kinder. Es schließt sich aber unmittelbar die Frage an: Ist denn die Natur der Frauen dermaßen unbeherrscht oder können sie ihre Natur so wenig regulieren, daß diese Natur zum Inhalt ihres Lebens werden muß? Die Frage also, die ich mir jetzt stelle, lautet: Wie steht es eigentlich mit der »Naturbeherrschung«, die gesellschaftlich und allgemein so hoch gehalten wird und so weit schon vorangetrieben ist, bezogen auf die Natur der Frau? Das heißt auch vereinfacht zurückübersetzt auf unsere Frage nach der Naturbedingtheit der gesellschaftlichen Funktion der Frau: Müssen Frauen eigentlich Kinder in so einer großen Anzahl bekommen, daß ihr gesamtes Leben davon erfüllt und beherrscht ist? Die Frage scheint lächerlich, aber ein Blick zurück in die Gesellschaft zeigt: das ist tatsächlich, bis in eine Zeit, die der Gegenwart erschreckend nahe ist, der Fall gewesen. Ich gebe hier nur zwei Daten. Man kann darüber in einigen vorliegenden Forschungsberichten genug Material finden (vgl. u. a. Sullerot). Genauere Kenntnisse über die Empfängnisverhütung sind erst in diesem Jahrhundert gewonnen worden. Die Möglichkeit, die Kinder nicht zu stillen — eine kraftraubende Tätigkeit, die die Mütter ein, zwei, drei Jahre oder noch länger fesselte —, die Entdeckung der Sterilisation der Nahrung, geschah Ende des vorigen Jahrhunderts. Bis zu diesem Zeitpunkt, also bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, bekamen die Frauen, die überhaupt mit einem Mann zusammenlebten, bis zu 19 Kinder, wobei nicht einmal die Hälfte der Kinder überlebte. (Im übrigen gebaren auch die legendären Handwerksfrauen, die innerhalb der Frauenbewegung häufig diskutiert werden, also die Metzgerinnen und andere zumftmäßig organisierte Frauen, eine sehr große Zahl von Kindern, waren also praktisch dauernd schwanger.) Die trotz der hohen Kindersterblichkeit immer noch sprunghafte Vergrößerung der Gesellschaft durch ein solches Verhalten wurde im übrigen — wie wohl bekannt ist — dadurch ermäßigt, daß nicht alle Frauen heiraten durften und, in solch sozialer Ausgrenzung (Klöster), auch nicht alle Kinder gebaren. Wenn Frauen 19 Kinder bekommen und diese dann auch noch stillen müssen und infolgedessen kaum noch zu etwas anderem Zeit und Möglichkeit haben (es ist wohl nicht notwendig, extra darauf hinzuweisen, daß man nach 19 Kindern oder auch nach 18 oder 17 irgendwann im Kindbett stirbt), kann man wohl von einer extremen Ausgeliefertheit an die eigene Natur sprechen. Diese Art der Unterjochung der Frau unter ihre eigene Natur ist unnötig

und überflüssig geworden mit der Möglichkeit der Empfängnisverhütung und mit der Möglichkeit, die Kinder mit »Fremdnahrung« großzuziehen. Dennoch werden die Frauen in der Familie gehalten, als sei nach wie vor das gleiche Verhältnis gegeben. An dieser Stelle geht es nicht darum, allgemein gegen das Stillen zu sprechen, aber für die Befreiung kämpfen heißt doch erst einmal prüfen, was die Grundvoraussetzung dafür ist und dazu gehört das Wissen, wo die Natur die Frauen hemmt. Jetzt erst, wo die Basis zur Aneignung der eigenen Natur vorhanden ist, kann Stillen zu einem Vergnügen werden, da es nicht Monat um Monat, Jahr für Jahr getan werden muß.

Die Funktion der Frauen in der Familie ist ein Hemmschuh für ihre Entwicklung, bedeutet einen Ausschuß aus den wesentlichen gesellschaftlichen Bereichen, macht sie abhängig, ist unterdrückend. Solcher Art geschlagen, nicht zugelassen, erniedrigt zum Anheizen des Konsums, sieht man Frauen in der Verbannung des häuslichen Herdes, zusätzlich zur öffentlichen Belustigung mißbraucht. In der Form des Witzes stimmen die einverständigen Lacher überein: Frauen sind böse, dumm, nichtsnutzig und eitell. Ihre Aktivitäten werden durchweg negativ bestimmt. Ganze Bücher ließen sich füllen mit Witzen, in denen Frauen nur noch im Spiegel ihrer Männer auftreten, so z.B. in diesem: »Fred wird gefragt: 'Bist Du verheiratet?' und er antwortet: 'Nein, ich seh nur so aus, weil man mir mein Auto gestohlen hat.'« Aber es gibt nicht nur diese Witze, die durchweg so sind, daß man sie verärgert und wütend beiseite legt. Da Frauen dauernd solch frauenfeindlichen Witzen ausgesetzt sind, wenden sie sich zumeist bloß unmutig ab, ohne diesem Witzmaterial einen weiteren Gedanken zu schenken.

Bei meinem Versuch, solche Witze als Belege für das schlechte öffentliche Ansehen der Frau zu finden, stellte ich allerdings eine eigentümliche, etwas andere zusätzliche Bedeutung fest. Ich stelle jetzt drei solcher Witze vor, die wohl als übliche frauenfeindliche Witze gelten können: »Die Fahrschülerin sagt zu ihrem Fahrlehrer: 'Ich fahre bei Rot an. Grün steht mir so schlecht.'« — Soll heißen: Frauen kümmern sich hauptsächlich um ihre Kleidung. — Ein anderer, ein jüdischer Witz: »Ein Ehemann berichtet seinen Freunden: 'Meine Frau ist wirklich reinlich, sie ist die einzige in ganz New York, die den Müll säubert, bevor sie ihn wegwirft.'« Oder ein dritter aus dem ÖTV-Magazin: Ein Bild — Sonnenschein, Wiese, Wasser, ein Pärchen auf dem Handtuch mit Kofferradio. Der Mann sieht sorgenvoll aus, die Frau sauer. Sie sagt: »Ich habe gleich gesagt: stell die Nachrichten aus an so einem schönen Tag, aber nein, nun ziehst Du einen Flunsch und denkst an den over-kill.« (Overkill ist die Möglichkeit beispielsweise der USA, die SU mehr als einmal, vielleicht fünf- oder zehnmal zu vernichten.)

Solche Art Witze sind bei allem Einverständnis, sich über Frauen lustig zu machen, zugleich kritische Witze. Sie haben ein aufklärerisches Moment. Sie zeigen nämlich, daß die Bereiche, in denen Frauen sich befinden, und ihre eigenen Aktivitäten sich zerstörerisch gegen die Frauen selber richten müssen. Dies gilt sowohl für diesen albernen Witz mit dem Fahrlehrer, in dem die Frau bei Rot anfährt, als auch für den Witz mit dem over-kill, um den sie sich nicht kümmert, weil sie gerade eine gemüthliche fröhliche Atmosphäre will und selbst noch für den Witz, der die Sinnlosigkeit der Säuberungsarbeit hervorhebt. D.h. diese Witze sind im Bösesten noch aufklärerisch, sie sagen etwas aus über die Bedrohung, die diese Bereiche, die »das Reich« der Frau sind, für die Frauen darstellen. Sie entselbstverständlichen durch Übertreibung und verweisen so auf die Notwendigkeit der Befreiung der Frau aus »ihrem Reich«. Wie wäre eine solche Befreiung und Veränderung möglich? Braucht sie nicht, und sagen diese Witze nicht auch

das, vorab geänderte Frauen? Erinnern wir uns, daß die Existenz in Ehe und Familie, die Mutterschaft der Frauen eine außerordentliche Einschränkung, Abhängigkeit und Entwicklungshemmung bedeutet. Wenn das jeder weiß, wie kommt es dann, daß noch Mutterschaft und Ehe von den Frauen gewünscht wird? Eine andere Wahl ist möglich; sie werden nicht dazu gezwungen. Zugespitzt formuliere ich also: indem sie Mutterschaft und Ehe in dieser Weise wollen, zumindest heimlich wünschen und irgendwo anstreben, willigen die Frauen freiwillig in ihre Unterwerfung ein.

In Witzen wird zweierlei deutlich, zum einen das vertane Leben und zum zweiten, daß sich Frauen innerhalb dieser Bereiche wohl zu wehren beginnen, dieses aber auf falscher Ebene tun. Das sagt z.B. auch ein ganz abscheulicher, frauenfeindlicher Witz wie folgender: »Manche Frauen sind wie Zigaretten. Zuletzt sammelt sich das Gift im Mund an.« Solche Witze verweisen also darauf, daß Frauen sich in diesem abgedrängten Leben zu wehren beginnen, wenn auch auf eine verdrehte und nicht auf eine auf wirkliche Befreiung gerichtete Weise. Die Frage lautet jetzt: Woher kommt die Unterdrückung, in die die Frauen sich freiwillig begeben? Wie bemächtigt sie sich der Frauen?

Für die weitere Analyse stelle ich die These auf: Jede Unterdrückung, die nicht mit äußerem Zwang arbeitet, muß mit der Zustimmung der Beteiligten arbeiten.

Die Annahme, daß die Frauen ausschließlich Opfer sind, wie eingangs vorgeführt, erweist sich als hoffnungslos, wenn man an ihre Veränderung, also an ihre Selbstbeteiligung bei ihrer Befreiung denken soll. Es bleibt ewig im Dunkeln, warum Befreiung möglich und notwendig ist und vor allem, wer sie eigentlich vollbringen soll, wie also — um es allgemeiner auszusprechen — eigentlich die Frauen als Opfer und Objekt in den Status eines Subjektes kommen. In anderen Worten: die Annahme, daß die Frauen ausschließlich Opfer sind, schweigt darüber, wie sie aus der Position derer, über die gehandelt wird, in die Position von Handelnden gelangen können. Geprägt und versiegelt müßten sie schweigen, müßten sie also bleiben, könnten sie sich nicht aus der unterdrückten Stellung aufrichten, wenn man am Gedanken des Opfersens festhält. Geht man dagegen davon aus, Menschen und also auch Frauen seien Schöpfer ihrer selbst, so folgt: Die einzelnen Frauen finden selbstverständlich die Unterdrückungsstrukturen, die gesellschaftlichen Verhältnisse, in die sie hineinwachsen, in denen ihnen eine nicht-aufgerichtete Haltung zugemutet wird, zunächst fertig vor. Aber diese Strukturen existieren nur weiter, wenn sie von denen, die in ihnen leben, immer wieder hergestellt werden. Daß dies so ist, heißt auch, daß diese Strukturen, von denen, die sie herstellen, geändert werden können. Dies ist im übrigen die einzige Möglichkeit, in der Veränderung gedacht werden kann. D.h., der Gedanke, daß Frauen ihre eigenen Verhältnisse ändern können, setzt voraus, daß sie diese Verhältnisse auch mit herstellen und also — wie oben behauptet —, daß die Unterdrückung, wenn sie nicht mit äußerem Zwang arbeitet, die Zustimmung der Unterdrückten braucht. In jedem Tun steckt also ein Stück Einwilligung, auch das Sich-Opfern ist eine Tat und kein Schicksal.

Wie geschieht diese Einwilligung, die jetzt mitzudenken zugemutet ist? Eine thesenhafte Antwort: Im Prozeß ihrer Vergesellschaftung — gemeinhin Sozialisation genannt —, geschieht nicht, wie in gängigen Sozialisationstheorien behauptet, eine einfache Prägung, ein von oben nach unten Aufdrücken bestimmter Charaktereigenschaften, sondern der Vergesellschaftungsprozeß ist selber eine Aktivität, in der auf jeder Stufe Einwilligung hergestellt werden muß. Wie kann das geschehen? Ich skizziere jetzt einige Annahmen aus der Kritischen Psychologie. Die Entwicklung der Einzelnen, also das

Heranwachsen von Kindern zu Erwachsenen und jede weitere Entwicklung, ist ein Prozeß ständiger Verunsicherung. Man lernt etwas, erreicht eine Position von Wissen und Handlungsfähigkeit. Um weiter zu wachsen, um auf die nächste Position zu kommen, muß man die eben erreichte alte Position verlassen. Das ist ein Prozeß der Verunsicherung oder anders: ein Konflikt. Die nächste Stufe, die man erreicht, ist der Versuch einer Konfliktlösung und eine höhere Stufe neuer Sicherheit. Für diesen Prozeß, in dem Entwicklung permanente Verunsicherung ist und permanenter Konflikt, gibt es normalerweise gesellschaftliche Strukturen oder Instanzen wie Familie, Eltern usw., die diesen Prozeß emotional absichern, die einzelnen dabei unterstützen, von Stufe zu Stufe zu kommen.

Daß Entwicklung überhaupt in dieser Weise konfliktreich von statten geht, beinhaltet die Möglichkeit von Nicht-Entwicklung. Solange in den verschiedenen Gesellschaftsformationen Unterdrückung und Ausbeutung herrscht, ist eine umfassende Kompetenz der einzelnen Gesellschaftsmitglieder ohnehin ausgeschlossen, wird durch die Verhältnisse verunmöglicht, durch die herrschenden Instanzen verhindert. Eine solche Behinderung beim Versuch, höhere Handlungsfähigkeit zu erreichen, trifft besonders die Frauen in unserer Gesellschaft, sofern sie vom gesellschaftlichen Produktionsprozeß ferngehalten sind, sich fernhalten. Durch verschiedene Mittel wie Bestechung, Umleitung, Verdrängung, Kompensation, gelingt es, daß sie sich mit Stufen niedrigerer Handlungsfähigkeit bescheiden. Bevor ich diesen Zusammenhang mit einigen Beispielen verdeutliche, möchte ich aus dem bisher Ausgeführten als Forschungsleitlinie formulieren: Bei allen Unterdrückungszusammenhängen müssen die Tätigkeiten und Haltungen genau herausgearbeitet werden. Dabei ist darauf zu achten, welche Kompensationen, welche Belohnungen, welche Nicht-Schwierigkeiten in ihnen — gewissermaßen als Verführung — stecken. Dies gilt sowohl für historische Forschung wie für die Analyse individueller Vergesellschaftung heute.

Vergegenwärtigen wir uns diesen Zusammenhang am Beispiel der Familie im Vergleich zur Lohnarbeit. Wir setzen also voraus, daß unter unseren heutigen Bedingungen Mutter zu sein und Ehefrau und nichts sonst, unterdrückend ist und fragen uns, warum Frauen dann dennoch diesen Zustand »freiwillig« wählen, dabei häufig um die Unterdrückung wissen und trotzdem nicht die Berufstätigkeit vorziehen. Diese Frage ist besonders leicht zu beantworten.

Nutzen und Nachteile einer Ehefrau- und Familientätigkeit gegenüber der Lohnarbeit liegen auf der Hand. Es können Kleinigkeiten sein, z.B. ist die unmittelbare Abhängigkeit in der Lohnarbeit beim Hausfrauendasein nicht sofort einsichtig. Man muß nicht unbedingt, wenn man noch keine Kinder hat, so früh aufstehen, man muß sich nicht verkaufen, man kann über seine Zeit selbst verfügen, es scheint jedenfalls so, als ob man das kann. Man kann also auf manchen Stufen dem unmittelbar angenehmeren Leben gegenüber einem zwar anstrengenderen, aber nur so glücklichen Leben den Vorzug geben. Die Schwierigkeiten, das Schwierige zu wählen, werden dadurch vergrößert, daß die emotionale Einbettung als Verführung auftritt. Wenn Lernen ein Risiko ist, wenn Entwicklung ein Risiko ist und das Infragestellen der alten Positionen der sozialen Absicherung bedarf, wenn zugleich für die Frauen diese neuen Positionen gesamtgesellschaftlich gar nicht vorgesehen sind, dort also diese Absicherung nicht geschieht, bedarf es, um für Frauen Lernprozesse abzusichern, eines Kollektivs. Hier bekommt die Frauenbewegung für jeden Lernschritt, den Frauen machen müssen, der sie

aus der gesellschaftlichen Erwartung herausnimmt, einen hohen Stellenwert, wird zur Notwendigkeit.

Die Möglichkeit, die eigene Natur besser zu beherrschen — Empfängnisverhütung, andere Kindernahrung — und die Existenz der Frauenbewegung setzen zusammen die Bedingungen voranzukommen, sich wirklich zu befreien. D.h. auch, daß die Möglichkeit, sich zu verändern, die Möglichkeit für Frauen, ihre eigene Veränderung in die Hand zu nehmen, voraussetzt, daß die einzelnen bei sich selber verfestigte Strukturen auflösen.

Diese sehr verkürzt skizzierten Elemente fasse ich jetzt in einem anderen Kontext zusammen und komme damit gleichzeitig zur Gesamtzusammenfassung. Die neue Fragestellung, unter der ich das bisher Ausgeführte noch einmal entwickle, lautet:

Wozu soll es eigentlich nützen, einen solchen Standpunkt der Aktivität von Frauen einzunehmen. Anders gesprochen: Was nützt denn diese Analyse, die behauptet, Frauenunterdrückung ließe sich nur verstehen, wenn man nachvollziehe, daß die Frauen Schritt um Schritt dieser Praxis des Unterdrücktwerdens selber zugestimmt haben? Wem kann es nützen? — Eine erste Antwort: Wenn man etwas verändern will, wenn Frauenbewegung etwas verändern und erreichen will, wird sie feststellen, daß die alten Persönlichkeitsstrukturen der Veränderung im Wege stehen.

Man denke z. B. an die ungeheure Kraft, mit der die meisten Frauen an den privaten Beziehungen hängen und die sie in jeder — unvermeidlichen — Krise gegen sich selber richten, sodaß sie in erster Linie selbsterstörerisch sind. Ferner steht der Veränderung ein zumeist schon als Teil der Persönlichkeitsstruktur verfestigter Anspruch auf Nichtanstrengung entgegen: Das Recht auf Unmittelbarkeit, auf Wohlleben hier und jetzt, statt der langen Anstrengungen, die die Veränderung verlangt. Die eben genannten privaten Beziehungen haben nicht nur selbsterstörerische Kraft, sie nehmen auch einen zu großen Platz in den Gefühlen der Frauen ein. Wenn man etwas verändern will, wenn Frauen etwas verändern wollen, müssen sie die Eingriffspunkte herausfinden, die sie fähig machen, selber zu handeln. D.h., für das Handeln müssen sie ihre eigene Haltung verändern und dies — so wollte ich ausführen — ist zugleich nur möglich als eine Veränderung der eigenen Persönlichkeitsstruktur. Warum?

Gehen wir davon aus, daß die Frauen ein unterdrücktes Leben praktisch führen, daß sie ihre Unterdrückung als Tätigkeit selber Tag für Tag leben müssen, so wird man annehmen müssen, daß in ihren Persönlichkeiten die Resultate einer solchen Praxis als Persönlichkeitsstruktur vorhanden sind. Wenn sie unfähig gehalten werden, können sie nur handlungsfähig werden, indem sie Teile ihrer eigenen Persönlichkeit mit zur Disposition und infrage stellen. Dieses wiederum ist eine allgemeine Eigenschaft von Lernprozessen. Im Prozeß immer kompetenter zu werden, immer unabhängiger, immer mehr Bereiche des eigenen Lebens zu kontrollieren, werden Frauen gleichzeitig in dem Prozeß der Vergesellschaftung auf Bereiche stoßen, in denen sie die Kompetenz nicht erreichen können. Im allgemeinen sind es alle Bereiche, die die Herrschaftsstrukturen der Gesamtgesellschaft sichern: bei den Frauen, in unseren Verhältnissen sind es zusätzlich Bereiche gesellschaftlichen Eingreifens, die den Prozeß der individuellen Vergesellschaftung schon sehr viel früher behindern. Die Verbote für die Frauen, sich zu entwickeln, »erwachsen« zu werden, müßten die Einzelnen verrückt machen, krank, handlungsunfähig, wenn sie sich jeweilig, auf jedem Schritt bewußt wären, daß sie in diesen Bereichen nicht kompetent werden dürfen. Zwar werden genügend Leute in unseren

Verhältnissen verrückt und krank und dies gilt auch insbesondere für die Frauen, aber diejenigen, die nicht »verrückt« werden, sondern auf beschränktem Niveau handlungsfähig bleiben, müssen in diesem Prozeß die einzelnen Bereiche, in denen ihnen Kompetenz nicht zugestanden und nicht ermöglicht wird, *uminterpretieren, verdrängen, nicht wahrnehmen, aus dem Bewußtsein ausgrenzen*. Diese Fehldeutungen bilden einen Teil der Persönlichkeitsstruktur. Eine solche Bauweise kann z.B. das Resultat hervorbringen, daß die ausgegrenzten Bereiche als nicht vorhanden vorkommen, emotional nicht besetzt scheinen, in den Gefühlen der Frauen keinen Platz haben. Wenn Frauen die Bedingungen und Verhältnisse verändern wollen, unter denen sie leiden, müssen sie die von ihnen schon mit dieser Inkompetenz einverständlich besetzten Bereiche in ihren eigenen Persönlichkeiten umbauen, die Sache anders wahrnehmen, d.h. sie müssen auch ihre Gefühle verändern. Das ist ein Verunsicherungsprozeß, besonders krisenhaften Ausmaßes, eine Krise, die sich allein nicht aushalten läßt. Man kann sie nur durchstehen, wenn irgendwo eine Absicherung stattfindet.

Und damit komme ich jetzt zum Schluß. Wenn die gesellschaftliche Absicherung nicht gegeben ist — und das ist sie zweifellos nicht —, dann, könnte man einwenden, genügen dafür politische Organisationen, Gruppen, genügt also ein politisches Kollektiv. Ich möchte hier behaupten, daß das bei den Frauen nicht ausreichend ist, und zwar deswegen nicht, weil in diesem Prozeß der Umorganisation der eigenen Gefühle, der krisenhaften Überführung der bisherigen Lebensstrukturen in neue, die Männer, mit denen sie zusammen in diesen Kollektiven und Organisationen sind oder wären, ein zusätzliches Spannungsmoment hineinbringen, das die Umorientierung verwehrt. Schließlich sind Männer auch teilweise Nutznießer dieser vorher anders gesezten Persönlichkeitsstrukturen. Sie können also gar nicht unvoreingenommen unterstützen, wenn Frauen sich z.B. ablösen von der Notwendigkeit, unbedingt eine »persönliche Beziehung« zu haben, die über allen anderen gesellschaftlichen Aktivitäten stehen soll. Diese Veränderungsprozesse zu ermöglichen und durchzusetzen ist das historische Recht und die Notwendigkeit der Frauenbewegung.

Weiterführende Literatur

- Haug, F. (Hrsg.): Frauenformen. Argument-Sonderband AS 45. Berlin/West 1980.
 Holzkamp, K.: Zur kritisch-psychologischen Theorie der Subjektivität I + II. Forum Kritische Psychologie 4 und 5 (Argument-Sonderband AS 34 und AS 41). Berlin/West 1979.
 Holzkamp-Osterkamp, U.: Erkenntnis, Emotionalität und Handlungsfähigkeit. Forum Kritische Psychologie 3 (Argument-Sonderband AS 28). Berlin/West 1978.
 dies.: Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung II. Die Besonderheit menschlicher Bedürfnisse — Problematik und Erkenntnisgehalt der Psychoanalyse, Frankfurt/M. (1976) 1978.
 Sullerot, E.: Die Wirklichkeit der Frau. München 1979 (Paris 1978).



Hrsg. v. Frigga Haug
 Alltagsgeschichten und Entwurf einer
 Theorie weiblicher Sozialisation.
 Rezensionen.

15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-)

Was heißt »normale« Entwicklung der kindlichen Persönlichkeit?*

I.

Als »normal« gilt ein Kind gemeinhin dann, wenn es den durchschnittlichen Anforderungen und Standards seiner Altersstufe genügen kann, also z.B. »altersgemäß« Greifen, Laufen, Sprechen lernt, »sauber« wird, Sozialkontakte mit anderen Kindern eingeht, schulreif wird, etc. Daran, ob ihr Kind in diesem Sinne »normal« entwickelt ist, sind die Eltern meist sehr interessiert, sie vergleichen besorgt den Entwicklungsstand ihres Kindes mit dem anderer Kinder. Die Psychologie kommt ihnen dabei zu Hilfe, indem sie die Vergleichsmaßstäbe standardisiert, etwa aufgrund empirischer Erhebungen differenzierte Inventare darüber aufstellt, was ein Kind in einem bestimmten Alter alles »können« muß, Tests bereitstellt, mit denen der altersgemäß »normale« Leistungsstand präziser und objektiver faßbar sein soll als durch die bloße Beobachtung. Und »gesund« ist die Entwicklung des Kindes, wenn es eben nicht »krank« ist, also weder »angeborene« oder erworbene organische Behinderungen und Störungen aufweist noch psychisch in besonders »auffälliger« oder abartiger Weise von der Norm abweicht.

Die *pädagogische Nutzenanwendung* dieser Vorstellung von »normaler« und »gesunder« kindlicher Entwicklung liegt auf der Hand: Man darf von einem Kind einerseits nicht weniger verlangen, als es altersgemäß leisten kann, da eine derartige »*Unterforderung*« die »normale« Entwicklung behindert. Man darf aber auch nicht mehr von dem Kind erwarten und verlangen, als seiner Altersstufe gemäß ist, also das Kind nicht »*überfordern*«, weil es auch dadurch in seiner normalen Leistungsfähigkeit behindert wird und sogar streßbedingte organische oder psychische Schäden davontragen kann. Wenn das Kind eindeutig hinter der jeweiligen Altersnorm zurückbleibt, also *entwicklungsbehindert* ist, so muß man zunächst feststellen, wieweit diese Behinderung *konstitutionell bedingt* ist oder *im Prinzip behoben werden kann*. im ersten Fall sodann u.U. bestimmte *Schutz- oder Bewahrungsmaßnahmen* ergreifen, im zweiten Falle besondere *Förderungsmaßnahmen* einleiten, spezifisch geplante *pädagogische Beeinflussung* oder *psychologische Therapie*, um so das Kind auf den »normalen«, d.h. »*durchschnittlichen*« Leistungsstand und Verhaltensstandard seiner Altersstufe zu bringen.

Ich nehme an, daß viele Zuhörer diese allgemeinen Darlegungen so vernünftig wie trivial finden werden, und nun von mir erwarten, daß ich auf dieser Grundlage Genaueres ausführe, etwa neuere Befunde referiere und zu präziseren Bestimmungen komme. Ich werde diese Erwartungen jedoch nicht erfüllen. Ich halte die geschilderten Vorstellungen nämlich keineswegs für eine tragfähige Grundlage weiterer Analysen, sondern für äußerst *flach und einseitig*, und deswegen für ungeeignet, daraus relevante und fruchtbare Fragestellungen für die anstehenden Probleme zu gewinnen. Der Grund hierfür liegt darin, daß in der dargestellten gängigen Sichtweise die »Normalität« und »Gesundheit« der kindlichen Entwicklung *nur als Problem der Erfüllung ge-*

* Vortrag auf dem Kongreß »Entwicklung und Gesundheitsgefährdungen von Kindern und Jugendlichen in Familie, Kindergarten und Schule — Möglichkeiten der Prävention«, 20.-21.6.1980 in Berlin (Veranstalter: Planungsgruppe Gesundheitsforschung Berlin und Fachbereich Erziehungswissenschaften an der FU Berlin).

sellschaftlicher Anforderungen und Standards, nicht aber auch als Problem der subjektiven Befindlichkeit des je betroffenen Kindes betrachtet wird. Wenn jeder von uns sich selbst fragt, ist bei mir alles normal und in Ordnung, bin ich gesund, so stößt er unmittelbar auf sein *eigenes Befinden*: Geht es mir gut oder fühle ich mich schlecht, bin ich zufrieden, stark, hoffnungsvoll, erfüllt, oder angekränkt, schwächlich, resigniert, leer? Äußere Normen und Anforderungen treten dabei von vornherein innerhalb dieses Erfahrungszusammenhangs in den Blick, als Bedingungen für meine subjektive Befindlichkeit und deren Änderung. Geht es hingegen darum, ob *unsere Kinder* normal und gesund sind, so neigt man vom Standort des Alltags wie der traditionellen Psychologie und Pädagogik dazu, primär nach der Anforderungsgemäßheit und Normgerechtigkeit des kindlichen Verhaltens zu fragen; das unmittelbare Befinden der Kinder wird dabei, wenn überhaupt, nur als zweitrangiges Problem betrachtet.

Man mag versucht sein, die damit angesprochene Problematik schnell wieder los zu werden, indem man einwendet: die *subjektive Befindlichkeit* ist doch mehr oder weniger eine *abhängige Größe der Normgerechtigkeit des kindlichen Verhaltens*. Allein, dieser Einwand hat zwar eine gewisse Berechtigung, wenn man nur die Situation der *Überforderung* oder *Unterforderung* betrachtet, obwohl man sich mindestens für eine gewisse Zeit ja auch in Unterforderungs- bzw. Überforderungssituationen relativ wohl befinden kann. *Falsch* ist jedoch die Behauptung, die *Fähigkeit zu »durchschnittlichem«, also »normgerechtem« Verhalten bedeute auch schon subjektives Wohlbefinden*. Jeder von uns weiß, daß dies zwar so sein *kann*, aber keineswegs *muß*. Vielmehr kann jemand, der in »normaler« Weise Anforderungen und Erwartungen nachkommt, dennoch in ausgeprägtem Maße unerfüllt, resignativ, perspektivlos, geängstigt sein — wobei dies unter unseren gesellschaftlichen Bedingungen ja für sehr viele Menschen auch tatsächlich so ist.

Das Problem der *subjektiven Befindlichkeit* des Kindes ist also ein *selbständiger, nicht auf die Normebene reduzierbarer Aspekt* der Frage, was unter normaler, gesunder Entwicklung zu verstehen ist. Dies bedeutet, daß ein *lediglich statistischer, am »Durchschnitt« orientierter Normbegriff* für unsere Fragestellung *generell unzulänglich* ist. Man benötigt vielmehr Bestimmungen, mit denen beurteilt werden kann, wann die kindliche Entwicklung *nicht bloß in den Augen anderer »normal«, sondern für das betroffene Kind eine tatsächlich gelungene, positive, befriedigende und erfüllende Entwicklung* ist. Dazu muß das *Verhältnis*, in dem die normative und die »subjektive« Seite der kindlichen Entwicklung stehen, genauer geklärt werden.

II.

Bei erstem Hinsehen mag man den Eindruck haben, daß dabei sehr verschiedene, ja *unvergleichbare Ebenen* ins Verhältnis gesetzt werden. Die Kriterien für »Normalität« der Entwicklung sind offensichtlich aus *gesellschaftlichen Notwendigkeiten, ethischen Standards* o.ä. abgeleitet, und auch die Frage, wieweit die Individuen in ihrem Verhalten diesen Normen entsprechen, ist von *öffentlichem Interesse*. Das Problem, wie der Einzelne sich bei der Erfüllung der Normen *subjektiv befindet*, ist hingegen, so könnte es scheinen, genau genommen seine *Privatangelegenheit*. Im methodologischen Behaviorismus ist, wie bekannt, aus dieser Annahme die Konsequenz gezogen worden, die subjektive Befindlichkeit, da sie Privatsache der Individuen, also nicht intersubjektiv kontrollierbar sei, als wissenschaftlich unerforschbar aus der Psychologie auszuschlie-

ßen. Aber selbst, wenn man eine derartige Konsequenz in ihrer Radikalität nicht akzeptiert, scheint es doch evident, daß die subjektive Befindlichkeit ein gegenüber den *harten Fakten der Normen und des Verhaltens* sozusagen »weicherer« Tatbestand ist, eine *dezidiert »innerpsychische«, bloß individuelle Gegebenheit*, womit es *wesentlich vom einzelnen abhängt*, wie er mit den *an ihn gestellten Forderungen subjektiv zu recht kommt*.

Gemäß dieser Sichtweise haben die Standards für die Normalität des Verhaltens und der Entwicklung sowie die zu ihrer Erfüllung erworbenen Fähigkeiten mit der subjektiven Befindlichkeit des Individuums *primär nichts zu tun*, der einzelne muß lediglich sehen, wie er mit den Anforderungen, wie sie nun einmal an ihn gestellt werden, quasi *nachträglich* sich subjektiv arrangiert. Bei genauerer Betrachtung wird sogar deutlich, daß hier darüber hinaus eigentlich ein *Gegensatz* zwischen äußeren Normen und der inneren Befindlichkeit impliziert ist, da mein *Befinden* gegenüber Anforderungen, die mit mir nichts zu tun haben, letztlich nichts anderes als ein *Sich-Abfinden* beißen kann. Damit scheint hier eine *Grundvorstellung der bürgerlichen Ideologie* über das *Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft überhaupt* durch, wie sie etwa in der *Psychoanalyse* verallgemeinert und auf den Begriff gebracht ist, nämlich die Auffassung, es bestehe ein *prinzipieller und unaufhebbarer Widerspruch zwischen den gesellschaftlichen Normen und Anforderungen* auf der einen Seite und der *vollen Befriedigung und dem wirklichen Glück der Individuen* auf der anderen Seite. Die »Gesellschaft« wäre so, in der Sprache der Psychoanalyse ausgedrückt, als solche eine *»versagende«* Instanz, die das Individuum an der unmittelbaren und totalen »Triebbefriedigung« hindert.

In dieser Sichtweise ist, wie innerhalb der psychoanalytischen Literatur immer wieder und deutlich ausgesprochen, *jede* individuelle Entwicklung das *Lernen von Triebverzicht*, also der Erwerb der Fähigkeit, seine *eigenen Lebensbedürfnisse aufgrund der gesellschaftlichen Anforderungen aufzuschieben, abzuschwächen, umzuformen, aufzugeben*. Ob die Entwicklung *abnormal und krankhaft* oder *normal und gesund* ist, bemißt sich *lediglich nach der Art*, wie *das Individuum* mit dem ihm *auferlegten Verzicht auf volle Befriedigung seiner Bedürfnisse, damit auf ein wirklich glückliches Leben, persönlich fertig* wird.

»Normal« und (vergleichsweise) gesund ist die individuelle Entwicklung in dieser Sichtweise dann, wenn das Individuum die ihm auferlegten Versagungen einerseits so *verarbeitet*, daß es sie *ertragen und aushalten* kann, sich also mit dem notwendigen Triebverzicht abzufinden gelernt hat, wenn es aber andererseits trotz der versagenden gesellschaftlichen Anforderungen und an ihnen vorbei eine *gewisse, wenn auch abgeschwächte Befriedigung* findet, also sich in den Schranken der Verhältnisse so gut es geht einrichtet, nicht mehr will, als zu kriegen ist, aber das, was übrigbleibt, mitnimmt und genießt. *Unnormal* ist dieser Auffassung nach ein Mensch hingegen in dem Grade, wie er sich mit den gesellschaftlichen Versagungen nicht bewußt arrangieren, sondern die *nur unter Realitätsabwehr und Wirklichkeitsverlust* ertragen kann, und so allerlei Abwehrmechanismen und u.U. auch neurotische Symptome entwickelt. Es leuchtet ein, daß bei einer solchen Betrachtungsweise gesellschaftsverändernde politische Aktivitäten leicht in die Nähe »unnormalen« Verhaltens gerückt werden, da man sich ja auch hier mit den gesellschaftlichen Versagungen und Entwicklungsbeschränkungen nicht abfinden kann, wobei der damit vorgeblich verbundene Realitätsverlust sich in dieser

Sicht hier allerdings nicht in bloß innerpsychischen Mechanismen äußert, sondern zum Ausagieren der abgewehrten Impulse in äußeren Handlungen, damit zu politischer Protestaktion als kollektive Neurosen führt.

Die *pädagogischen Implikationen* einer solchen Vorstellung von »normaler«, gesunder Entwicklung sind klar: Es müssen in der kindlichen Umwelt Bedingungen geschaffen und Erziehungsmaßnahmen ergriffen werden, durch welche das Kind seine *Bedürfnisse zu beherrschen*, seine »Triebe« *zu kanalisieren* und zu unterdrücken lernt, ohne dabei die Realität abzuwehren oder zu verfälschen, also unter *realistischer Anerkennung der Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit des Sich-Abfindens und Verzichtens*. Die Erziehung besteht so gesehen also wesentlich darin, dem Kind Versagungen aufzuerlegen und seine Bedürfnisse einzuschränken, aber in *dosierter* Form, so, daß das Kind die Versagungen noch *verarbeiten* kann und dabei immer mehr die Fähigkeit erwirbt, Versagungen generell zu ertragen und realistisch psychisch zu verarbeiten, also, wie ein gängiger Ausdruck lautet, »Frustrationstoleranz« zu gewinnen. Das Resultat einer so gefaßten »normalen« Entwicklung ist dann ein Mensch, der auf der einen Seite *fähig geworden ist, die gesellschaftlichen Anforderungen zu erfüllen und sich »normgerecht« zu verhalten*, dessen *subjektive Befindlichkeit* aber dadurch *nicht mehr beeinträchtigt* ist, als *nötig und unvermeidlich*, der es verstanden hat, den frustrierenden Verhältnissen dennoch einen *Rest von Daseinserfüllung*, quasi »gebremster Glückseligkeit« abzugewinnen.

Niemand wird leugnen können, daß mit dieser Betrachtungsweise wirkliche Aspekte von Entwicklungsmöglichkeiten und -behinderungen in unserer Gesellschaft erfaßt werden. Man muß sicherlich auch einräumen, daß Individuen, die sich mit Beschränkungen ihrer Lebenserfüllung und Bedürfnisbefriedigung realistisch »abgefunden« haben und dennoch den an sie gestellten Anforderungen nachkommen, in gewissem Sinne »gesünder« und »normaler« sind als solche, die über die subjektive Notwendigkeit der Abwehr von Frustrationen durch Realitätsverlust in ihrer Lebenstüchtigkeit eingeschränkt sind. — Was man sich allerdings fragen muß, ist, ob der realistische Verzicht und das dabei verbliebene »kleine Glück« *tatsächlich alles ist, was ein Mensch von positiver, gelungener und erfüllter Entwicklung seiner Persönlichkeit erwarten darf*, ob also gesellschaftliche Verhältnisse, deren Anforderungen grundsätzlich mit den individuellen Lebens- und Glücksansprüchen unvereinbar sind, tatsächlich so *»allgemein menschlich« und unveränderbar sind, wie dies hier vorausgesetzt ist*. Diese Frage ist gleichbedeutend mit dem Problem, ob es nicht noch eine *höhere, entfaltetere Form gelungener, »gesünder« Entwicklung gibt*, als die des *bloßen Sich-Abfindens mit gegebenen Anforderungen und Einschränkungen*, ob mithin ein *Begriff von »gesellschaftlichen Verhältnissen«* gewonnen und begründet werden kann, der nicht nur den *Widerspruch*, sondern auch die *Übereinstimmung* zwischen Anforderungserfüllung und der Realisierung subjektiver Lebens- und Glücksansprüche denkbar und wissenschaftlich faßbar macht?

III.

Wenn man sich als einzelner der Forderung konfrontiert sieht, um gesellschaftlicher Notwendigkeiten willen seine eigenen Bedürfnisse zurückzustecken, so mag man das noch hinnehmen. Wenn man dies aber verallgemeinert sieht, sich also vorstellt, daß diese Forderung an *alle* einzelnen in der Gesellschaft gerichtet wird, so kommt die Fra-

ge auf, was das *denn für eine Gesellschaft* ist, deren *vorgebliche Notwendigkeiten zwangsläufig nur auf Kosten der Lebens- und Glücksansprüche ihrer Mitglieder realisierbar sein* sollen. Diese Frage spitzt sich noch zu, wenn man sich klar macht, daß *im Prozeß der Menschheitsentstehung, der »Anthropogenese«, die Entwicklung von menschlichen Bedürfnissen und Interessen und die Schaffung von gesellschaftlichen Lebensbedingungen, die diesen Bedürfnissen und Interessen entsprechen, doch zwei Aspekte des gleichen Vorgangs* waren. So gesehen ist es *völlig unbegreiflich, daß gesellschaftliche Notwendigkeiten prinzipiell und allgemein mit dem subjektiven Bedürfnissen und Interessen der einzelnen in Widerspruch stehen* sollen. Es ist widersinnig anzunehmen, daß eine *gesellschaftliche Lebenswelt, die die Menschen sich nach ihren Bedürfnissen und Interessen schaffen, zur Befriedigung eben dieser Bedürfnisse und Interessen grundsätzlich und ein für allemal ungeeignet sein* soll. Vielmehr drängt sich die Konsequenz auf, daß — wo solche Widersprüche tatsächlich auftreten — dies kein generelles Charakteristikum des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft ist, sondern *speziellen gesellschaftlichen Lebensbedingungen* geschuldet, die damit als *historisch bestimmte Unterdrückungs- bzw. Abhängigkeitsverhältnisse*, durch welche die *Lebens- und Erfüllungsmöglichkeiten der Masse der Menschen formations- bzw. klassenspezifisch eingeschränkt sind*, sich verdeutlichen. Man hätte demnach gesellschaftliche Anforderungen *nicht prinzipiell als bedürfniseinschränkend zu verstehen*, sondern hätte sie jeweils konkret daraufhin zu analysieren, wie weit in ihnen *allgemeine Möglichkeiten zur Realisierung subjektiver Bedürfnisse und Lebensansprüche* gegeben sind bzw. *formations- und klassenspezifische Einschränkungen dieser Bedürfnisse und Ansprüche durchschlagen*.

Aus diesen Überlegungen müssen sich nun auch *Konsequenzen hinsichtlich der Eigenart der menschlichen Bedürfnisse und Lebensansprüche selbst* ergeben: Der Mensch hätte demnach *nicht bloß individuelle Bedürfnisse*, die mit gesellschaftlichen Anforderungen nichts zu tun haben und nur unabhängig von diesen Anforderungen zu befriedigen sind, sondern auch *solche Bedürfnisse, die gerade in der Realisierung gesellschaftlicher Anforderungen ihre Befriedigung finden* — dies allerdings *nicht bei jeder Art von Anforderungen*, sondern nur bei solchen, in denen sich *allgemeine Notwendigkeiten menschlicher Lebensgewinnung* verkörpern. Derartige Bedürfnisse sind einerseits Charakteristika der menschlichen Natur, aber andererseits in der Phylognese im Zusammenhang der Herausbildung der gesellschaftlichen Form der Lebensgewinnung entstanden, also *Grundmerkmale der »gesellschaftlichen Natur« des Menschen*. Die *inhaltliche Konkretisierung* solcher Bedürfnisse ergibt sich, wie unsere Forschungen zur Anthropogenese des Psychischen erbracht haben, aus der Besonderheit der gesellschaftlichen Lebensgewinnung als *Arbeit, d. h. bewußt geplante, eingreifende Naturveränderung in gemeinschaftlicher Vorsorge zur allgemeinen, damit je individuellen Existenzsicherung*: Mit der phylogenetischen Entstehung der gesellschaftlichen Arbeit haben sich als deren »subjektive« Seite auch die menschlichen Bedürfnisse so weiterentwickelt, daß sie *nicht mehr nur auf die unmittelbare Existenzsicherung bezogen* sind. Der Mensch hat vielmehr, vereinfacht ausgedrückt, seiner gesellschaftlichen »Natur« nach ein Grundbedürfnis nach *vorsorgender Verfügung über die eigenen Existenzbedingungen*. Da aber die relevanten eigenen Lebensbedingungen stets *individuell relevante gesellschaftliche Lebensbedingungen* sind, ist dieses Grundbedürfnis nicht nur individueller Art, sondern auf die *Einbezogenheit des Individuums in die kollektive*

Verfügung über derartige Lebensumstände, also — wie wir es ausdrücken — »kooperative Integration« gerichtet. Nur in der *kooperativen Selbstbestimmung seiner Daseinsverhältnisse* kann der Mensch seine *Fähigkeiten und Bedürfnisse auf »menschlichem«* Niveau entwickeln, und zu einem *wirklich befriedigenden und erfüllten Leben* gelangen; die *Ausgeliefertheit an aktuelle Bedingungen, Ausgeschlossenheit und Isolation von der gemeinschaftlichen Verfügung über relevante eigene Daseinsumstände* bedeutet dagegen für den einzelnen *existentielle Angst, Entwicklungslosigkeit, Verkümmern der eigenen Lebens- und Erlebnismöglichkeiten*. Nur in dem Grade, wie in kooperativer Integration die auf *Teilhabe an kollektiver Selbstbestimmung bezogenen Bedürfnisse* entfaltet werden können, ist dem Individuum auch eine menschenwürdige Befriedigung seiner *bloß individuellen, auf sinnliches bzw. vitales Wohlbefinden gerichteten Bedürfnisse möglich: Wohlbefinden und elementarer Lebensgenuß sind nämlich mit Existenzangst unvereinbar*.

Der Mensch kann also auch dann in seiner subjektiven Befindlichkeit schwerwiegend beeinträchtigt sein, wenn seine unmittelbaren vitalen Lebensbedürfnisse befriedigt sind, nämlich dann, wenn *diese Befriedigung nicht in der Teilhabe an gemeinschaftlicher Verfügung über die eigenen Lebensumstände vorsorgend abgesichert* ist. Der damit vorliegende Zustand des Von-der-Hand-in-den-Mund-Lebens, der Ausgeliefertheit an den Gegebenheitszufall, der permanenten Bedrohtheit der eigenen Existenzgrundlagen durch Mächte, über die man keine Verfügung hat, im Extremfall des Verwiesenseins auf schnelle und rohe Befriedigung, ist nicht nur am Maßstab menschlicher Entwicklungsmöglichkeiten, sondern in seiner *unmittelbaren subjektiven Erlebnisqualität ein menschenunwürdiger Zustand*.

IV.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich, daß keineswegs notwendig ein Widerspruch zwischen der subjektiven Befindlichkeit und den an das Individuum gestellten Anforderungen besteht, so daß ein befriedigender subjektiver Zustand nur durch Erlangung von Frustrationstoleranz, verbunden mit der Fähigkeit, gegen die Anforderungen oder außerhalb von ihnen ein gewisses Glück zu finden, zu erreichen wäre. Vielmehr *kann* eine Verbesserung der subjektiven Lage auch *in* der Erfüllung von Anforderungen liegen, nämlich dann, wenn damit gleichzeitig eine Veränderung in Richtung auf Überwindung von Abhängigkeit und Angst, d. h. Erweiterung der Teilhabe an gemeinsamer Verfügung über die eigenen Lebensumstände möglich ist. *Ob* diese Möglichkeit tatsächlich besteht, dies ist allerdings *kein lediglich innerpsychisches Problem*, sondern hängt vom *Charakter der dem Individuum sich stellenden gesellschaftlichen Anforderungen selbst* ab. Damit wird deutlich, daß die Auffassung, die psychische Befindlichkeit der Individuen angesichts äußerer Anforderungen sei deren Privatangelegenheit, eine *ideologische Mystifikation* darstellt. Tatsächlich hängt es primär von den gesellschaftlichen Lebensbedingungen ab, nämlich davon, wieweit diese Verhältnisse eine Beteiligung der Betroffenen an der Verfügung über ihre eigenen Angelegenheiten erlauben, ob in und mit der Anforderungserfüllung eine Entfaltung der eigenen Lebens- und Erlebnismöglichkeiten, also subjektiven Wohlbefindens erfolgt. Die Subjektivität des einzelnen ist damit tatsächlich eine *öffentliche Angelegenheit erster Ordnung*; es ist auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens das *zentrale Indiz für die Menschlichkeit eines Gesellschaftssystems*, wieweit den Individuen die Möglichkeit gegeben ist, in

der *Beteiligung an der gemeinschaftlichen Vorsorge für adäquate Existenzbedingungen gleichzeitig ein angstfreies und erfülltes Leben* zu führen. Eine Gesellschaft kann niemals irgendwelche Normen oder Werte legitimieren, die gegen das, oder unabhängig vom Wohlbefinden ihrer Mitglieder zu verwirklichen wären.

Aus diesen Überlegungen scheint für unser Thema zu folgen: Zur Förderung einer »normalen«, »gesunden« Entwicklung sind die gestellten Anforderungen so auszuwählen bzw. zu vermitteln, daß für die Kinder und Jugendlichen der *Zusammenhang zwischen der Anforderungserfüllung und ihren eigenen Interessen in Richtung auf angstfreie, selbstbestimmte Lebensführung einsichtig und realisierbar* wird. Diese Konsequenz ist indessen zwar nicht falsch, aber sie *greift zu kurz* und ist genau bescheiden *in sich widersprüchlich*. Hier ist nämlich eine Instanz mitgedacht, die die Anforderungen auswählt bzw. vermittelt, die also damit eben der Verfügung durch die Betroffenen entzogen ist, deren Erweiterung durch die Anforderungserfüllung doch gerade ermöglicht werden soll. Diese Widersprüchlichkeit ist nur aufzulösen, wenn man sich klar macht, daß gesellschaftliche Normen und Anforderungen nicht erwas sind, das außerhalb der gemeinsamen Selbstbestimmung bleiben kann, sondern daß diese *Normen wesentliche Bestimmungsmomente eben jener individuell relevanten gesellschaftlichen Lebensbedingungen* sind, über die die *Individuen zur Entfaltung eines angstfreien, erfüllten Daseins gemeinsam verfügen* müssen; die Normen und Werte sind *keine hinzunehmenden Letztheiten*, sondern müssen selbst daraufhin *hinterfragt* werden, *ob sie im allgemeinen Interesse an der vorsorgenden Sicherung und Verbesserung der Lebensbedingungen aller*, damit auch im *je eigenen Interesse* sind, oder ob in ihnen *Partialinteressen an Herrschaftssicherung gegen das Interesse der Allgemeinheit* sich ausdrücken. Im letzten Falle muß die *Änderung* derartiger Normen und Anforderungen bzw. der gesellschaftlichen Verhältnisse, die sie hervorbringen, wesentliches langfristiges Ziel der Verfügungserweiterung sein — und zwar nicht nur perspektivische Änderungen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene, sondern auch gegenwärtig direkt realisierbare Änderungen von Anforderungen und Normen in gesellschaftlichen Teilbereichen verschiedener Größenordnung bis hin zur kindlichen Entwicklungs- und Erziehungsumwelt.

An dieser Stelle verdeutlicht sich der schon aufgewiesene mögliche *Widerspruch zwischen »normaler« im Sinne von »durchschnittlicher« Entwicklung* und wirklich für die *Betroffenen positiver, gelungener Entwicklung* in seiner ganzen Schärfe. Eine in diesem Sinne »normale« Entwicklung kann *gleichzeitig eine subjektive Fehlentwicklung* sein, nämlich dann, wenn dabei *»durchschnittliche« Anforderungen erfüllt und hingenommen werden*, die eine *gemeinsame Verfügung über die eigenen Angelegenheiten behindern* oder sogar *aktiv einschränken*, damit dem *je eigenen Lebens- und Entwicklungsinteresse widersprechen*. In solchen Fällen ist die *Entwicklung derjenigen Individuen gesund und in einem höheren Sinne »normal«*, die sich als *Minderheit gegen die herrschenden Durchschnittsnormen mit dem Ziele ihrer Veränderung zusammenschließen*. *»Abweichendes Verhalten«, »Verhaltensauffälligkeit«, »Devianz«* etc. können also zwar Ausdruck der Unfähigkeit zur Verarbeitung von Widersprüchen und Erfüllung gestellter Anforderungen sein, damit (u.U. therapeutisch zu korrigierende) Entwicklungsbehinderungen signalisieren. Bestimmte *»Abweichungen«* können aber auch dadurch zustandekommen, daß *die Betroffenen sich mit bestehenden Abhängigkeiten, Einschränkungen, Unterdrückungsverhältnissen, anders als die Mehrheit, nicht abfin-*

den, sondern gemeinsam für deren Überwindung im allgemeinen Interesse kämpfen. Damit wäre gerade die Entwicklung von Menschen in solchen Minderheitspositionen wirklich positiv und »gesund« nicht nur im Sinne der Abwesenheit von Krankheit, sondern im Sinne eines erfüllten, kraftvollen, perspektivenreichen subjektiven Daseins. — Derartige »Abweichungen« tragen allerdings notwendig die Tendenz zu ihrer Selbstaufhebung in sich, und dies in zweifacher Hinsicht: Einmal dadurch, daß die hier gesteckten Ziele der Erweiterung der Verfügung aller über ihre eigenen Angelegenheiten nur in dem Grade erreichbar sind, wie sie wirklich zu einer gemeinsamen Sache aller Betroffenen werden, wie also die jetzige Minderheit zur Mehrheit wird; zum anderen dadurch, daß die Verhältnisse, für die dabei gekämpft wird, solche sind, in denen die »durchschnittlichen« Normen und Anforderungen mit den Normen und Anforderungen im Interesse der Allgemeinheit tendenziell zusammenfallen.



Kritische Psychologie — Handlungsstrukturtheorie. Kritik: Rogers, Ottomeyer. Wundts Kritik am Experiment. Werkstattpapiere: Alkoholismus - Heroinsucht - Jugend

15,50; 12,80 f. Stud. (Abo 12,80/11,-)



Subjektivität.

Wissenschafts- und Erkenntniskritik.

»Dialektische« Psychologie USA.

Neue Rubriken: Werkstattpapiere, Arbeitsgruppen, Bibliographie.

15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-).

**Jahrbuch
für
kritische
Medizin**
Band 3

Gesundheitspolitische Fachtagung BdWi 1979: Sozialpolitik und Gesundheitswesen. Gesundheitsberufe. Gesundheit in Arbeit u. Freizeit. H.-U. Deppe, H. Mausbach u.a.

15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-).

Gert Mattenklott

Linke Romantik und Arbeiterbewegung*

Für die Arbeiterbewegung ist mit Romantik kein Staat zu machen, am wenigsten ein sozialistischer. Das sage nicht ich. Es ist das Verdikt ihrer Klassiker. Es wird mit allerlei Varianten bis auf den heutigen Tag wiederholt. »Linke Romantik« bedeutet Weltfremdheit, Realitätsuntüchtigkeit, Phantasterei. Darin sind sich die Linken mit ihren Kritikern einig. Romantisch zu sein, ist ein Vorwurf, der unbedingt entkräftet werden muß. Was hängen bleibt, geht auf Kosten der politischen Zurechnungsfähigkeit. Es ist üblich, diesen schlechten Ruf des Romantischen auf den politischen Sündenfall der Romantiker-Generation um 1815 zurückzuführen: auf deren Eintreten für die Restauration und für die »heilige Allianz« zwischen Kirche und Ancien régime; gegen die nationalen Befreiungsbewegungen, sobald sie eine Tendenz nahmen gegen die angeblich echt natürlichen und historisch gewachsenen absolutistischen Regime. Ihre ästhetischen und politischen Wortführer Friedrich Schlegel und Adam Müller waren in die journalistischen Dienste des österreichischen Hofes getreten, und auch in Preußen erhielt das Restaurationsregime Wilhelms III. Unterstützung aus dem romantischen Lager. Georg Lukács hat deshalb »Die Romantik als Wendung in der deutschen Literatur« bezeichnet und ihr ein vernichtendes Zeugnis ausgestellt:

«... als die Kämpfe gegen Napoleon mit der Herrschaft der Restauration endeten, wurde die Romantik zur führenden Ideologie einer Zeit des finstersten Obskurantismus. Die 'mondbeglänzte Zaubernacht' der Restauration des Feudalabsolutismus war die Zeit der tiefsten und folgenreichsten Verdüsterung im Volk der 'Dichter und Denker'. Sie war nicht nur die Zeit der erniedrigendsten Unterdrückung, sondern zugleich die der drückendsten Vorherrschaft des Spießertums. Die falsche, ästhetenhafte Richtung des romantischen Kampfes gegen den Spießler zeigt sich sozial darin, daß keine Weltanschauung oder Kunstrichtung den deutschen Spießler so stark erfaßte und so nachhaltig beeinflusste wie gerade die Romantik. Von der mittelalterlichen Kaiserherrlichkeit, von der pseudopoetischen Verklärung der sozialen und politischen Ketten, der organischen erwachsenen historischen Macht, bis zur Verherrlichung des 'Gemütslebens', bis zum verstandesfeindlichen quietistischen Versinken in die Nacht eines beliebigen Unbewußten, einer beliebigen 'Gemeinschaft', bis zum Haß gegen Fortschritt und freiheitliche Selbstverantwortung — erstrecken sich die Folgen des Sieges der romantischen Ideologie, die bis heute an der deutschen Psyche spürbar sind.» (G.L.: Skizze einer Geschichte der neueren deutschen Literatur, 1945. Zitiert nach der Aufl. Darmstadt 1964, S.82f.)

Lukács hat seine Philippika 1945 im Sinne seiner These einer irrationalistischen Vorgeschichte des Faschismus publiziert. In den 60er Jahren haben Hans Mayer und Werner Krauss die Frage der Wegbereitung des Faschismus durch die Romantik vorsichtiger beantwortet, doch ist die Bereitschaft zur Revision von Lukács' Kritik seitdem nicht allzu groß gewesen. Das dürfte daran liegen, daß es ja im Grunde auch nicht um ein literarhistorisches Urteil geht, sondern um die Gegenwärtigkeit des Romantischen in der Psyche der heute Lebenden. Die Diskussion um die Faschismusschuld des historischen Irrationalismus wird stellvertretend geführt für die Auseinandersetzung mit dem romantischen, mit dem irrationalen Potential in der Seele auch des linken Jedermann.

Eigentlich hatten darüber schon die Klassiker der Arbeiterbewegung einige ihrer berühmten Machtworte gesprochen, und die Sache hätte insofern für erledigt gelten können. Ich meine Friedrich Engels starke Sätze zu Werthers Klage über »unsre bürgerlichen, unsre falschen Verhältnisse«, die Goethes Held »die Ungeheuer« seines Lebens

* Vortrag zur Berliner Volks-Universität, Pfingsten 1980

nennt — für Engels der »Jammerschrei eines schwärmerischen Tränensacks über den Abstand zwischen der bürgerlichen Wirklichkeit und seinen nicht minder bürgerlichen Illusionen über diese Wirklichkeit«, ein »mattherzige(r), einzig auf Mangel an der ordnärsten Erfahrung beruhende(r) Stoßseufzer« (F.E.: Deutscher Sozialismus in Versen und Prosa. In: MEW 4; 235). Der Verdacht drängt sich auf, daß Engels Werther zu traut, er würde sich zu den harten Forderungen des proletarischen Klassenkampfes ähnlich empfindsam und jammervoll verhalten haben wie unter dem Druck seiner Verhältnisse; oder gar: er könnte den Vollzug der Versöhnung des Lebens im Kommunismus noch ebenso bezweifeln wie ihr Gelingen in der bürgerlichen Gesellschaft. Insofern ist es kein Zufall, daß Engels Empörung wie auch Marxens gereizte Reaktionen auf Romantisches sich fast im Wortlaut mit Hegels Polemik gegen den Eigensinn der romantischen Subjektivität decken. Wie dieser gegen Jacobi und Friedrich Schlegel bellt Marx gegen Chateaubriands »falsche Tiefe, byzantinische Übertreibung, Gefühlskoketterie, bunfarbige Schillerei, word painting, theatralisch, sublime«, alles nur »vanité«, Eitelkeit, »romantisch verkleidet« (K.M. an Engels. 30.11.1873). Dazu tritt der Vorwurf von Zweideutigkeit, für Marx das Laster, in dem sich der kleinbürgerliche Charakter der Romantik zeige. Von Friedrich Schlegel stammt der Aphorismus »Es ist gleich tödlich für den Geist, ein System zu haben und keines zu haben. Er wird sich also wohl entschließen müssen, beides zu verbinden.« (Athenäumsfragmente) Schwerlich hätte Marx ihn anders kommentiert als die Unentschiedenheit des romantischen Historikers Friedrich von Raumer oder die Paradoxe im Denken Proudhons:

»Der Kleinbürger ist wie der Geschichtsschreiber Raumer zusammengesetzt aus einerseits und andererseits. So in seinen ökonomischen Interessen und *daher* in seiner Politik, seinen religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Anschauungen. So in seiner Moral, so in allem. Er ist der lebendige Widerspruch. Ist er dabei, wie Proudhon, ein geistreicher Mann, so wird er bald mit seinen eigenen Widersprüchen spielen lernen und sie je nach Umständen zu auffallenden, geräuschvollen, manchmal skandalösen, manchmal glänzenden Paradoxen ausarbeiten. Wissenschaftlicher Scharlatanismus und politische Anpassung sind von solchem Standpunkt unzertrennlich. Es bleibt nur noch ein treibendes Motiv, die *Eitelkeit* des Subjekts, und es fragt sich, wie bei allen Eiteln, nur noch um den Erfolg des Augenblicks, um das Aufsehen des Tages.« (Marx an Schweitzer; London, 24.1.1865)

Die »Eitelkeit des Subjekts«, dem zum Einerseits des preußischen Verfassungsstaates noch immer ein Andererseits seiner eigenen unerfüllten Wünsche einfällt, hatte Hegels »philosophischer Imperialismus« (Adorno) wie eine faule Stelle aus dem Staatskörper auskratzen wollen. Um dessen Erhalt ist es Marx hier freilich nicht zu tun, wenn nun auch er — wie seinerzeit Hegel — gegen die unruhigen, widerspruchsreichen und eiteln romantischen Gemüter wütet. Die Opposition ist heikler. Denn sie betrifft nicht einen Gegner von Haus aus, sondern eine von zwei Seelen in der Brust des Frühsozialismus. Marx nennt Proudhon, im selben Atemzug auch noch Rousseau, nur daß dieser das Glück eines politischen Alibis hat. Saint-Simon und Fourier wären zu ergänzen.

Als um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Kampf für den Sozialismus mit dem Emanzipationskampf der Arbeiterklasse identisch wurde, haben deren historische Führer die Erinnerung an das romantische Erbe des Sozialismus wie den Makel einer unreinen Herkunft gelöscht. Es erscheint als Vorgeschichte. Das hatte viele Gründe, gewiß nicht nur den der Fortdauer von Hegels Mißtrauen gegen die Unersättlichkeit allzu anspruchsvoller Subjektivität oder Haß gegen Zweideutigkeit. Zur Zeit des »Kommunistischen Manifests«, das den Trennungsstrich gegenüber dem romantischen Frühsozialis-

mus zieht, vertreten die Anarchisten dessen Ideen. So führt die Verurteilung von Proudhons ökonomischem Anarchismus ohne viel Federlesens dazu, auch seine moralischen und ästhetischen Ansichten zu verwerfen. Die asketische Kampfmoral der aufsteigenden Arbeiterklasse tat ein übriges, um das Romantische — in seiner Nähe zum Schwelgerischen, Sensuellen — verdächtig zu machen.

Der Amoklauf ist denkwürdig. Er ist nämlich symptomatisch für das Verhältnis der Arbeiterbewegung zur eigenen romantischen Tradition bis auf den heutigen Tag geblieben. Das betrifft nicht nur die historische Romantik im engeren Sinne. Mitberroffen ist die Berufung der Sozialisten auf die Aufklärung, deren Erben sie zu sein beanspruchen. Lukács' noch um einiges rabiatere Tiraden gegen die Romantik unterstellen nämlich irrtümlich die Möglichkeit einer klaren Trennungslinie zwischen einer rationalistischen — aneignungswürdigen — Aufstiegsepoche der bürgerlichen Klasse und einem irrationalistischen Verrat seit der romantischen Generation. In Wahrheit führt diese Konstruktion auch zu einer Halbierung der Aufklärung selbst, einer Minderung ihrer eigenen »romantischen« Impulse, die im Sensualismus Ausdruck finden. Der Romanist Werner Krauss hat das im Blick auf die französische Kultur auch für die deutsche Entwicklung genauer sehen und gegen Lukács geltend machen können.

Beargwöhnt war dieser sensualistische Anteil der Aufklärung stets auch schon von den Aufklärern selbst. Er vertrug sich schlecht mit ihrer Vorstellung von Naturbeherrschung. So war es in Deutschland erst Goethe, der ihm unwiderruflich sein Recht begründet hat. — Da sind wir auch wieder bei den Machtworten der Klassiker des wissenschaftlichen Sozialismus, Engels Verdikt gegen den Tränensack Werther, Marxens Verachtung von Proudhons Paradoxen. Sie waren letztlich nicht mächtig genug gegen die anarchischen Freiheitskräfte unter dem Pflaster der Aufklärung: protestantische Ethik gegen den Karneval. So ist es auch in der Arbeiterbewegung bei der Opposition geblieben, in die das Kommunistische Manifest das polar Zusammengehörige in die Beziehungslosigkeit auseinandergeworfen hat. Die linke Romantik war stark genug, eine eigene Tradition der romantischen Linken zu begründen, durchaus nicht stets nur in Gegnerschaft zur organisierten Arbeiterbewegung. Von Saint-Simon und Fourier über Bakunin und Kropotkin, von Malatesta und der Münchener Räterepublik bis zu Durruti und der Neuen Linken.

Die sozialistischen Organisationen haben noch immer kein produktiveres Verhältnis zu ihr gewonnen als zur Zeit von Marx und Engels: Erdrosseln oder Einverleiben, jedenfalls aber Beherrschen. Sie können kein Gegenüber ertragen, ohne es anzueignen oder zu bekämpfen, es zu organisieren oder zu liquidieren. Das Sperrige, Periphere, die Minderheiten, das Nichtidentische ohne die Chance einer Entwicklung zur organisierten Identität und Anpassung ist bestenfalls Gegenstand einer taktischen Sympathie. Darüber sind Illusionen kaum möglich.

Ich möchte im Folgenden drei Figuren der romantischen Linken beschreiben, deren Authentizität und guter Grund mir gesichert erscheinen, wie ich allerdings auch vermute, daß in ihnen Positionen angedeutet sind, deren Recht nur außerhalb der sozialistischen Organisationen vertreten werden kann, weil sie deren innerer Rationalität widersprechen. Vielleicht erleichtere ich Ihnen, die Umrisse zu erkennen, wenn ich sie durch Chiffren bezeichne: *die Wildnis, der Sprung, die Reise*.

Daß die Aufklärung die Wildnis, den Treibsand des Sinnlichen nicht zu beherrschen schafft, wenn sie ihn einbetoniert, hat in ihrem historischen Zenith schon Goethe erkannt. In den Tag- und Jahresheften von 1805 schreibt er — auf einer Harzreise durch die bizarren Schnitzereien an den dörflichen Häusern angeregt —:

»Da fiel es denn recht auf, wie nötig es sei, in der Erziehung die Einbildungskraft nicht zu beseitigen sondern zu regeln, ihr durch zeitig vorgeführte edle Bilder Lust am Schönen, Bedürfnis des Vortrefflichen zu geben. Was hilft es, die Sinnlichkeit zu zähmen, den Verstand zu bilden, der Vernunft ihre Herrschaft zu sichern, die Einbildungskraft lauert als der mächtigste Feind, sie hat von Natur einen unwiderstehlichen Trieb zum Absurden, der selbst in gebildeten Menschen mächtig wirkt und gegen alle Kultur die angestammte Rohheit fratzenliebender Wilden mitten in der anständigsten Welt wieder zum Vorschein bringt.«

Wird Goethe, indem er diese Wildnis »mitten in der anständigsten Welt« konzediert, zum Apostel des Hedonismus, Obskurant und Gegenaufklärer? Durchaus nicht. Doch war ihm und seinen romantischen Zeitgenossen deutlich, daß die Aufklärung zunächst einmal nur das Bewußtsein, nicht auch gleich das Sein verändert. Sie ersetzt nicht die Wirklichkeit, die sie aufgeklärt hat; sie tritt nicht an ihre Stelle, sondern bleibt — als Erkenntnis — ihr gegenüber; zunächst nichts weiter. Die Konjunktion von Aufklärung und Naturbeherrschung gilt nicht mechanisch, ja sie ist fiktiv. Wir wissen das heute nach fast einem Jahrhundert Psychoanalyse umso sicherer. Freuds Optimismus war groß gewesen, daß das, was zur Sprache kommt, auch fast schon gemeistert sei. Eine Hoffnung, die mittlerweile enttäuscht worden ist. Die Versprachlichung des Unbewußten und dessen Beherrschung sind entschieden zweierlei. Selbst die spektakulärsten Heilerfolge, die Freud selbst präsentieren zu können geglaubt hat, sind mittlerweile ins Zwielicht geraten; letzters erst wieder durch die Biographie des berühmten »Wolfsmenschen«, dessen Fall bis vor kurzem als klassische Heilung galt, bis eine findige Journalistin ihn in Wien ausfindig gemacht hatte, wo nicht nur er Freud überlebt hatte, sondern auch die Neurose den vermeintlichen Heilerfolg. Lediglich dies war eingetreten: der Wolfsmensch hatte gewisse Umgangsformen im Verkehr mit dem Chaos in seinem Innern angenommen; er hatte sich mit der Neurose gewissermaßen auf einen diplomatischen Fuß gestellt, und wir haben keinerlei Gründe, warum die Vermutung falsch sein sollte, daß zumindest unser Nachbar in ähnlichen Verhältnissen lebt, denn auch jener Wolfsmensch führte mittlerweile ein gänzlich unauffälliges städtisches Leben.

So ist das Bewußtsein von der andauernden Latenz des Chaotischen unter der zivilisierten gepflasterten Kruste in den letzten Jahrzehnten nicht nur durch die Erfahrung des Faschismus so wach geworden, der uns gelehrt hat, daß Aufklärung reduzierbar ist. Das Wissen von einer bestenfalls gestauten, nicht aber schon gezähmten Wildheit neben und unter den konventionellen Formen unserer Kultur ist auch ein Resultat der Erfahrungen mit der gewaltigen Aufklärungsleistung dieses Jahrhunderts, mit der Psychoanalyse.

Fragwürdig ist damit freilich nicht das Prinzip Aufklärung oder der Sinn von Rationalität, sondern eine Naivität, die meint, daß die vernünftige Rede über das Chaos oder dessen ordnungsrechtliche Reglementierung in einem System von Haupt- und Nebenwidersprüchen seine Gewalt zu brechen vermöchte. — Ich möchte nicht mißverstanden werden. Respekt vor der Wildnis bedeutet nicht die Teilhabe an einer modischen Verachtung von Aufklärung. Der Beweggrund ist eher, daß nur die Wahrnehmung und Anerkennung der ungebärdigen Lebenskräfte von Sexualität und Tod, Zeugung und Zerstörung vermeiden kann, daß sie hinter dem Rücken der Menschen Über-

macht gewinnen können. Je starrer die Ordnungsmächte der bürgerlichen Gesellschaft sich als Zensur über das Romantische auch in der Arbeiterbewegung und in ihren Organisationen durchsetzen, desto trostloser die Verblendung über die Macht von Rationalität und Naturbeherrschung. Desto schrecklicher wächst aber auch das Potential des Zerstörerischen. Es geht hier nicht um die Erweichung und Liberalisierung von Aufklärungsprinzipien, nicht um ein wenig mehr oder weniger Konzessionen an die Sinnlichkeit, sondern darum: Welche Formen braucht das Leben, damit es sich nicht selbst zerstört. Sind Konstellationen des Zusammenlebens, der Energiegewinnung, der ästhetischen Befriedigung denkbar, in denen das Verhältnis von Wildnis und Zivilisation in wechselseitiger Achtung ausbalanciert ist statt durch die Katastrophen gegenseitiger Unterwerfungsversuche bestimmt?

Wohlmerkt, dies kann natürlich kein Appell an sozialistische Organisationen sein, ihre familien-, sexual-, wohn- und kulturpolitische Programmatik nun auch noch auf die bisher unbeherrscht gebliebenen Wünsche und Bedürfnisse auszudehnen. Im Gegenteil. Zur Diskussion über antikapitalistische alternative Lebensformen in diesen Bereichen haben sie bisher nicht nennenswert beigetragen, und niemand wird es künftig von ihnen erwarten. Erforderlich ist vielmehr die Selbstbescheidung in solidarischem Gegenüber, der Verzicht auf Unterwerfung und Beherrschung.

Was die Wildnis unterhalb und außerhalb der Konventionen für unser Zusammenleben bedeutet oder was es bedeuten könnte, ihr bewußt ins Auge zu sehen, statt sie durch Zwang zur Gewalttätigkeit zu reizen, darüber verrät im Grunde noch immer fast jedes Märchen mehr als zu wissen wir uns zugestehen. Die Märchenhelden blicken den Monstren mit den Frauenbrüsten und Fischschwänzen, Menschenköpfen und Pferdeleibern ins Auge: rituelle Stelldichaine zwischen dem Bewußtsein und dem Animalisch-Menschlichen in den verschiedenen Regionen einer Traumlandschaft, über die wir Expeditionsberichte nur durch die Kühnheit der romantischen Dichter und Mythenforscher haben. — Oder die Provinzen des Schmutzes und der Faulheit, deren Recht Lafargue gegen die sozialistische Forderung des »Rechts auf Arbeit« einklagen mußte. Die Arbeiterklasse in den kapitalistischen Ländern sei durch eine »seltsame Sucht« beherrscht, eine »rasende, bis zur Erschöpfung der Individuen und ihrer Nachkommenschaft gehende Arbeitssucht«:

»Um sich seiner Stärke bewußt zu werden, muß das Proletariat die Vorurteile der christlichen Moral mit ihrem liberalen Wirtschaftsdenken unter die Füße treten: es muß zu seinen natürlichen Instinkten zurückkehren; es muß die Rechte der Faulheit proklamieren, die hunderttausendmal edler und heiliger sind als die schwindsüchtigen Menschenrechte, die die Advokaten der bürgerlichen Revolution in ihren metaphysischen Träumen ausgeheckt haben. Es soll sich dazu zwingen, höchstens drei Stunden am Tag zu arbeiten und den Rest des Tages und der Nacht zu faulenz und sich götlich zu tun.« (Paul Lafargue: Das Recht auf Faulheit. Widerlegung des 'Rechts auf Arbeit' von 1848. Edition Sonne und Faulheit 1978, S.9 und 71)

Drei Stunden Arbeitszeit sind für Lafargue nicht das Minimum der gesellschaftlich nötigen Produktionszeit, wie Eduard Bernstein, der revisionistische deutsche Übersetzer von 1884 im Sinne der gewerkschaftlichen Rechnungen stillschweigend zurechtrücken zu müssen meinte, sondern das Optimum an Arbeit, das nötig ist, um die Faulheit als Kontrast voll genießen zu können. Die Bedürfnisse des Subjekts sind also der Maßstab, nicht die Reproduktion der kapitalistischen Gesellschaft.

Ich kann mich übrigens nicht erinnern, den Namen Lafargues, des Schwiegersohns von Marx, auch nur gehört zu haben, als hier im letzten Jahr das Tunix-Treffen statt-

fand; ein Indiz für den gefährlichen Mangel an politischer Bewußtheit, die aber doch nötig ist, um den Respekt vor den Bedürfnissen nach Wildnis nicht mit einem bloß repressiven Wildwerden gegen die Aufklärung zu verwechseln. Auch die nichts tun, sollen wissen, was sie tun.

Zwischen Wildnis und Bewußtsein gibt es keine Schleichwege, nur den *Sprung* von einem ins andere: von außen nach innen, aus der Kultur in die Subkultur, aus der sichtbaren Wirklichkeit in die unsichtbare der Träume — und zurück. Hier sind wir bei der zweiten unserer Gedankenfiguren linker Romantik, dem Sprung oder auch dem Einstand der Zeit, dem Nullpunkt oder dem Augenblick des Innehaltens. Ob als ein Riß beobachtet oder als eine Bewegung ausgeführt: entscheidend ist, daß hier ein Kontinuitätsbruch wahrgenommen und bewußt vollzogen wird. — Mit dem Entwicklungsgedanken der historischen Romantik war dieses Motiv durchaus vereinbar. Sie hat sich den Sprung analog zu dem Augenblick vorgestellt, in dem sich der Samen von der Pflanze löst, die Frucht einer Bedeutung, die lange reifen mußte, ehe sie plötzlich abfällt, so wie die Juden den Eintritt des Messias in die Geschichte erwarten. Goethes Morphologie kennt den Sprung als Prinzip von Entwicklung, und er mißt auch bereits die gesamte Spannweite aus, die diese Figur zwischen Physischem und Metaphysischem einnimmt. Auch seine symbolischen Genien der Kunst — wie Euphorion im *Faust II* — stellt er springend dar, d. h. die Körper genießen das Ästhetische, indem sie um ihr Gewicht gebracht werden, eine Erfahrung des Körpers *via negationis*, die Kunst als eine profane Himmelfahrt des Fleisches und insofern auch vorwegnehmendes Ritual von Todeserfahrung. Wird hier das Profane Vorschein von Metaphysischem, so an anderer Stelle das Sakrale profan gewürdigt. In »Dichtung und Wahrheit« deutet Goethe die Salbung der Füße im Sterbesakrament als Störung der Lust an der Fliehkraft:

»Zum Schlusse werden sodann, damit der ganze Mensch geheiligt sei, auch die Füße gesalbt und gesegnet. Sie sollen selbst bei möglicher Genesung, einen Widerwillen empfinden, diesen irdischen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren. Ihnen soll eine wundersame Schnellkraft mitgeteilt werden, wodurch sie den Erdschollen, der sie bisher anzog, unter sich abstoßen.«

Den Freud-Lesern ist die Verschwisterung von Todeswunsch und Sexualerfüllung in den erotischen Flug- und Sprungphantasien geläufig: höchste Körperlust in der Befreiung vom Körper. Das Urbild ist Narziß, der seine Identität darin findet, daß er sich spaltet in den Schauenden und den Angeschauten, die Erfahrung seines Körpers macht, indem er ihn losläßt.

Das Assoziationsfeld dieser Sprungfigur in der romantischen Tradition reicht von der Natur- und Kunstphilosophie zur Religion, von der Deutung des Verhältnisses zwischen Traumwelt und Wirklichkeit zur politischen Philosophie. ETA. Hoffmanns Student Anselmus muß über den Apfelkorb der teuflischen Marktfrau springen (und stolpern), um zur Geisterwelt Zugang zu gewinnen, und wenn Walter Benjamins Revolutionär Kräfte sammelt, so springt er einen Tigersprung ins Vergangene.

Ich setze mich hier über die genauen Inhalte der jeweiligen Sprungphantasie hinweg und hebe stattdessen die dominante Figur hervor. In ihr wird ein revolutionärer Reflex eingeübt: loslassen, eine Entwicklung abbrechen können, die Seite wechseln. In der politischen Praxis kann das bedeuten, die Loyalität zur Herkunftsklasse zu verlassen, ihr eine neue Richtung geben. Das Auslöschen des Gedächtnisses kann dabei so heilsam sein wie der Schlaf und eine Bedingung von Produktivität. Diese ergibt sich aus der Spontaneität, die im Augenblick des Vergessens frei wird zum Sprung aus der Konti-

nuität. — Auch diese Vorstellung ist mit dem Geschichtsdenken der romantischen Tradition verträglich geblieben. Von bewußtlosen Varianten der aktuellen Spontibewegungen abgesehen, ist für die spontane Neugeburt im Sprung die erinnerte Präsenz des Gewesenen Voraussetzung — so wie von Augenblicken eines drohenden Todes bezeugt ist, daß vor dem inneren Auge in einem Nu der Film des gelebten Lebens abläuft. In der romantischen Linken vom frühen Friedrich Schlegel bis zu Walter Benjamin ist dies ein Programm, die Mobilisierung des Gedächtnisses, um die Kraft zum Abschied zu gewinnen. Verneint kann erst werden, was zuvor gewußt wurde. Geschichtliches Bewußtsein also als eine Bedingung von Spontaneität.

Die Figur des Sprungs ist in der Geschichte der Arbeiterbewegung in Konkurrenz zur Idee des Klassenkampfes bis zum Sieg getreten. So ist an die Vorstellung eines gänzlichen Einstands und Abbruchs der geschichtlichen Kontinuität die Erwartung geknüpft worden, das schicksalhafte Fortzeugen von Verschuldung, Sühne und neuer Verschuldung zum Stillstand bringen zu können. Das setzt allerdings voraus, daß der revolutionäre Kampf nicht als ein Kampf für die Durchsetzung egoistischer Zwecke — etwa als Arbeitskampf — oder für eine ausgeglichene Verteilung der Rechte gekämpft wird, sondern außerhalb aller Zweck-Mittel-Relation. Diesen Gedanken einer linken Politik der reinen Mittel, die keinem bornierten Zweck unterstellt sind, hat im Anschluß an die Romantik Walter Benjamin in seiner Theorie des revolutionären Generalstreiks verfolgt.

Hier darf nicht verschwiegen werden, daß mit der Vorstellung einer sich im Sprung vollziehenden Revolution die andere einer glücklichen oder verhängnisvollen Katastrophe verbunden ist, aus der heraus erst eine Wiedergeburt möglich sein soll. Seit Friedrich Schlegel konvergieren in der linken Romantik der Katastrophen- und der Revolutionsbegriff, der Grund, weshalb auch mystische oder existenzphilosophische Erfahrungen von Grenzsituationen im Sinne des revolutionären Sprungs gedeutet werden konnten, wie etwa in der wechselvollen politischen Biographie Alfred Döblins. So braucht es also auch hier keinen großen Scharfsinn nachzuweisen, wie gefährdet und beliebigem Mißbrauch ausgesetzt diese Bereitschaft zur reinen Jetztzeit ist; nicht minder gefährdet wie die Neugierde nach der Wildnis durch die Nähe zum besinnungslosen Wildern. So möchte ich diese Figur des Sprungs hier auch nicht polemisch gegen die geduldige Arbeit der Organisationen oder in kokettem Spiel mit einer Theologie der Revolution zitieren; unter den Verhältnissen der Bundesrepublik ohnehin ebenso folgenlos wie läppisch.

Gerade unter diesen Verhältnissen scheint es mir aber wichtig zu sein, einen Habitus einzuüben, in dem die Bereitschaft zum Ergreifen des günstigen Augenblicks besteht, zu einer Mikropolitik der kleinen Sprünge, die umständlicher Rechtfertigungen ja umso weniger bedürfen als die Arbeiterklasse zu großen ohnehin nicht in der Lage ist. Jean-Francois Lyotard hat sie als »minoritäre Bejahungen« im täglichen Leben beschrieben, die unaufhörlich geschehen, »selbst dann, wenn sie kaum oder gar nicht wahrnehmbar sind«:

»Sie sind raffiniert und zart, lange bevor sie sich öffentlich äußern oder in Szene setzen; milliardenmal haben Frauen am Herd um Kleinigkeiten gestritten — lange vor der Frauenbewegung; milliardenmal haben sie sich, oft unter tragischen Umständen, gegen versteckte Schmähungen und haßerfüllte Demütigungen gewehrt — vor den Kämpfen für die Freigabe der Abtreibung; tausende von witzigen Geschichten hat man sich in Prag erzählt, vor dem 'Frühling'; Millionen von Gesten, Signalen, gekritzelten Botschaften (Graffiti), alle von der Öffentlichkeit verun-

glimpft, haben die Homosexuellen erfunden, um sich an halböffentlichen Orten treffen und erkennen zu können — lange vor der Homosexuellenbewegung; Milliarden von Finten und Kniffen von Arbeitern in den Werkhallen und in den Büros — lauter Unfeinheiten, die sich erst als Forderungen, über die man verhandeln kann, verkleiden müssen, bevor sie in den Diskurs der Gewerkschaften Einlaß finden können. Diese Wirklichkeit ist nicht wirklicher als die der Macht, der Institution, des Vertrags usw., sie ist ebenso wirklich; sie ist jedoch minoritär und deshalb zwangsläufig vielförmig und vielfältig...« (J.-F.L.: *Das Patchwork der Minderheiten*. Berlin 1977, S.9f.)

Die Jetztzeit des Sprungs ist die Zeit der *Reise*, die dritte und letzte meiner Chiffren. Erst recht ist das Reisen eine Liebe der von Marx und Hegel so verschrienen »eitlen Subjekte«, ein Laster linker Romantiker. Man will auf Reisen gerne mehr als nur man selbst, man will ein anderer sein. So geschieht der Aufbruch mit dem Verlassen der Gemeinplätze, auf denen das Ich seine Identität begründet hatte. Das, was das Selbst ist, läßt sich mit einem Wort, dem Wort »Ich« nur noch fingieren, nicht aber deutlich sagen. Das Ich hat viele Identitäten, nicht nur die von Fischschwanz, Pferdeleib und Menschenkopf. Wieder ist es das romantische Märchen, das diese Vielheit des Ich ein weiteres Mal respektiert, wenn es seiner Form so häufig die Reise zugrundelegt. — Für den Klassizismus der Aufklärung war die Ich-Identität einsinnig fixiert gewesen. Der Mensch galt als das Maß aller Dinge. Die romantische Skepsis bricht schon beim alten Goethe auf: welcher Mensch ist das Maß? und mit welchem Recht und mit welchen Folgen nur dieser, dieser gesittete, kulturell domestizierte? Der Held des II. Faust hat darum keine personale Identität mehr und mit seinem Vorgänger aus dem ersten Faust-Drama nur noch den Namen gemein. Er ist im Alterswerk Goethes antiker Gott des Reichtums und mittelalterlicher Gelehrter, Renaissance-Dichter und moderner Deichbauer. Seine Identität resultiert aus dem gelebten Leben, das als eine Zeitreise dargestellt wird.

Bemerkenswert ist hier aber: Die Zerstäubung der vormaligen Identität in so viele Teilidentitäten wird von der romantischen Linken, die unter manchen Gesichtspunkten (außer dem politischen) beim alten Goethe zitierbar ist, nicht als ein Verlust aufgefaßt, sondern — ganz im Gegenteil — als Möglichkeit der Befreiung und Befriedigung verschiedenartigster, auch sich wechselseitig ausschließender, gar sich befehlender Wünsche. In der Logik des Reiselebens kann neben- und nacheinander befriedigt werden, was der Identitätszwang sonst ausschließt. Bereits der Held des frühbürgerlichen Schelmuffsky-Romans von Christian Reuter treibt über der Tischplatte auf die zierlichste Weise französische Konversation, während er darunter auf die gewöhnlichste Art seine Verabredungen für die Nacht mit den Beinen trifft. Die Literatur der späteren Aufklärung verträgt in diesem Punkt dann weniger Spaß und verfährt strenger mit ihren Helden. Denn das Individuum ist unteilbar und nur insofern ein fester Halt und Angriffspitze gegen den Despotismus des Ancien régime. Das war eine Fiktion, der allenfalls zeitweise die Personalunion von Familienoberhaupt und kleinem Warenproduzenten entsprach. Als herrschaftssymbolisierende und -begründende Ideologie ist sie weit über das Ende dieser Union hinaus wirksam geblieben; weniger in der romantischen Reiseliteratur. Die starke Nähe ihrer Autoren zur Aristokratie und Bourgeoisie mag erklären helfen, daß sie die Zerstreung des Ich und die Befriedigung seiner vielgestaltigen Bedürfnisse großzügiger gestattete als es dem Asketismus der kapitalistischen Kleinbürger als vertretbar erschien. Eichendorffs Taugenichts freut sich beim Reiseaufbruch jedenfalls ziemlich unverblümt:

»Ich hatte recht meine heimliche Freude, als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen sah, während ich so in die freie Welt hinausstrich. Ich rief den armen Leute nach allen Seiten recht stolz und zufriedenen Adieus zu, aber es kümmerte sich eben keiner sehr darum.«

Nicht einmal mehr das, hätte Lafargue über dieses Desinteresse an der Faulheit sagen können. Im Reisen will das »eitle Subjekt« den Überfluß seiner Möglichkeiten verwirklichen. Das scheint auch dann und dort noch durch, wo der Trip an die Stelle der wirklichen Reise tritt; Erich Wulff hat seine Voraussetzungen in seinem Bericht »Drogen, Sprache, Arbeit« (*Argument* 120) beschrieben:

»Wie die Emigranten des vorigen Jahrhunderts kommt man im Land der unbegrenzten Möglichkeiten mit einem einzigen Gepäckstück an: seinem eigenen Körper. Dieser birgt allerdings ein Geheimfach, von dem sein Besitzer oft selbst nur wenig weiß: die Spuren der eigenen Vergangenheit sind in ihm aufgehoben. Bei dieser Reise geht es nicht darum, Vergangenes mit Gegenwärtigem zu verbinden. Gesucht wird das ganz andere. Die neue Welt, Was früher war, was man früher war, soll abgeworfen werden: es ist Ballast, wie Sandsäcke auf einer Ballonreise. Man will nur noch man selbst sein, wenn nicht das sogar zu viel ist...« (ebd., S.194)

Nicht ohne eigene Faszination beschreibt Wulff dann die Körpererfahrung eines vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuums, in dem sich Ewigkeit und Unendlichkeit in einem Punkt verdichten, freilich ohne daß der Halluzinierte die Macht über diese Märchenwelt erhalten würde. Diese entzieht sich vielmehr und ergreift stattdessen ihrerseits von ihm Besitz. — Wulffs Kritik ist ebenso naheliegend wie hilflos. Der Drogen- und Traum sei eine infantile Regression vor realen Problemen, deren Lösung »die Solidargemeinschaft der Klasse« verlange. Die Bewußtwerdung des Subjekts könne

»sich erst vollenden im solidarischen Kampf des militanten Lebens. Dieser Kampf seinerseits eröffnet aber ein wesentliches Stück progressiver Wirklichkeitserfahrung: durch ihn wird die Welt verändert, er ist der wesentliche Motor der Geschichte.« (ebd., S.199)

Unangemessen scheint mir diese Zurechtweisung aus zwei Gründen zu sein. Zum einen kann sie lediglich als Verlust einer stabilen Identität und Eskapismus begreifen, was im Trip doch offenbar auch als ein Zugewinn erfahren wird. Daß dieser Zugewinn im schlimmsten Fall mit dem totalen Verlust von Selbstkontrolle bezahlt werden muß, kann ja weder den moralisierenden Eskapismus-Vorwurf noch die Verlust-Behauptung begründen. Und ferner: Die martialische Mahnung, sich am militanten Lebenskampf der »Solidargemeinschaft der Klasse« zu beteiligen, setzt schon voraus, wofür die subjektiven und objektiven Voraussetzungen doch gerade zu fehlen scheinen.

Wulffs Romantikkritik zugunsten der Teilnahme am Kampf der Arbeiterbewegung kann deshalb schwerlich das letzte Wort sein. Damit stehe ich aber am Ende meiner Skizze einiger Gebärden der romantischen Linken sogleich auch wieder am Anfang meines Vortrags. — Zum Sozialisten wird man noch selten erzogen. Später muß umso mehr erst erfunden werden. In der Arbeiterbewegung spielt allerdings die historische Erbschaft der bürgerlichen Kultur — in günstigstem Falle der Aufklärung — bisher noch eine größere Rolle als das Erfundene. Die eigene Angst vor der Wildnis, dem Sprung und der Aufspaltung des Ich in vielerlei Wünsche, damit aber auch in ebenso viele jeweils begrenzte Loyalitäten, hat sie in einer starken Architektur von Haupt- und Nebenwidersprüchen abwehren wollen. Herr im Haus ist der Identitätszwang. Wer die Unterwerfung verweigert, wird leicht den Lauen zugerechnet, die der Herr ausspeien wird. So muß es auch bei der Opposition der romantischen Linken bleiben und beim Bestehen auf der Konzession des Nichtidentischen, dem freien Miteinander von Verschiedenem.

Stefan Bajohr

»Oral History« — Forschung zum Arbeiteralltag

Historische Untersuchungen zum Alltag der Unterschichten, insbesondere der Arbeiterschaft, haben gegenwärtig Hochkonjunktur. Nach einer notwendigen Phase intensiver Beschäftigung mit den Organisationen, den politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen der Arbeiterbewegung, nach der Erforschung der Herkunft, Fortentwicklung und praktischen Umsetzung und Umsetzbarkeit der theoretischen Positionen, nach scheinbar endlosen Debatten über Revisionismus, Reformismus usw., wenden sich zahlreiche Historiker(innen) in der Bundesrepublik heute 'profanerem' Aspekten der Geschichte der Arbeiterklasse zu. Unterhalb der Ebene von Arbeiterpartei(en) und Gewerkschaften haben neuere Studien (vgl. beispielsweise die Sammelbände Reulecke / Weber 1978 und Ritter 1979) inzwischen eine Vielzahl lokaler, regionaler und auch nationaler Vereinigungen der Arbeiterschaft ausgemacht: Sängervereine, Sportorganisationen, kulturelle Zusammenschlüsse usw. Ein weites Gebiet hat sich hier aufgetan, und es wird wohl noch Jahre dauern, bis man auch nur einen annähernd befriedigenden Gesamteindruck erhält.

Das 'gewöhnliche Leben' von Arbeiter(inne)n wird hier jedoch nicht analysiert, obwohl beim Durcharbeiten der beiden Bände zuweilen der Eindruck entsteht, als meinten die Autoren, dieses bereits eingefangen zu haben. Im allgemeinen aber behandeln sie doch nur die wiederum in eine — wie auch immer geartete — Organisationsform gegossenen Ausläufer einer der Arbeiterbewegung mittelbar oder unmittelbar verbundenen Subkultur. Das allzu Alltägliche, die Vielfalt und der Zusammenhang der »Wünsche, Strebungen, Erfahrungen, Expressionen und Aktionen« (Lüdike 1978, 314) bleiben auch hier schemenhaft. Insbesondere wird durch diese Arbeiten nur jener Ausschnitt von Alltag und von Personen abgedeckt bzw. erfaßt, der schon in einer gewissen Beziehung zur Arbeiterbewegung steht (vgl. die richtige Differenzierung zwischen Arbeiterkultur und Arbeiterbewegungskultur bei Ritter 1979, 19f.). Der Arbeiteralltag aber lag für einen großen Teil der proletarischen Menschen nicht nur jenseits der Arbeiterorganisationen und der Arbeiterbewegungskultur, sondern auch jenseits der weiträumigeren Arbeiterkultur (zum Inhalt des Begriffs vgl. Kocka 1979, 8). Sicher, die Verbindungen untereinander waren überaus vielfältig, und es wird kaum möglich sein, eine exakte Trennung zwischen Arbeiterbewegungskultur und Arbeiterkultur sowie zwischen diesen und Arbeiteralltag vorzunehmen. Man sollte sich aber dieses Problems bewußt sein und den Arbeiteralltag als das Umfassende begreifen, in dem Arbeiterkultur und Arbeiterbewegungskultur nur Segmente darstellen. Diese Alltagswirklichkeit zu erfassen, ist das Ziel einiger jüngerer Projekte, die in der Bundesrepublik bearbeitet werden (vgl. Niehammer 1980, 349ff.). Dabei sollen auch »jene weißen Stellen auf der Landkarte geschichtswissenschaftlicher und besonders sozialgeschichtlicher Forschung« aufgefüllt werden, die »gewissermaßen 'zwischen' den Dimensionen Ökonomie, Sozialstruktur und Politik übrig geblieben sind« (Kocka 1979, 7).

Projekte, die nun den profanen Alltag erforschen wollen, stehen sehr bald vor Schwierigkeiten: Sofern sie mit den herkömmlichen Quellen der Geschichtswissenschaft — also vor allem mit Archivalien — arbeiten, geraten sie an einen Punkt, an dem die Fragwürdigkeit dieses — durchaus umfangreichen — Materials offenbar wird. Kön-

nen diese Quellen in einem sozialgeschichtlichen Projekt zum Alltag der Arbeiterklasse dasselbe leisten wie beispielsweise für eine Analyse der deutschen Außenpolitik oder auch der Geschichte der sozialdemokratischen Partei? Die Problematik stellt sich bei nahezu jeder herkömmlichen Quelle ein. Ein typisches Beispiel hierfür sind Prozeßakten (deren Bedeutung Jürgen Kuczynski kürzlich in einem in Marburg gehaltenen Vortrag über Alltagsgeschichte hervorgehoben hat): Die Mehrheit der Menschen ist — und war — niemals in ihrem Leben in Prozesse verwickelt. Die Quelle gibt Auskunft über Besonderes, nicht über Alltägliches. Ebenfalls problematisch sind Akten der Fürsorgeerziehungsbehörden. Was der Historiker hier erfährt, vermittelt ihm häufig mehr Kenntnisse über den dem bürgerlichen Milieu zugehörigen Verfasser des Materials als über dessen Objekte. Man kann hier sehr gut die Arbeitsweise der Behörde, die Vorurteile der Beamten usw. ermitteln — aber was erfährt man über den Fürsorgezögling? Ist diese Quelle überhaupt als authentisches Material für den Alltag zumindest devianter Familien anzusehen? Als drittes Beispiel wären Unterlagen der Polizeibehörden über »sozialdemokratische Umtriebe« zu nennen. Der Gewinn dieser für die Organisationsgeschichte der Arbeiterbewegung, ihrer Träger, Strategien usw. wichtigen Quelle dürfte dagegen für den Alltag der Arbeiterklasse gering sein. Nun gibt es zwar auch andere, weiter in den Alltag vorstoßende archivalische Quellen (z. B. Wohnungsaufsichtsberichte), und auch die genannten Beispiele von Quellen sind nicht 'unbrauchbar' für eine Geschichte des Alltags. Man wird aber dennoch eine verallgemeinernde Kritik auf Grund der oben angeführten Beispiele vornehmen müssen; die Hauptpunkte einer solchen Kritik betreffen

- die Tatsache, daß außergewöhnliche Einzelercheinungen in den archivalischen Quellen zu stark hervortreten und die Normalität unter Umständen verdecken;
- die Subjektivität der Quellen, die sich vor allem aus ihrem amtlichen bzw. halbamtlichen Charakter ergibt und oft mehr über den Verfasser der Quelle als über den Gegenstand der Forschung aussagt;
- die einseitige Ausrichtung der Quellen auf Zusammenschlüsse, auf organisierte Aktionen und deren Träger, wobei das Alltägliche (eben deshalb, weil es alltäglich war und damit einer Aufzeichnung nicht wert erschien) ausgeblendet bleibt.

Diese Kritik an den Quellen impliziert nun aber nicht ihre Zurückweisung. Kein Sozialhistoriker wird auf den Materialreichtum und den Erkenntnisgewinn, den er aus der Arbeit mit den Quellen ziehen kann, verzichten wollen und dürfen. Für eine Analyse der Basisprozesse der Unterprivilegierten wird er aber eine zusätzliche 'Quelle' (vgl. zur Berechtigung der distanzierenden Anführungszeichen Grele 1980, 149) heranziehen müssen, eine 'Quelle', die zugleich auch eine neue Methode der Geschichtswissenschaft darstellt: »Oral History«.

»Oral History«, im allgemeinen als »mündliche Geschichte« übersetzt, zielt darauf ab, die Subjekte der Geschichte, die im Alltag aktiv tätigen, jedoch nicht aus ihm heraustretenden Menschen, in den Mittelpunkt historischer Analyse zu stellen. »Oral History« kann und soll dazu beitragen, Wissenslücken zu schließen und den Spielraum einer alternativen Geschichtsschreibung (»Geschichte von unten«) zu erweitern. Insofern trägt diese Methode dazu bei, historische Stationen und Entwicklungen tiefgreifender und auf breiterer Grundlage zu analysieren. Man wird sich also mit Recht »induktive Schübe für komplexere historische Theorien erhoffen« (Niethammer 1980, 10) dürfen. »Oral History« würde aber zweckentfremdet, instrumentalisierte man sie dazu, allein

Medium dieses Anliegens, das ja von seiten der 'Historikerzunft' formuliert wurde, zu sein. — »Oral History« ist eine »demokratische Form historischer Praxis« (Samuel 1980, 62). Das ist wohl, auf einen Nenner gebracht, der wichtigste Impetus dieser Methode. Sie läßt in einem allerersten Schritt den 'demos' zu Worte kommen. Wie hat das Volk, das zum Objekt politischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Makrostrukturen hinabgedrückte Subjekt aller Geschichte, diese selbst erfahren? »Oral History« will also die unmittelbar sinnliche Wahrnehmung von Geschichte herausarbeiten. Diese vollzieht sich, wie Karin Hausen (1975, 184) darlegt, auf drei Ebenen: — dem eigenen Lebenslauf; — dem Erleben der Generationenfolge (Familienzyklus); — der Auseinandersetzung mit von außen auf das Individuum und die Familie einwirkenden Faktoren (Anpassungskrisen).

»Oral History« zielt also nicht, wie etwa das seit längerem übliche »Eliteninterview«, das in den USA entwickelt wurde (vgl. Niethammer 1978, 463ff.), darauf ab, von den Befragten Auskünfte über ihre Beurteilung von Veränderungen politisch-ökonomischer Makrostrukturen einzuholen (vgl. Grele 1980, 155; kritisch: Sieder 1980, 6), sondern sie will die subjektive Erfahrung von Geschichte erkunden. Insofern stellt das »Oral History«-Interview auch nicht einfach eine gewöhnliche Quelle neben anderen Quellen dar (dagegen Cutler 1970, 7; Starr 1980, 28, 42), sondern ist um die Dimension der Subjektivität bereichert. Damit sind Einwände angesprochen, die immer wieder gegen die Erhebung und Verwendung von »Oral History«-Interviews vorgebracht werden: Sie ergäben kein wahrheitsgetreues Bild des Lebensverlaufes eines »oral author« (zu diesem Begriff Starr 1980, 42), das Gedächtnis arbeite selektiv (vgl. Samuel 1980, 72; Bertraux / Bertraux-Wiame 1980, 110f.) und werde von neueren Einstellungen und von Erfahrungen, die zu der Zeit, auf die sich der Bericht beziehe, noch nicht gemacht worden seien, überlagert (vgl. Samuel 1980, 72). Der oral historian, so wandten in Diskussionen über ein »Oral History«-Projekt des Verfassers Soziologie- und Geschichtsstudenten ein, unterliege der Gefahr, »erfundenen Geschichten«, »Selbstdarstellungen« und »beschönigten Erlebnissen« aufzusitzen. Zu dieser Skepsis gegenüber dem von den oral historians in Zusammenarbeit mit den oral authors produzierten Material hat die Theorienlosigkeit der oral historians (vgl. Samuel 1980, 71; Ortu 1980, 129f.; Grele 1980, 145, 148) geführt. Zugleich hat sie die Verunsicherung der oral historians selbst verstärkt. Darf man dem Interviewpartner trauen? Welche — von der empirischen Sozialforschung entwickelten — Kontrollmechanismen sind einzubauen, um die Glaubwürdigkeit des Interviewten überprüfen und um zuverlässige Interviewergebnisse erzielen zu können? Diese und ähnliche Fragen sind nicht von der Hand zu weisen. Sie machen aber ein Mißverständnis seitens der Kritiker deutlich. Sicher, ein Interview soll verlässliche Ergebnisse zeitigen; kein oral historian wünscht sich eine 'Märchenstunde'. Das Problem muß aber von einer anderen Warte aus betrachtet werden: 'Wahr' sind zunächst einmal in der Geschichte nur Ereignisse und Jahreszahlen. Daß die Novemberrevolution im November 1918 ihren Beginn hatte, ist 'wahr'. Aber wie steht es mit den Ursachen, dem Verlauf und den Folgen dieses Ereignisses? Es gibt nur eine absolute Wahrheit, aber gibt es nicht auch eine relative? Sind Irrtümer, Teilwahrheiten usw. nicht auch Beiträge zur Annäherung an diese absolute Wahrheit? 'Wahr' ist zunächst einmal das, was die Zeitgenossen dafür halten. »Ein allumfassendes, ein für allemal abschließendes System der Erkenntnis von Natur und Geschichte steht im Widerspruch mit den Grundgesetzen des dialektischen Denkens« (Engels 1962, 206), es gibt also kei-

ne 'objektive' Historiographie. Jede Zeit, jeder Historiker hat einen Standpunkt eingenommen, von dem aus sie / er Geschichte betrachtet. Ebenso hat jeder oral author einen Standpunkt, von dem aus er seine sinnliche Erfahrung von Geschichte darlegt. Dieser Standpunkt mag im Laufe seines Lebens Wandlungen unterworfen gewesen sein, und der oral historian trifft seinen Interviewpartner zu einer Zeit an, da er gerade diesen oder jenen Standpunkt einnimmt. Ist sein Lebensbericht deshalb 'unwahr'? Er ist subjektiv, und gerade dies soll er auch sein. »Oral History« will diese Subjektivität, und zwar sowohl die unreflektierte als auch die bewußtseinsbildende (vgl. Passerini 1980, 214) in die Geschichte hineinragen und auf diesem Wege Identifikationsmöglichkeiten schaffen. Sie will die Wiederaneignung der Geschichte durch die Menschen fördern, denen sie in ihrer scheinbar geschichtslosen Auseinandersetzung mit dem Alltag und im Alltag, in dem kurzfristige Zukunftserwartungen die Hauptrolle spielen, abhanden gekommen ist (ähnlich Fuchs 1979, 9). Sie will beitragen zur Klärung der Fragen nach dem 'Wer bin ich?' und dem 'Woher komme ich?' — zwei Grundfragen der Menschen, auf die die 'sprachlosen Massen' oft nur deshalb keine Antwort erheischen, weil sie keinen Weg sehen, sie zu finden. Für diese letzte Behauptung mögen als Beleg die Erfahrungen mit meinem eigenen »Oral History«-Projekt dienen: Interviewpartner sind Frauen und Männer der Geburtsjahrgänge 1890 bis 1914, die den größten Teil ihres Lebens (vor allem die 1920er Jahre) in der Stadt Braunschweig verbracht haben. Alle Befragten entstammen einem proletarischen Milieu. Es hat sich verschiedentlich während der Interviews gezeigt, daß die Enkel der Befragten, selbst zum größten Teil Arbeiter(innen), nach anfänglicher, anscheinend am Interview und seinem Verlauf desinteressierter Geschäftigkeit im Hintergrund, nach und nach versuchten, dem 'Geschehen' näher zu kommen. Nach einiger Zeit, d.h. nach einigen Stunden, hatten sie ihre Position gefunden: Teilnehmende Beobachter zu sein an einem sozialen Prozeß, dessen Zweck sie vielleicht noch nicht einsahen, der aber ihr Interesse beanspruchte. Es wäre vermessen zu behaupten, man habe bereits in diesem Augenblick einen Beitrag zur Aneignung der eigenen Geschichte geleistet, aber man wird hinsichtlich einer Aufnahme von »Oral History« durch eben diese Enkel optimistisch sein dürfen. Im Gegensatz zur herkömmlichen Geschichtsschreibung von oben (bürgerliche Historiographie) oder von der oberen Ebene des Unten (bisherige marxistische Historiographie der Arbeiterorganisationen) kommt »Oral History«-Material dem Bedürfnis nach 'lebendiger' Geschichtsdarstellung entgegen. Sie macht wirtschaftliche Not, individuelle und familiäre Anpassungskrisen, Handlungsmotivationen usw. nachvollziehbar und bietet zugleich lebensnahe Informationen über allgemeinere politisch-ökonomische Rahmenbedingungen, unter denen sich das Leben der Befragten abgespielt hat.

Mit dieser ersten Grundintention der Verwendung der »Oral History«-Methode und des »Oral History«-Materials, die darin besteht, sozialen Gruppen ihre Geschichte zurückzugeben, ihnen bei der Ausgrabung ihres verschütteten »kollektiven Gedächtnisses« (vgl. Bertraux/Bertraux-Wiame 1980, 113ff.) zu assistieren, ist eine qualitative Veränderung der Geschichtswissenschaft selbst eng verbunden. »Oral History« bringt den Historiker durch die notwendige Identifikation mit seinem Gegenstand (vgl. Samuel 1980, 69) dazu, sich »nicht nur als distanzierter Rekonstrukteur von Vergangenheit zu verstehen, sondern vor allem als Teilnehmer an sozialen Prozessen« (Sieder 1980, 5). Daher besteht zwischen ihm und dem oral author auch nicht die aus der empirischen Sozialforschung bekannte asymmetrische Kommunikationsstruktur (vgl. Fried-

richs 1973, 207); vielmehr wird ein — nahezu — gleichberechtigter Dialog zwischen oral historian und oral author anzustreben sein. Nicht nur der oral historian wird etwas von seinem Gesprächspartner wissen wollen, sondern dieser wird Aufklärung über Anlage und Zweck des Gesprächs, über Herkunft und Motivation des Forschers, aber auch über dessen Meinungen und Erfahrungen erwarten dürfen. In das »Oral History«-Gespräch fließt also mit vollem Bewußtsein auch die Person des Interviewers ein. Auch deshalb ist »Oral History« keine Quelle im herkömmlichen Sinne, es ist auch nicht mit einer geschriebenen Autobiographie gleichzusetzen, sondern ein Dialog, in dem die Lebensgeschichte eines der beiden Gesprächspartner im Mittelpunkt steht.

Dadurch, daß sie die Fragen der Geschichtswissenschaft an die Geschichte mit den Anschauungen über Geschichte seitens der vom historischen Prozeß Betroffenen und nur allzu oft von ihm Überrollten verbindet, kann »Oral History« einen Beitrag zur qualitativen Veränderung historischer Forschung leisten. An den Fragen der 'Laien' hätte sich eine künftige demokratische Geschichtswissenschaft zuallererst zu orientieren. Erst in zweiter Linie hätte sie dann aus sich selbst heraus Fragen und Antworten zu formulieren und innerhalb des eigenen Kreises weiterzuentwickeln (wobei sie sich dann auch mit Problemen der Vermittlung akademischer Lehrmeinungen auseinandersetzen hätte). Der Gewinn aus dieser Konfrontation von 'Experten' und 'Laien' (ein von R. Sieder verwendetes Begriffspaar) sollte nun aber nicht zugunsten allein der Geschichtswissenschaft oder — noch schlimmer — der eigenen Wissenschaftlerkarriere eingestrichen werden, sondern größtenteils an die Produzenten, also an die oral authors und ihr Milieu, zurückfließen. Die Geschichtswissenschaft wird ohnehin aus dem gewonnenen Material ihren Nutzen ziehen und Wissenslücken füllen sowie neue Theorien formulieren können.

Damit ist die zweite Grundintention von »Oral History« angesprochen. Sie wird die von 'einfachen' Menschen gemachten Erfahrungen von Geschichte und deren Reaktionen auf verschiedenste politische, soziale, ökonomische und kulturelle Entwicklungen in eine Gesamtanalyse einbringen können. Insofern kann sie auch zu einer Annäherung an die Erkenntnis der »Totalität der Geschichte« beitragen: Denn wenn die Voraussetzung der Totalität »die Annahme ist, daß die eigentliche geschichtliche Wirklichkeit eben das Ganze des Geschichtsprozesses ist« (Lukács 1923, 168), dann wird die Kenntnis der subjektiven Erfahrung von Geschichte unmittelbar zur Bedingung der Erkenntnis der ganzen Geschichte. Einzelerfahrungen sollten also nicht um ihrer selbst willen gesammelt und eventuell in Auszügen als Belege für diese oder jene Behauptung in wissenschaftliche Arbeiten zum Arbeiteralltag, zur Arbeiterkultur oder -bewegung eingefügt werden. Es geht auch nicht nur darum, aus der Summe der Einzelerfahrungen ein im deskriptiv-belletristischen Sinne »kollektives Schicksal« zu rekonstruieren, sondern um die Erkenntnis der Totalität, denn »das Wahre ist das Ganze« (Hegel 1970, 24).

Im übrigen aber wird — noch vor dieser Annäherung — der Erkenntnishorizont der Geschichtswissenschaft (insbesondere der Sozialgeschichte) auf einem darunter liegenden Niveau erweitert. Auch Sub- und verwandte Disziplinen, etwa die Historische Demographie und Familienforschung, die Sozialanthropologie und Volkskunde, werden sich mit Gewinn des »Oral History«-Materials bedienen können. In dem von Lutz Niethammer kürzlich herausgegebenen Sammelband »Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis« (vgl. meine Rezension in diesem Heft) sind verschiedene — und sicher noch

nicht alle denkbaren — Verwendungsmöglichkeiten der »Oral History« genannt, darunter die Erforschung von (Klassen-)Bewußtsein und Sozialisation, die Analyse sozialpsychologischer Bedürfnisse der Massen, Probleme der Familien- und Fabrikgeschichte usw. (vgl. Samuel 1980, 67f.; Ortu 1980, 130; Grele 1980, 155; Passerini 1980, 215ff.; Lequin/Métral 1980, 249; Steinbach 1980, 291ff.). Vorläufig wird also der größte Nutzen der »Oral History« für die Geschichtswissenschaft, insbesondere für Forschungen über die Arbeiterklasse und -bewegung, darin bestehen, dem Historiker bisher nicht bekannte Perspektiven zu eröffnen. Hierdurch wird es möglich, unter neuen Gesichtspunkten Fragestellungen zu formulieren und dadurch stabilisierend oder verändernd auf bisher Erkanntes bzw. für richtig Befundenes einzuwirken. Insbesondere die eventuelle Revision mancher bisherigen Sichtweise dürfte für die Weiterentwicklung der Wissenschaft relevant sein: Nicht nur in Italien existiert in weiten Kreisen fortschrittlicher Historiker »die Konzeption einer konfliktlosen Kontinuität zwischen der Klasse und ihren historischen Organisationen« (Passerini 1980, 216). »Oral History«-Interviews werden nicht nur dazu beitragen können, diese Annahme zu erschüttern, sondern sie werden auch die Gründe für das Auseinanderfallen von Klassenorganisation(en), kollektivem Handeln und individuellen Bedürfnissen erhellen. Darüber hinaus können sie aber auch für eine Analyse des Ausmaßes und der Gründe der Einheit zwischen der Klasse und ihren Organisationen von Nutzen sein. Auch der Umfang der Rezeption der an der Organisationsspitze sich abspielenden Theoriediskussionen durch die Basis wird erforscht werden können. Gerade dieses letzte ist bisher beispielsweise in Veröffentlichungen zur Entwicklung der marxistischen Theorie zu wenig berücksichtigt worden. Vielleicht gelingt es dem oral historian, die Frage zu klären, inwieweit die Theorie an der Basis rezipiert worden ist (einer der wenigen Ansätze zur Erhellung dieses Problems bei Steinberg 1967, 129ff.), inwieweit sie das Handeln und Denken der 'einfachen' Proletariat determinierte und ob von dieser Basis Anstöße zur Fortentwicklung oder Revision der Theorie ausgingen und sich nach 'oben' fortpflanzten.

»Oral History« ist selbstverständlich nicht nur eine auf die Geschichte der Arbeiterklasse anwendbare Methode. Auch andere Sozialschichten, man denke etwa an die Bauern, haben eine Geschichte zu erzählen und zurückzugewinnen. Trotz allgemein ähnlicher Voraussetzungen werden sich in der Praxis, je nachdem, welche soziale Gruppe den Gegenstand der Forschung bildet, unterschiedliche Herangehensweisen empfehlen. Die folgenden Ausführungen über die Praxis der »Oral History«, die sich auf ein Projekt zur Erforschung des Arbeiteralltags im ersten Drittel dieses Jahrhunderts beziehen, können deshalb keinen allgemeingültigen Leitfaden darstellen, sondern sind sehr stark auf diesen Gegenstand zugeschnitten.

Entsprechend dem erwähnten demokratischen Charakter der »Oral History« ist auf eine differenzierte Hypothesenbildung verzichtet worden. Einzige Grundannahme war, daß die Berichte derer, die den Arbeiteralltag im Untersuchungszeitraum selbst erlebt haben, vor allen anderen Quellen rangieren, da sie mehr Autorität und Authentizität für sich in Anspruch nehmen können. Vor Beginn der Interviews lag allerdings eine Phase der Durcharbeitung archivalischer Quellen und einschlägiger Literatur. Eine solche Vorbereitung auf die Interviews ist unerlässlich — vor allem, weil der Interviewer, um die Ausführungen seines Gesprächspartners verstehen und in einen Dialog mit ihm eintreten zu können, sich Kenntnisse über die im Untersuchungszeitraum und -ort herrschenden Rahmenbedingungen aneignen muß. Im Anschluß hieran wurden Fra-

gen, die man den Interviewpartnern stellen will, vorformuliert und zu einem Fragebogen verarbeitet. Trotz einiger Gegenstimmen (vgl. u.a. Sieder 1980, 13; Steinbach 1980, 306) scheint der Einsatz eines Fragebogens — oder Interviewleitfadens — notwendig. Dies hat die Gesprächssituation bestätigt. Der Interviewer benötigt vom Befragten zunächst eine nicht unbeträchtliche Zahl von Grundinformationen. Dazu gehören u.a. die Kenntnis von persönlichen Daten des Interviewten und seiner eigenen und Herkunftsfamilie, der Einblick in seinen Berufsweg (Schulzeit, Lehrzeit, ausgeübte Berufe, Beschäftigungsstätten, Phasen der Arbeitslosigkeit usw.), ein Überblick über seine Wohnstätten (Ausstattung und Lage der Wohnungen, Häufigkeit des Wohnungswechsels usw.) und über seine Teilnahme bzw. Nichtteilnahme am politisch-kulturellen Leben seiner Zeit (Partei-, Gewerkschafts-, Vereinsmitgliedschaften usw.). Der Fragebogen erleichtert darüber hinaus eine Grobstrukturierung des Gesprächsverlaufs und hilft dem Interviewer, sich die Fragen in Erinnerung zu bringen, die er dem Interviewten stellen möchte. Das bedeutet aber nicht, daß der Fragebogen den Gesprächsverlauf determinieren muß. Themen werden in der Reihenfolge und der Intensität behandelt, die der Befragte bestimmt. Mit Hinweis auf den Fragebogen ermöglicht sich der oral historian schließlich auch den Einstieg in Problemkomplexe, die der oral author von selbst nicht angeschnitten hat — sei es, weil er sie für unwesentlich hält, vergessen hat oder sie nicht erwähnen möchte. Der Interviewer kann mit Hilfe des Fragebogens zeigen, daß er diese Themen gern besprechen würde — und daß er sie nicht nur von *diesem* Befragten hören will und wird, sondern auch von anderen. Das ist beispielsweise bei Fragen über Sexualität wichtig: Das Wissen, daß auch andere Befragte hierüber gesprochen haben bzw. sprechen werden, gibt dem Interviewten eine größere Sicherheit, nicht *ausgefragt* zu werden, sondern ein Thema von allgemeinem Interesse zu behandeln.

Zu den Vorbereitungen gehört natürlich auch die Auswahl der Gesprächspartner. Wie erreicht man sie? Hierauf ist, bezogen auf einen vor rund fünfzig Jahren abgelaufenen Untersuchungszeitraum, die Antwort relativ einfach: In jeder Stadt bestehen verschiedene Seniorenkreise; man kann sich darüber in der Lokalpresse informieren. Diese wird man — nach Rücksprache mit dem/der Leiter(in) — aufsuchen und dort das Forschungsvorhaben vortragen. Besonders wichtig sind in diesem Zusammenhang zweifellos die Seniorentreffs von Sozialdemokraten und Gewerkschaftern. Die Auswahl der Gesprächspartner wird in erster Linie durch eine unbezwingbare Gegnerin determiniert: die Biologie der Zeit. Ein großer Teil potentieller Gesprächspartner ist verstorben. Ein anderer Teil, auch das muß offen gesagt werden, ist nicht 'interviewfähig': Das Nachlassen geistiger Kräfte kann so weit fortgeschritten sein, daß ein Gespräch nicht sinnvoll erscheint (während häufig vorhandene körperliche Gebrechen eher Einfluß auf die Interviewdauer, kaum aber auf den Inhalt haben). Ein weiterer Teil von potentiellen oral authors kann nicht von der Notwendigkeit seiner Befragung überzeugt werden. Zwar wird es bei ihrer Weigerung, ein Gespräch zu führen, nicht immer so grob zugehen wie in Trifonows Roman (Trifonow 1976, 157ff.), aber es gelingt zum Teil nicht, die potentiellen Interviewpartner davon zu überzeugen, daß sie ein berichtenswertes Leben geführt haben. Die Orientierung an den Memoiren der 'Großen' ist an der Basis weitverbreitet und bestimmt eben auch ihre Selbsteinschätzung (vgl. Fuchs 1979, 85). Ein kleiner Kreis bleibt also übrig. Da es aber nicht auf Repräsentativität ankommt, sondern darauf, »bestimmte historische Prozesse exemplarisch verdeutlichen zu können« (Grele 1980, 147), ist dies für ein »Oral History«-Projekt nicht von Nachteil.

Verschiedene »Oral History«-Projekte gehen methodisch so vor, daß sie mehrere oral authors zugleich berichten lassen. Ein Wiener Projekt wird sogar so durchgeführt, daß die oral authors, die auch untereinander kommunizieren, verschiedenen Generationen angehören. Es wäre vielleicht erstrebenswert, die noch bestehende Trennung von oral historian und oral author dadurch aufzuheben, daß die Positionen beider in einer Person zusammentreffen; zwei oral authors würden sich also gegenseitig befragen und zugleich aus ihrem eigenen Leben berichten. Dies würde allerdings kompliziertere Voraussetzungen für die Durchführung des Projekts schaffen, die an dieser Stelle nicht besprochen werden können. Gegen die gleichzeitige Befragung mehrerer oral authors ist allerdings einzuwenden, daß sich zunächst einmal die Erarbeitung der oben erwähnten Grundinformationen als überaus zeitaufwendig (während einer der Befragten hierüber Auskunft gibt, müßten die übrigen schweigen), unter Umständen als ganz und gar unmöglich erweisen dürfte. Ohne diese Informationen aber ist eine sinnvolle Gesprächsstrukturierung nicht möglich — von den Schwierigkeiten der Auswertung einmal abgesehen. Zum anderen treten bei Gruppengesprächen die aus der empirischen Sozialforschung bekannten negativen gruppendynamischen Phänomene auf: »opinion leaders« (vgl. Lazarsfeld/Berelson/Gaudet 1960, 49) auf der einen, »Schweiger« (vgl. Mangold 1967, 212) auf der anderen Seite. Man gerät bei dieser Art der Durchführung von »Oral History« also leicht in Gefahr, nicht die individuellen Lebensverläufe von Menschen in Erfahrung zu bringen, sondern die Effekte von Gruppenprozessen. Diese Nachteile werden durch den erhofften Vorteil sich gegenseitig motivierender und inhaltlich korrigierender bzw. ergänzender oral authors nicht aufgewogen. Praktische Erfahrungen mit der kleinsten möglichen Gruppe, nämlich zwei Personen, haben dies bestätigt, wie der folgende kurze Gesprächsausschnitt exemplarisch belegt. Befragt wurden zwei seit Jahrzehnten befreundete Arbeiterinnen, u. a. zum Thema Sexualität:

F(rage): Haben Sie damals von den Eltern etwas über Verhütungsmittel erfahren?

K: Gar nichts! Gar nichts!

F: Und von anderen Leuten?

K: Gar nichts! Auch nichts! Andere Leute? Ooch!

H: Das gab es doch noch gar nicht.

F: Och, das gab's doch schon viel!

K: Nein, nein, nein, nein!

H: Ich glaube nicht, daß meine Eltern ...

K: Auch von Fremden hat man nie was gehört.

Es ist auffallend, daß Frau K. den Ton angibt. Sie bestreitet, von Verhütungsmitteln gewußt zu haben und überträgt dies auf Frau H. Als diese einen Versuch unternimmt, ihre eigenen Erfahrungen mitzuteilen, wird sie von Frau K. unterbrochen. Erst im weiteren Verlauf des Interviews stellt sich durch intensives Nachfragen heraus, daß Frau H. sehr wohl über Verhütungsmittel und -techniken informiert war — wie übrigens auch Frau K. Diese war während des ganzen Gesprächs opinion leader, während Frau H., hätte man sie nicht immer wieder direkt zum Sprechen aufgefordert, mehr oder minder als lediglich das von Frau K. Vorgetragene Bestätigende fungierte. Trotz einer insgesamt durch den Dialog der beiden oral authors besonders angenehmen Interviewsituation wäre das Ergebnis bei einer Einzelsitzung unter Umständen ergebiger gewesen, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die Anwesenheit und Teilnahme einer Person, die den Lebensweg des oral authors intensiv begleitet hat, also z.B. des Ehepartners, durchaus von Vorteil sein kann.

Die Anwesenheit und Teilnahme des Ehepartners ist — sofern ein solcher noch lebt — in der Regel immer dann möglich, wenn das Gespräch in der Wohnung des oral authors stattfindet. Dieser Ort ist aus verschiedenen Gründen der günstigste: Er minimiert den Aufwand, den der Befragte zu leisten hat, er gibt ihm durch seine Vertrautheit Sicherheit und er ermöglicht dem oral author, die Lebensschilderung durch 'Belege' (z.B. Fotografien, Urkunden usw.) abzusichern und zu veranschaulichen. Die Interviewdauer sollte ganz vom Willen des oral authors abhängig gemacht werden — in der Regel übersteigt übrigens die Ausdauer des Befragten die des Fragenden bei weitem. Wichtigstes Hilfsmittel des Interviewers ist das Tonband. Es empfiehlt sich, neben den Bandaufnahmen Transkripte anzufertigen: Sie erleichtern zum einen dem oral historian eine spätere Auswertung, zum anderen bieten sie dem oral author die Möglichkeit, sich über den Gesprächsverlauf in Kenntnis zu setzen und Korrekturen und Ergänzungen anzubringen.

Wünscht der oral author die Geheimhaltung seines Namens (ein Anliegen, das nur selten zu Beginn, um so häufiger dagegen während des Gesprächs vorgetragen wird), so ist dem unter allen Umständen nachzukommen. Ist beabsichtigt, die Transkripte im Original (und nicht etwa erst in einer Publikation, in der Hinweise auf die Identität des oral authors leicht verwischt werden können) Fremden zugänglich zu machen, so sollten bereits diese Transkripte entsprechend codiert werden (vgl. auch die Praxis in den USA bei Starr 1980, 39; in dieser Hinsicht nicht akzeptabel: Grele 1980, 146). Mit der Sammlung und Publikation von »Oral History«-Material hängt die dritte Grundintention von »Oral History« zusammen: »Oral History« will als eigenständige Methode und als Produzentin einer neuen Quellengattung anerkannt werden. Zwar stellen die Auswertung ihres Materials und deren Verwendungsmöglichkeiten ein noch immer ungelöstes Problem dar (vgl. Niethammer 1978, 474), was wohl nicht zuletzt auch aus dem Theoriedefizit resultiert, doch wird man schon jetzt auf Grund des oben über die Aufgabe einer demokratischen Geschichtswissenschaft Gesagten eine illustrierende, die traditionellen Quellen lediglich komplettierende Auswertung in der Regel als unangemessen bezeichnen dürfen. »Oral History« als Quelle sollte zunächst in vollständiger Form vorgelegt werden, und zwar so, daß auch Einblicke in den während der Produktion dieser Quelle sich vollziehenden kommunikativen Prozeß zwischen oral historian und oral author gewährt werden. Erst im Gefolge einer solchen Quellenedition sollte an die Herausstellung dieser oder jener Passagen herangegangen werden. Nur so kann das aus »Oral History« gewonnene Material als zwar andersgeartete, aber doch gleichberechtigte Quelle neben die traditionellen Quellen der Geschichtswissenschaft treten. Nur dann auch kann sie ihrem Anspruch, zur Weiterentwicklung einer demokratischen, emanzipatorischen Geschichtswissenschaft beizutragen, gerecht werden.

Literaturverzeichnis

- Bertraux, Daniel, Isabelle Bertraux-Wiame: Autobiographische Erinnerung und kollektives Gedächtnis, in: Niethammer 1980, 108-122.
- Cutler, William W.: Accuracy in an Oral History Interviewing, in: Historical Methods Newsletter 3, 1970, 1-7.
- Engels, Friedrich: Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, in: MEW 19, Berlin 1962, 177-228.

- Friedrichs, Jürgen: Methoden empirischer Sozialforschung, Reinbek 1973.
- Fuchs, Werner: Arbeiterleben nach 1945. Lebensgeschichten in der Geschichte der Arbeiterschaft in Offenbach am Main seit dem Zweiten Weltkrieg — Projektplan, Marburg/Lahn 1979.
- Grele, Ronald J.: Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History, in: Niethammer 1980, 143-161.
- Hausen, Karin: Familie als Gegenstand Historischer Sozialwissenschaft, in: Geschichte und Gesellschaft 1, 1975, 171-209.
- Hegel, Georg W.F.: Phänomenologie des Geistes, in: ders., Werke, Bd.3, Frankfurt/M. 1970.
- Kocka, Jürgen: Arbeiterkultur als Forschungsthema, in: Geschichte und Gesellschaft 5, 1979, 5-11.
- Lazarsfeld, Paul F., Bernard Berelson, Hazel Gaudet: The People's Choice. How the Voter makes up his Mind in a Presidential Campaign, New York 1960.
- Lequin, Yves, Jean Métral: Auf der Suche nach einem kollektiven Gedächtnis. Die Rentner der Metallindustrie von Givors, in: Niethammer 1980, 249-271.
- Lütke, Alf: Alltagswirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation, in: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 11, Frankfurt/M. 1978, 311-350.
- Lukács, Georg: Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik, Berlin 1923.
- Mangold, Werner: Gruppendiskussionen, in: René König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd.1, Stuttgart 1967, 209-225.
- Niethammer, Lutz (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«, Frankfurt/M. 1980.
- ders.: Oral History in USA. Zur Entwicklung und Problematik diachroner Befragungen, in: Archiv für Sozialgeschichte 18, 1978, 457-501.
- Ortu, Giangiacomo: Historische Subjektivität und revolutionäres Subjekt. Arbeit mit mündlichen Quellen in Italien, in: Niethammer 1980, 123-134.
- Passerini, Luisa: Arbeitersubjektivität und Faschismus. Mündliche Quellen und deren Impulse für die historische Forschung, in: Niethammer 1980, 214-248.
- Reulecke, Jürgen, Wolfhard Weber (Hrsg.): Fabrik, Familie, Feierabend. Beiträge zur Sozialgeschichte des Alltags im Industriezeitalter, Wuppertal 1978.
- Ritter, Gerhard A. (Hrsg.): Arbeiterkultur, Königstein 1979.
- ders.: Arbeiterkultur im Deutschen Kaiserreich. Probleme und Forschungsansätze, in: ders. 1979, 15-39.
- Samuel, Raphael: Oral History in Großbritannien, in: Niethammer 1980, 55-73.
- Sieder, Reinhard: Experten, Laien und die Geschichte. Möglichkeiten »mündlicher Geschichte« am Beispiel der historischen Familienforschung, in: Gerhard Botz, Josef Weidenholzer (Hrsg.), »Mündliche Geschichte« und Arbeiterbewegung, Wien 1980, Beilage 21.
- Starr, Louis M.: Oral History in den USA. Probleme und Perspektiven, in: Niethammer 1980, 27-54.
- Steinbach, Lothar: Lebenslauf, Sozialisation und »erinnerte Geschichte«, in: Niethammer 1980, 291-322.
- Steinberg, Hans-Josef: Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie. Zur Ideologie der Partei vor dem 1. Weltkrieg, Hannover 1967.
- Trifonow, Jurij: Das andere Leben, München 1976.



Gegenstand, Standpunkt und Perspektive materialistischer Kulturtheorie. Kultur und Ideologie. Produktästhetik. Alltag der Lohnarbeiter. Vereinskultur. Tourismus. Stadtfest. Haug, Hillgärtner, Maase u.a. 15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-).

Erika M. Hoerning

Biografische Methode in der Sozialforschung

Der wissenschaftliche Umgang mit biografischem Material hat eine hundertjährige Tradition in den Sozialwissenschaften. In einer kürzlich veröffentlichten Habilitationsschrift wurden auf tausend Druckseiten etwa 2000 Primär- und Sekundärquellen aus ethnologischer, psychologischer u. a. Forschung ausgewertet (Paul 1979). Besonders in den letzten zehn Jahren ist in der BRD ein wachsendes Interesse an der Frage zu verzeichnen, ob die Verwendung biografischen Materials Möglichkeiten bietet, die Lücken zu füllen, die bei der bis vor kurzem noch dominierenden Erhebung von Datenwissen entstanden sind. Ob Biografieforschung auch eine Alternative zur neueren quantitativen Methodik sein kann, läßt sich nur im Gesamtzusammenhang der gegenwärtig aktualisierten qualitativen Forschungsstrategien klären (Hopf/Weingarten 1979). Ein Votum für oder gegen die biografische Methode kann nicht unabhängig von der Forschungsfrage, dem theoretischen Ziel und dem Erkenntnisinteresse abgegeben werden. A. Lehmann (1977) hält sie für ein besonders gutes Instrument, um die sprachlose Unterschicht zum Reden zu bringen, die nicht über das Reflexions- und Abstraktionsvermögen der Mittelschicht verfüge. Der Unterschicht (hier gleichgesetzt mit Arbeiterklasse) wird damit die exotische Rolle zugeschoben, die der sprechende Affe in Kafkas »Ein Bericht für eine Akademie« spielt, wenn er beim Report über seine Menschwerdung immer wieder seine Ursprache benutzt (Kafka 147ff.). Es geht hier nicht darum, irgendeine soziale Klasse durch eine besondere Technik hoffähig für die Diskussion in den Elfenbeintürmen der Wissenschaft zu machen. Im Gegenteil: Forschungsansätze wie Akkulturation oder lebenslange Sozialisation setzen sich dem Vorwurf der Scheuklappensoziologie aus, wenn sie auf die Verwendung qualitativer und insbesondere biografischer Methoden verzichten, unabhängig davon, um welche Gruppe es sich handelt.

Qualitative Sozialforschung

Im Gegensatz zur quantitativen empirischen Großforschung fördern qualitative Studien häufig überraschende Ergebnisse zu Tage (Barton/Lazarsfeld 1955). Man kann diese einfach nicht beachten. Man kann ihnen aber auch nachgehen, nach Erklärungen suchen — möglicherweise passen sie doch noch in das Erkenntnischema oder aber, wir finden noch eine Möglichkeit, gerade diesen Weg weiter zu verfolgen und stoßen auf Phänomene, die unsere bisherigen Annahmen erweitern, modifizieren, spezifizieren oder unhaltbar werden lassen. Ein Beispiel: Berelson (1945) fand heraus, daß sich einige der »regelmäßigen« Leser von Tageszeitungen dann, wenn durch einen Streik die Zeitungen ausfallen, nicht nach alternativen Informationsquellen umsehen, »sondern nach allem Lesbaren greifen, was da zu Hause herumliegt; eine der wichtigsten Funktionen, die das Zeitungslesen offenbar hat, ist das Überbrücken von 'Flautezeiten' in der Alltagsroutine« (Barton/Lazarsfeld, 43). Solche Ergebnisse werfen natürlich die Frage nach ihrer Gültigkeit und Zuverlässigkeit auf, die seit den Grundsatzdebatten der dreißiger Jahre im Social Science Research Council für alle Sparten empirischer Forschung diskutiert werden. Hopf (26ff.) hat gezeigt, daß qualitative Forschung auch diese Kriterien erfüllen kann und den Vorteil bietet, theoretisches Vorverständnis und empirisches Material in eine engere Wechselbeziehung zu bringen, als das bei vorweg

standardisierten Methoden der Fall ist. Die Grenzen sind allerdings dort überschritten, wo der Forscher den Anschein erweckt, die Hypothesen könnten »von sich aus in Erscheinung ... treten« (Glaser/Strauss, 111). Devereux (166ff.) entwickelt dazu ein Verfahren der »Triangulation« zur Korrektur der Verzerrung in anthropologischen Berichten, die auf die Kulturgebundenheit der Forscher zurückzuführen ist. Dabei werden systematische Fehler in unterschiedlichen Darstellungen des gleichen Sachverhalts aufgespürt und korrigiert. Angemessener als solche nachträglichen Gültigkeitsprüfungen erscheint die von O. Lewis verwendete »Rashomon«-Technik. Zur Validierung subjektiver Berichte stützte er sich auf Vollerhebung einer sozialen Gruppe, z.B. Familie, bei deren Auswertung er dann die Möglichkeit hatte, Perspektivendifferenzen bestehen zu lassen, ohne auf die Prüfung des Wahrheitsgehalts verzichten zu müssen (vgl. Paul II, 377-391).

Einer der wesentlichen Vorzüge qualitativer Forschung ist ihr Beitrag zur Deskription von sozialen Feldern. Darin ist sie nicht durch statistische Methoden zu ersetzen (Hopf, 16). Die in soziologischen und sozialpsychologischen Publikationen verbreitete Gering-schätzung deskriptiver Aussagen kappt das Stadium der Entwicklung von dem der Einsicht in Strukturen und Relationen. Ein Großteil der heute verfügbaren Theorien über industrielle Arbeit, Urbanisierung und abweichendes Verhalten hätte nicht entwickelt werden können, wenn Popitz u.a. (1957) ihre Industriestudien, das Ehepaar Lynd seine Gemeindestudien (1929, 1937) oder Shaw seine Studie der Karriere eines »delinquenten« Jack-Rollers (1930) nicht in weitgehend deskriptiver Absicht vorgelegt hätten. Eine Veränderung der heute geltenden soziologischen Theorien wird ohne einen Rückgriff auf den historisch vorgezeichneten Weg einer tastenden Klassifikation und Typologisierung deskriptiven Materials kaum möglich sein (vgl. Barton/Lazarsfeld, 54-62).

So ist die Ansicht, daß die qualitative Forschung sich in den Bereichen etablieren kann, wo die quantitative Forschung mit ihren standardisierten Methoden nicht mehr weiterkommt, nur zum Teil richtig. Durch quantitative Sozialforschung (Fragebögen, Skalen, Beobachtungsschemata usw.) wird das empirische Feld in seiner Vielfalt häufig beschnitten und/oder komplexe Strukturen werden atomisiert (Primärdaten werden durch Kodiervorgänge vernichtet); dadurch wird die Objektivität der Messung infrage gestellt (Berger, 124ff.). Die drei wichtigsten Leistungen qualitativer Verfahren sind Beiträge zu einer »angemessenen soziologischen Deskription«, zu einem »hermeneutischen Verstehen« und zur »Hypothesen- und Theoriebildung« (Hopf, 13).

Biografische Methode: Datengewinnung und Datenauswertung

Der Stellenwert biografischer Materialien im Rahmen qualitativer Forschung wird gegenwärtig höher eingeschätzt als noch vor einigen Jahren. Szczepanski (1967, 568) schreibt ihnen eine ergänzende Funktion für den Hypothesenbildungsprozeß zu; aber in der aktuellen Diskussion erhalten biografische Materialien grundlagentheoretische Bedeutung, vor allem im Rahmen der Altersgruppen- und Kohortenforschungen (Rosenmayr 1978; Kohli 1978; Tews 1979; Schütze 1980).

Formal lassen sich die Materialien nach denjenigen aus erster Hand und denjenigen aus zweiter Hand klassifizieren. Materialien aus erster Hand sind alle schriftlichen und mündlichen Äußerungen einer Person über sich selbst; Materialien zweiter Hand sind Äußerungen über die Person, die von anderen Personen oder Institutionen hergestellt werden. Formal rechnen wir zu den Materialien aus erster Hand:

1. Autobiografien: Allport (1951) und Denzin (1970) unterscheiden vollständige, um einen Schwerpunkt angelagerte und edierte (zusammengestellte) Autobiografien;
2. Fragebögen mit offenen Antwortkategorien, die an der Lebenszeit oder an Zeitabschnitten orientiert sind;
3. narrative Interviews, Träume, Bekenntnisse;
4. Tagebücher, die klassifiziert werden nach persönlichen Niederschriften, Erinnerungen oder einfachen Terminkalendern;
5. Briefe und
6. expressive und projektive Dokumente wie Literatur, Kompositionen, Kunstwerke, Rorschach-Testergebnisse und projektive Testergebnisse.

Zu den Dokumenten aus zweiter Hand werden Zeitungsberichte, amtliche und nicht-amtliche Protokolle, Fallstudien, Biografien, Interviewdarstellungen usw. gerechnet. Die Verwendung dieser Materialien für die empirische Sozialforschung kommt nicht umhin, die *symbolische Signifikanz* der Dokumente zu ermitteln: *Wer* hat die Dokumente erstellt und *für wen* sind die Dokumente erstellt worden? Bei der edierten Autobiografie können Daten, Informationen von anderen Personen mit aufgenommen werden. Damit wird die Reziprozität oder Nicht-Reziprozität der Perspektiven verschiedener am Geschehen beteiligter Personen mit der Hauptperson dokumentiert; nicht eine Korrektur der subjektiven Darstellung, sondern eine Vermeidung vorschneller Konzeptualisierungen ist mit diesem Verfahren beabsichtigt. Die jeweiligen Perspektiven werden nach ihren Interpretationen, die sie vortragen, der Perspektive der Hauptperson zugeordnet. Beispiele hierzu sind die Geschichte 'Mark' (Cicourel 1976) oder der Fall 'Rivière' (Foucault 1975); weitere stärker formalisierte Arbeiten zur Reziprozität der Perspektiven finden sich in der Diskussion des »labeling«-Ansatzes (Becker 1973; Prus 1975).

Während Allport (1951, 67ff.) noch das »feine« Gespür des Forschers als zuverlässiges Werkzeug für das Aufspüren von »Lücken« im Material mobilisierte, hat inzwischen die linguistische Forschung (Labov/Waletzky 1973; Kohli 1978; Fischer 1978) für die Strukturanalyse von Lebensgeschichten und Autobiografien als Kriterium der Vergleichbarkeit des Materials ein System referentieller und evaluativer Elemente entwickelt. Die referentiellen Kategorien im formalen Aufbau einer Lebensgeschichte beziehen sich auf den *Orientierungsteil* (Bezüge zur Personen, Orten, Zeiten, Verhaltenssituationen), den *Komplikationsteil* (die Chronologie der Ereignisse) und den *Lösungsteil*. *Evaluative* Kategorien sind die vom Schreiber oder Sprecher vorgenommene Überprüfung, in der Handlungsfolgen und Interpretationen aufeinander bezogen werden, und schließlich der *Codeteil*, der die zeitliche Brücke zwischen der Vergangenheit, in der das Ereignis stattgefunden hat, und der Gegenwart, in der es als Aufbereitetes und Interpretiertes erscheint, herstellen soll.

Solche Strukturüberlegungen sind nicht erst bei der Interpretation, sondern schon bei der Auswahl des Materials wichtig. Das gilt auch für die traditionell im Vordergrund stehende Frage nach der Absicht des Schreibers/Erzählers. Literaturwissenschaftliche Analysen trennen Autobiografien von Lebenserinnerungen, indem sie »den Drang nach Selbstbestimmung, nach Selbstentdeckung« zum Gütekriterium machen (Pascal, 213). Sozialwissenschaftliche Forschung stellt ähnliche Fragen (Burgess 1930, Allport 1951), aber nicht nach Produkt-, sondern nach Interpretationskriterien. Motive des Schreibers oder Sprechers: sich selbst oder anderen etwas mitteilen; Exhibitionismus; das Bedürfnis, sein Leben in Ordnung zu bringen; ästhetische Motivation; Entwicklung

lebbarer Perspektiven oder Alternativen; finanzielle Motivation; Auftrag; Vorlage für eine Therapie; Forschungsinteressen; Hilfe für andere Menschen oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit disqualifizieren nicht die biografischen Materialien, sondern sind Auswahl- und Interpretationskriterien im laufenden Forschungsprozeß. Außer der Bestimmung des »*Warum*« ist es nicht unerheblich, *zu welchem Zeitpunkt* (Lebensalter) und in welchem zeitlichen Abstand etwas niedergeschrieben wird; ob es fortlaufend quasi neben dem konkreten Lebensablauf geschrieben wird (wie ein Typ von Tagebuch) oder nachdem ein bestimmter Zeitabschnitt verstrichen ist.

Struktur, Funktion (Motivation), historische und subjektive Zeit in den Materialien sind wesentliche Markierungspunkte, um die symbolische Signifikanz des Materials für eine sozialwissenschaftliche Untersuchung einzuschätzen. Ebenso wenig wie eine Methode durch eine andere ersetzt werden kann, ohne daß sich dadurch auch die Fragestellung ändern würde, kann man Lücken (z.B. Nichtvollständigkeit einer Briefsammlung) mit anderem Material ergänzen. Die verschiedenen Materialien, die in einer Untersuchung zusammengeführt werden, werden einzeln nach einem theoretischen Leitfaden oder nach dem am ersten empirischen Fall erarbeiteten Gerüst ausgewertet.

Ideografische und nomothetisch-analytische Forschungsansätze

Für die Erschließung von Handlungs- und Ereignisketten aus der Perspektive der beteiligten Personen (Denzin, 256), bieten sich die ideografische, die nomothetische oder eine kombinierte Vorgehensweise an. Die ideografische Vorgehensweise versucht, den ihr vorliegenden Fall auf der Basis nur dieses Falles zu verstehen, zu erklären, Gesetzmäßigkeiten zu erkennen, Hypothesen zu entwickeln und nicht zuletzt Theorieansätze zu entwerfen. Sie subsumiert nicht den vorliegenden Fall unter eine schon entworfene Theorie, sondern das Material selbst liefert die Theorie. Um Generalisierungen und Vorhersagen machen zu können, muß jeder weitere Fall neu bearbeitet werden und unter die vorliegenden Ergebnisse subsumierbar sein. Gesetzmäßigkeiten, die innerhalb eines Einzeldokuments sich andeuten, werden als tentative Hypothese behandelt. Beispielhaft für eine ideografische Studie ist die von C.R. Shaw (1930, 1974) angefertigte Arbeit »The Jack-Roller. A Delinquent Boy's Own Story«. Shaw geht es nicht darum, eine wahrheitsgetreue und objektive Beschreibung zu liefern, sondern um die Ermittlung von Einstellungen, Interpretationen, Vorurteilen und Rationalisierungen des Jack-Rollers Stanley. Diese Geschichte gibt nach Shaw Einblicke aus der Sicht des Delinquenten, aus der Perspektive der sozialen und kulturellen Situationen, auf die der Jack-Roller reagiert beziehungsweise die auf ihn reagieren, und nicht zuletzt aus der Sicht der Erfahrungen und Situationen des Betroffenen. Die Biografie wird durch ständige Nachfragen immer wieder korrigiert und revidiert. Das Material wird zwar von zweiter Hand hergestellt, aber mit der direkten Rückkopplung an den Betroffenen (kontinuierliche Induktion). Zusätzlich werden alle verfügbaren Unterlagen (records) von Gerichten, Sozialarbeitern, Gefängnissen, Schulen, Erziehungshäusern usw. verwertet. Das Ergebnis der Studie weist Stanley als den typischen Repräsentanten seiner Wohngegend, der Gruppe der Jack-Roller, der Gruppe der jugendlichen Delinquenten aus (Burgess 1930 im Nachwort zu Shaw). Persönlichkeitsentwicklung und Sozialisationsprozesse stehen im Mittelpunkt der Darstellung. Angell (1945), der im Auftrag des Social Science Research Council unter anderen auch diese Studie bewertete, kritisierte daran, daß sie zu historisch-deskriptiv und zu wenig analytisch sei; er sieht in dieser Studie

— im Gegensatz zu Burgess und später auch Becker (Ausgabe 1974, Vorwort) — nicht die Chance zu einer Theoriebildung, wenn man nicht Einzelaspekte herausgreifen und an Kontrollgruppen überprüfen würde.

Ein weiteres Beispiel einer ideografischen Studie ist die von Sutherland (1937) annotierte und interpretierte Berufsbiografie »The Professional Thief«, geschrieben von einem »Profi« unter dem Decknamen Chic Con. Ziel der Studie war es, die Strukturen, Normen und institutionalisierten Werdegänge einer Berufsgruppe aufzudecken. Chic Con hatte in dieser Studie den Status eines Experten; Sutherland bereitete für jede Diskussion mit Chic Con — insgesamt 84 Stunden — Fragen und Themenschwerpunkte vor, schrieb alles nach den jeweiligen Sitzungen — etwa sieben Stunden pro Sitzung — auf und übergab Chic Con die Papiere zur Korrektur. Nach Beendigung dieser Aufzeichnungen legte er das so gemeinsam erarbeitete Werk weiteren Berufsexperten vor, ebenso Personen, die dieser Berufsgruppe verbunden waren: Polizisten, Detektiven, Verkäufern, die dieses Manuskript begutachten und ergänzen sollten. Zentrale Kategorien daraus wurden 1939 in Sutherlands Werk »Principles of Criminology« aufgenommen, unter anderem »berufliche Sozialisation in einer Berufsgruppe« und »Erwachsenensozialisationsverläufe«. Auch die Biografie von W. Wiszniewski in Thomas' und Znanieckis »The Polish Peasant« ist eine »typische«. Sie repräsentiert eine Gruppe von polnischen Bauern, die zwischen zwei Kulturen hin- und herpendeln; sie ist eine ideografische Studie, wird aber auf eine bereits entwickelte Fragestellung des sozialen Wandels in Relation zu Werten und Attitüden der betroffenen polnischen Auswanderer bezogen.

Alle hier beschriebenen Fälle arbeiten mit biografischen Materialien, die eigens für den Forschungsprozeß produziert worden sind unter Hinzuziehung ergänzender Materialien wie amtliche Akten (Shaw); Experten-Gutachten (Sutherland); Einwandererzeugnissen und Briefe (Thomas und Znaniecki). Nicht die Anzahl der biografischen Dokumente ist das Merkmal einer ideografischen Vorgehensweise, sondern daß eine Fragestellung, ein theoretischer Entwurf, eine Hypothese an einem Fall explizit gemacht wird. Shaw und Sutherland entwickeln im strengen Sinne des ideografischen Vorgehens ihren theoretischen Entwurf, während die Biografie in »The Polish Peasant« schon den Charakter der Hypothesenüberprüfung in sich trägt.

Nomothetisch-analytische Forschungsansätze suchen nach wiederkehrenden Gesetzen, natürlich im vollen Bewußtsein dessen, daß die vorgestellte Population in ihrer Einmaligkeit nur tentative Hypothesen zu Tage fördern kann. Die nomothetisch-analytische Vorgehensweise verlangt eine größere Anzahl von Fällen; die jeweiligen Einzelfälle werden in ihrer Struktur, angeleitet von einer bestimmten Fragestellung, mit allen zur Verfügung stehenden Fällen verglichen. Drei Studien sollen hier exemplarisch für die nomothetisch-analytische Vorgehensweise genannt werden: Thrashers Untersuchung über Gangs in Chicago (1927), Mirra Komarovskys Untersuchung über das arbeitslos; Familienoberhaupt (1940) und Charlotte Bühlers Lebenslaufstudien auf entwicklungspsychologischer Basis (1932).

Thrashers Untersuchung über jugendliche Gangs in Einwanderungsstadtteilen von Chicago gibt eine ausführliche Deskription über Entstehung von Gruppen, habituelle Verhaltensweisen und Riten in verschiedenen — nach ethnischen Kriterien differenzierten — Gruppen, Lebensstile und soziale Kontrolle innerhalb der Gruppen. Empirisches Material für diese Studie setzte sich zusammen aus Zeitungsausschnitten, sämtli-

chen zugänglichen amtlichen und halbamtlichen Protokollen, Interviewtexten von Jugendlichen, deren Eltern, Nachbarn usw. und selbstgesprochenen Lebensgeschichten der Jugendlichen. Tentative Hypothesen, nicht generalisierende Schlüsse, waren das Ziel dieser Studie. Immerhin konnte Thrasher Zusammenhänge präzisieren, die schon Thomas (1923) in seiner Prostituiertenstudie und Anderson in seiner Soziologie wohnsitzloser »Hobos« (1923) angedeutet hatten: der Grad der Amerikanisierung und »Demokratisierung« ethnischer Gruppen korreliert mit der Häufigkeit ihres »abweichenden Verhaltens«. Thrasher führt als Interpretationskriterien die Fremdheit von Herkunft- und Umweltkultur und Techniken einer partiellen kulturellen Integration bei gleichzeitiger Wahrung ethnischer Besonderheiten ein. So gelingt es ihm, seine Beobachtung der stark ethnisch geprägten Organisationsformen und Interaktionsstrukturen jugendlicher Gangs auf statistische Daten zu beziehen, die erklärungsbedürftig sind: Während Deutsche 22 Prozent der Einwanderer stellten und nur zwei Prozent der Gangs, bildeten sich aus den kaum weniger zahlreichen polnischen Einwanderergruppen fast 40 Prozent der Gangs (Thrasher, 192ff.). Whyte mit seiner viel berühmteren Studie »Street Corner Society«, der sich vorwiegend auf teilnehmende Beobachtung einer Gang im italienischen Viertel von Boston stützte, konnte eine Reihe der tentativen Hypothesen Thrashers differenzieren und ausbauen.

Mirra Komarovskys Untersuchung über die Folgen von Arbeitslosigkeit für die Autorität und den Familienstatus des Familienoberhauptes wird sowohl vom Social Science Research Council als auch von anderen Forschern, die mit qualitativen Methoden arbeiten, als die am weitesten fortgeschrittene Arbeit für die Anwendung und Weiterentwicklung der biografischen Methode bezeichnet. Komarovsky knüpft an die theoretischen Studien Horkheimers »Autorität und Familie« (1936) mit der Fragestellung an, ob und wie sich die Autorität des Familienoberhauptes durch Arbeitslosigkeit verändert. Jedes Familienmitglied wurde einzeln und wiederholt befragt; bereits bekannte objektive Daten (materielle Situation usw.) wurden noch einmal in den Interviews überprüft. Komarovsky untersuchte insgesamt 59 Familien; sie verglich nicht nur die Aussagen der Familienmitglieder gegeneinander, sondern auch die Aussagen aus anderen Familien. In den Fortsetzungsgesprächen wurde dem jeweiligen Interviewten sowohl die Interpretation seiner eigenen Familienmitglieder wie auch die aus anderen Familien vorgetragen, zu der er/sie sich dann äußern konnten. Ähnliche Verfahren, aber nur auf einen Untersuchungsfall beschränkt, wurden auch von Shaw und Sutherland angewandt. Komarovskys interne und externe Vorgehensweise, in der sie auch nach Interpretationen sucht, die ihrem theoretischen Ansatz gegenläufig sind, um Verursachungsvariablen eindeutig eliminieren zu können, wurde von Lazarsfeld in dem Vorwort zu dieser Arbeit als »discerning method« bezeichnet. Tentative Hypothesen zur lähmenden Wirkung von Arbeitslosigkeit aus der Studie 'Die Arbeitslosen von Marienthal' (Jahoda u. a. 1933) werden — so Lazarsfeld — durch die Studie von Komarovsky bestätigt.

Ein drittes Beispiel zum nomothetisch-analytischen Forschungsansatz sind Charlotte Bühlers (1932) Lebensverlaufskurven. In den zwanziger Jahren gaben Ch. Bühler und ihre Mitarbeiter Studien zur Jugendkunde heraus, die sich empirisch auf Tagebücher und Beobachtungen von Jugendlichen aus entwicklungspsychologischer Sicht bezogen. Den Anspruch eines nomothetisch-analytischen Ansatzes sah Angell (1945) nicht als erfüllt an, denn Tagebücher und Einzelbeobachtungen seien zu selektiv und unsystema-

tisch und ermöglichten keine generellen Aussagen über Entwicklungsverläufe. Zur Darstellung von Einzelverläufen seien diese Tagebücher wohl geeignet, aber der Vergleich von Einzelphänomenen im Querschnitt sei daraus nicht möglich. Die zweihundert geschriebenen Biografien und fünfzig Anamnesen, die Bühler zusammen mit den anderen Materialien wie Bilder und weitere Texte interpretiert hat, zeigen jedoch so übereinstimmend das Verlaufsschema, das die Autorin sowohl induktiv als auch deduktiv (unter Rückgriff auf psychologische Konzepte) begründet hat, daß diese Kritik überzogen scheint. Es gelang Bühler und ihren Mitarbeitern, die einzelnen Lebensalter und -stufen mit der Folge von tentativen, definitiven und bilanzierenden Prozessen der Selbstbestimmung zu parallelisieren. Das Material ist jedoch insofern kritisch zu bewerten, als es überwiegend aus dem Leben berühmter Persönlichkeiten gegriffen ist.

Ideografische Forschungsansätze versuchen auf der Basis nur eines Falles, aber in der Regel unter Hinzuziehung zusätzlicher Materialien, Expertenurteilen usw., induktiv Regelmäßigkeiten zu entdecken und formulieren dazu tentative Hypothesen. »Die Methode erfordert, daß *jeder* von der Untersuchung erfaßte Fall die Hypothese bestätigt. Wenn dem Forscher ein Fall begegnet, der die Hypothese nicht bestätigt, muß er die Hypothese ändern, um den Fall einordnen zu können, der nachgewiesen hat, daß sein ursprünglicher Gedanke falsch ist.« (Becker 1973, 39) Hierbei wird sowohl mit Material aus erster Hand — vorgefundene Autobiografien — wie auch mit Material, welches eigens für den Forschungsprozeß erstellt wurde, gearbeitet. Bedingung ist nicht, daß der Forscher theoretisch voraussetzungslos in den Forschungsprozeß einsteigt, sondern daß er mit seinen theoretischen Vorurteilen den Forschungsprozeß nicht steuert. Dieses Prinzip gilt auch für nomothetisch-analytische Forschungsansätze, die nach allgemeinen Gesetzen suchen und deshalb mit einer größeren Anzahl von Fällen arbeiten. Bei den hier vorgestellten Studien wurde mit der Kombination von ideografisch-nomothetischen Forschungsansätzen gearbeitet; die für alle Fälle gefundenen Annahmen wurden an dem jeweiligen Einzelfall exemplifiziert (systematischer Vergleich). Bei nomothetisch-analytischer Vorgehensweise wird die Größe der untersuchten Gruppe relevant, aber nicht anders behandelt als das Stichprobenproblem in der quantitativen Forschung. Doch muß auch hier jeder Fall die Untersuchungshypothese bestätigen (Becker 1973).

Probleme und Verfahrensweisen

Das Social Science Research Council (SSRC, gegründet 1923) entschloß sich 1939, nach einer umfangreichen Kritik an »The Polish Peasant« anhand aller zugänglichen Forschungsarbeiten, die mit der biografischen Methode gearbeitet hatten, methodische Standards für dieses Verfahren zu erarbeiten. Über traditionelle sozialgeschichtliche Beschreibungen von Dokumenten hinaus (nach Echtheit, Gültigkeit, zeitlicher Zuordnung) sollten Untersuchungen vorgestellt werden, die bei der Interpretation der Materialien nach der biografischen Methode vorgegangen waren. Für die Kulturanthropologie wurde Clyde Kluckhohn, für die Geschichtsforschung Louis Gottschalk, für die Psychologie Gordon W. Allport und für die Soziologie R. C. Angell bestellt. In den Reports wurden methodologische Fragen wie externe und interne Validität und Reliabilität, Repräsentativität und Authentizität der Materialien verhandelt (Allport 1942; Angell 1945; Gottschalk 1945; Kluckhohn 1945). Der von Denzin (1970) entwickelte Leitfaden nahm Überlegungen des SSRC auf:

1. Forschungshypothesen und Probleme, die aus den Lebensgeschichten beantwortet werden oder die aus einer Lebensgeschichte exploriert werden sollen, sollten gesammelt und daraus ein tentatives Schlüsselkonzept operationalisiert werden;
2. dann die Auswahl der zu untersuchenden Subjekte und Festlegung eines Leitfadens, »was« in der Lebensgeschichte angesprochen werden sollte;
3. Festhalten aller relevanten Ereignisse und Erfahrungen aus der vorgetragenen oder geschriebenen Lebensgeschichte, die sich auf das tentative Schlüsselkonzept beziehen. Diese Ereignisse sollten mit Quellen und Perspektiven aus zweiter Hand trianguliert werden, so daß Widersprüche, Unregelmäßigkeiten und Diskontinuitäten aufgedeckt werden (vgl. die Studie von Komarovsky);
4. den Ereignissen sollten die subjektiven Interpretationen entweder chronologisch oder so wie sie das Individuum präsentiert zugeordnet werden;
5. die Priorität für die Quellen (Material aus erster oder zweiter Hand) für die Hypothesengewinnung müssen festgelegt werden;
6. entlang dem Material wird nach bestätigenden, modifizierenden oder die tentative Hypothese verwerfenden Daten/ Anhaltspunkten gesucht;
7. der untersuchten Person sollte die Möglichkeit gegeben werden, die rekonstruierte Lebensgeschichte zu lesen und darauf zu reagieren und
8. parallel zu der Expertenbeurteilung (untersuchte Person) sollte das gesamte Material — theoretisch angeleitet — von verschiedenen Kollegen ausgewertet werden (Triangulationsmethode).

Ein letztes — nicht zu übersehendes — Problem ist die Dokumentation des Materials. Das SSRC kritisierte an einer großen Anzahl von Studien, daß die Dokumentation des Original-Materials nicht so erfolgt sei, daß der Leser die Interpretationen nachvollziehen könne. Für nahezu alle Studien verlangten sie eine vollständige Dokumentation; nur das würde den kompletten Nachvollzug möglich machen. Wenn im Forschungsprozeß mit bereits vorliegenden autorisierten Biografien gearbeitet wird, sind die in der Regel jedermann zugänglich (Emmerich 1974/75; Bromme 1905; Bürgel 1909; Fischer 1903, 1904, 1905, 1919; Rehbein 1911); wenn sie aber eigens für den Forschungsprozeß erstellt werden, müssen sie einsehbar gemacht werden. Das Abdrucken von Original-Forschungsmaterialien wirft Probleme des individuellen Datenschutzes und des Umfangs der Forschungsarbeiten auf.

Forschungsfragen und Forschungsperspektiven

Diese Ausführungen sollten einen Einblick geben, wie mit der biografischen Methode gearbeitet werden kann und — ausschnittsweise — welche Studien mit der biografischen Methode gearbeitet haben. Es dürfte hinreichend klar geworden sein, weshalb die Methodenfrage nicht unabhängig vom theoretischen Erkenntnisinteresse entschieden werden kann. Die biografische Methode ist nicht eine hervorragende Methode für eine bestimmte Untersuchungsgruppe, sondern für bestimmte Forschungsfragen. Die Einbindung in die Diskussion über qualitative Methoden sollte hervorheben, daß viele Forschungsfragen und Forschungsziele mit quantitativen Methoden nur sehr begrenzt oder gar nicht angegangen werden können: Hermeneutisches Vorgehen, die Herausarbeitung von Deskriptionen und Typologien sind mit quantitativen Methoden nicht möglich; korrelationsstatistische Zusammenhänge bleiben Gerippe, wenn man sie nicht qualitativ auf eine empirische Basis beziehen und interpretieren kann. Die Anwendung der biografischen Forschungsmethode bietet sich für jede Studie an, die sich mit Prozeßverläufen menschlicher Bildungs- und Bewußtseinsprozesse (Ontogenese und Soziogenese) in ihrer Fragestellung beschäftigt. Um die dialektische Verschränkung der Lebensbereiche zum Beispiel herauszustellen, kann man zwar analytisch ge-

trennt vorgehen (Sozialisation durch Arbeit, Sozialisation durch die Familie), ihre wechselseitigen Abhängigkeiten verlangen letztendlich jedoch eine Zusammenführung (Brock/Vetter 1979 — Arbeiterbiografien). Formen und Genese gesellschaftlicher Bewußtseinsprozesse zu untersuchen, die immer unter den Einwirkungen vergangener Erfahrungen stehen, verlangen eine historisch-genetische Betrachtung und schließen eine deterministische Betrachtungsweise aus (Osterland, 411). Um kollektive Deutungsmuster aus den Lebenswegen der einzelnen herauszuarbeiten, muß der »Lernprozeß« der Betroffenen rekonstruiert werden. Aus der Wahl zwischen Alternativen (Berufswahl, Ehepartner usw.), die über die biografische Methode rekonstruierbar ist, ist zu erkennen, welche kollektiven und gesellschaftlichen Bedingungen die Wahl und die Veränderung der Gesamtsituation des Individuums beeinflusst haben. Die Forschungsfrage, wie Menschen durch die gesellschaftlichen Verhältnisse sozialisiert werden, kann sowohl mit einem ideografischen als auch mit einem nomothetisch-analytischen Forschungsansatz zur Geltung gebracht werden. Das Datenwissen über Erwachsene (Heiratsdaten, Elterndaten, Karrieredaten, Zeitplanungen usw.) ist relativ groß, wie aber die einzelnen qualitativen Stufen im Leben erreicht werden und wie der einzelne aus der Fülle von Alternativen »scheinbar« wählt, ist ein weitgehend unbekannter Prozeß.

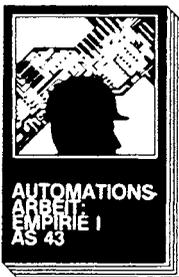
Biografische Forschung ist nicht der Königsweg aus den Problemen quantifizierender Forschung, sondern eine Methodik mit eigenem Problembereich, der in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt wurde: die Verläufe von »Bildungsprozessen« im weitesten Sinne des Wortes. Schwierigkeiten beim Umgang mit Gesetzeswissen sind nicht durch den schnellen Griff zur »Alternative« biografischer Forschung und durch Verzicht auf Quantifizierung zu bewältigen, sondern durch gründliche Überlegungen und Revisionen der Forschungsfragen unter der Perspektive: Für welche Probleme und Erkenntnisinteressen braucht man welche Methode?

Literaturverzeichnis

- Anderson, N.: *The Hobo: The Sociology of the Homeless Man*. Chicago 1923 (1. Aufl.); mit einem neuen Vorwort des Autors, Chicago 1961.
- Allport, G.W.: *The Use of Personal Documents in Psychological Science*. New York 1942 (SSRC Bulletin 49), Neuaufl. New York 1951.
- Angell, R.C.: »A critical review of the development of the personal document method in sociology 1920-1940«. In: *The Use of Personal Documents in History, Anthropology, and Sociology*. New York 1945, 177-233 (SSRC Bulletin 53).
- Barton, A.H., und Lazarsfeld, P.F.: »Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung«. In: *Frankfurter Beiträge zur Soziologie I*. Frankfurt/M. 1955, 321-361; zit. nach dem Wiederabdruck in: Hopf, C., und Weingarten, E. (Hrsg.): *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart 1979, 41-89.
- Becker, H.S.: »Introduction«. In: Shaw, C.R.: *The Jack-Roller: A Delinquent Boy's own Story*. Chicago und London 1966; 7. Aufl. 1974, V-XViii.
- ders.: Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens. Frankfurt/M. 1973 (1. Aufl. 1971).
- Berelson, B.: »What 'missing the newspaper' means«. In: Lazarsfeld, P.F., und Stanton, F.N. (Hrsg.): *Radio Research 1942-1943*. New York 1944.
- Berger, H.: *Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit*. Frankfurt/M. 1974.
- Brock, D., und Vetter, H.-R.: »Die Arbeiterexistenz als biographischer Lernprozeß: Vorschläge zur Neuorientierung des industriesoziologischen Lernbegriffs«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 8, 1979, 209-219.
- Bromme, M.W.T.: *Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters*. Hrsg. und mit einem Vorwort von B. Neumann, Frankfurt/M. 1971 (Erstveröffentlichung mit einer Einleitung von P. Göhre, Leipzig/Jena 1905).

- Bühler, C.: Das Seelenleben des Jugendlichen. Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät. 6. Aufl., Stuttgart 1967 (1. Aufl. 1921).
- Bühler, C., Harvey, H., und Kube, E.: Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem. 2. völlig veränderte Aufl., Göttingen 1959 (1. Aufl. 1932).
- Bürgel, B.H.: Vom Arbeiter zum Astronomen. Die Lebensgeschichte eines Arbeiters. Berlin 1926 (1. Aufl. 1909).
- Burgess, E.W.: »Discussion«. In: Shaw, C.R.: The Jack-Roller: A Delinquent Boy's own Story. With comments by C.R. Shaw and E.W. Burgess. 7. Aufl., Chicago 1974, 185-197 (1. Aufl. 1920).
- Cicourel, A.V.: »Mark«. In: Ders.: The Social Organization of Juvenile Justice. London 1976; abgedruckt in: Kohli, M. (Hrsg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt und Neuwied 1978, 291-310.
- Denzin, N.K.: The Research Act. A Theoretical Introduction to Sociological Methods. Chicago 1970.
- Devereux, G.: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München 1967.
- Emmerich, W.: Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland. Bd.1: Anfänge bis 1914, Reinbek 1974; Bd.2: 1914 bis 1945, Reinbek 1975.
- Fischer, C.: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Leipzig/Jena 1903. Neue Folge 1904, hrsg. von P. Göhre. 1905 erschienen unter dem Titel: Aus einem Arbeiterleben. Skizzen. In Auszügen hrsg. vom Dürer-Bund, München 1919 (Der Schatzgräber 72).
- Fischer, W.: »Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten«. In: Kohli, M. (Hrsg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt und Neuwied 1978, 311-336.
- Foucault, M. (Hrsg.): Der Fall Rivière. Materialien zum Verhältnis von Psychiatrie und Strafrecht. Frankfurt/M. 1975.
- Frenkel, E.: »Studies in Biographical Psychology«. In: Character and Personality 5, 1936/37, 1-34.
- Glaser, B.G., und Strauss, A.L.: »Discovery of substantive theory: a basic strategy underlying qualitative research.« In: The American Behavioral Scientist 8, 1965, 5-12; zit. nach der Übersetzung in: Hopf, C., und Weingarten, E. (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart 1979, 91-111.
- Gottschalk, L.: »The Historian and the Historical Document«. In: The Use of Personal Documents in History, Anthropology, and Sociology. New York 1945, 3-75 (SSRC Bulletin 53).
- Hopf, C.: »Soziologie und qualitative Sozialforschung«. In: Hopf, C., und Weingarten, E. (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart 1979.
- Horkheimer, M. (Hrsg.): Studien über Autorität und Familie. Paris 1936.
- Jahoda, M., Lazarsfeld, P.F., und Zeisel, H.: Die Arbeitslosen von Marienthal. Frankfurt/M. 1975 (1. Aufl. 1933).
- Kafka, F.: »Ein Bericht für eine Akademie«. In: Kafka, F.: Sämtliche Erzählungen. (Hrsg.: P. Raabe). Frankfurt/M. 1976, 147-155.
- Kluckhohn, C.: The Personal Documents in Anthropological Science. New York 1945 (SSRC Bulletin 49).
- Kohli, M.: »Erwartungen an eine Soziologie des Lebenslaufs«. In: Ders. (Hrsg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt und Neuwied 1978, 9-53.
- Komarovsky, M.: The Unemployed Man and His Family. New York 1940.
- Labov, W., und Waletzky, J.: »Erzählanalyse: Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung«. In: Ihwe, J. (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Bd.2, Frankfurt/M. 1973, 78-126 (1. Aufl. 1967).
- Mills, C.W.: White collar. New York 1951.
- Osterland, M.: »Lebensgeschichtliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewusstsein«. In: Soziale Welt 24, 1973, 409-417.
- Pascal, R.: Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt. Berlin, Köln und Mainz 1965.
- Paul, S.: Begegnungen. Zur Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie. Soziologie, Psychologie. 2 Bde., Hohenschäftlarn 1979.
- Prus, R.C.: »Labeling Theory: A Reconceptualization and a Propositional Statement on Typing«. In: Sociological Focus 8, 1975, 79-96.

- Rehbein, R.: Das Leben eines Landarbeiters. Hrsg. und mit einem Nachwort von K.W. Schafhausen. Darmstadt und Neuwied 1973 (Erstveröffentlichung hrsg. von P. Göhre, Jena 1911).
- Rosenmayr, L. (Hrsg.): Die menschlichen Lebensalter. Kontinuität und Krisen. München und Zürich 1978.
- Schütze, F.: Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. Bielefeld 1980 (Manuskript).
- Shaw, C.R.: The Jack-Roller: A Delinquent Boy's own Story. With a new introduction by H.S. Becker. Chicago und London 1966 (1. Aufl. 1930, 7. Aufl. 1974).
- Sutherland, E.H.: The Professional Thief: Written by a Professional Thief (Chic Con). Chicago 1937.
- ders.: Principles of Criminology. Philadelphia 1960 (1. Aufl. 1939).
- Szczepański, J.: »Die biographische Method«. In: König, R. (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd.1, Stuttgart 1967, 551-569.
- Tews, H.P.: Soziologie des Alterns. Heidelberg 1979.
- Thomas, W.I.: The Unadjusted Girl. With cases and standpoint for behavior analysis. New York 1923 (1. Aufl.); mit neuem Vorwort von B. Nelsen und neuer Einführung von M. Parenti. New York 1967.
- Thomas, W.I., und Znaniecki, F.: The Polish Peasant in Europe and America. 2 Bde., New York 1958 (1. Aufl. 1919 und 1921).
- Thrasher, F.M.: The Gang: A Study of 1.313 Gangs in Chicago. 2. überarb. Aufl., Chicago 1936 (1. Aufl. 1927), gekürzte Aufl. mit neuer Einleitung von J.F. Short, 3. Aufl., Chicago 1968 (1. Aufl. 1963).
- Whyte, W.F.: Street Corner Society. The Social Structure of an Italian Slum. Chicago und London 1967 (1. Aufl. 1943).



Untersuchung von 425 automatisierten Arbeitsplätzen. Empirische Methode, Auswertung u. Erkenntnis; Automationsbegriff; Hand- u. Kopfarbeit: Vorzüge praktischen Denkens; Sinnlichkeit u. Abstraktion; Angst u. Handlungsfähigkeit; Problem der Zeit; Wege zum Kollektiv. 15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-)



Automation führt zur Höherqualifikation. Bildungsbegriff. Freiheit und Planung. Kann der Kapitalismus die Produktivkräfte noch entwickeln? SH 37 118 S. 8,00 DM.

Kapitalismus oder »okzidentaler Rationalismus«?*

Das Buch von Wolfgang Schluchter »Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus« stellt den Versuch dar, eine einheitliche bürgerliche Gesellschaftstheorie der Gegenwart zu formulieren. Schluchter grenzt sich ab gegenüber jeglichem »Geschichtsobjektivismus«, das heißt gegenüber jeder »mit der Idee einer Notwendigkeitskausalität« verbundenen »universalen Stufentheorie«, wie sie heute »vor allem im orthodoxen Marxismus vertreten (wird), der mit dem institutionellen Marxismus und seinem Dogmatismus nicht identisch sein muß« (1). »Die 'klassische' Kritik« daran findet Schluchter »nach wie vor bei Karl Popper, Das Elend des Historizismus« (2), allerdings ohne näher darauf einzugehen. Statt dessen wendet er im Anschluß an Weber gegen den »Geschichtsobjektivismus« ein, daß es »keine von Kulturwertideen unabhängige historische Begriffsbildung, keine endgültigen historisch-begrifflichen Konstruktionen« und deshalb keine »universelle Stufentheorie« geben könne (20f.).

Ebenso eindeutig grenzt sich Schluchter auch gegenüber den Ansätzen ab, »die den Evolutionsbegriff zugunsten des Geschichtsbegriffs preisgeben, soziale Entwicklung und sozialen Wandel identifizieren« und alle »evolutionstheoretischen Ansprüche« vermeiden (2f.). Deren Erklärungswert ist einfach zu gering. »Denn nur in entwicklungsgeschichtlicher Perspektive läßt sich entscheiden, welche einzelnen Handlungsabläufe *schicksalhaften* Charakter haben. Nur so können strukturüberwindende von strukturhaltenden Ereignissen getrennt werden.« (258f.)¹

Diesen Positionen setzt Schluchter seine Konzeption von »Gesellschaftsgeschichte« entgegen, deren erstes und wichtigstes Kennzeichen ihr Bewußtsein davon zu sein scheint, daß sie »die gesellschaftliche Entwicklung aus der Perspektive *einer* Kulturtradition« rekonstruiert und daß es dabei »um deren *besondere* Eigenart und deren *geschichtliches* So-und-nicht-anders-Gewordensein« (256) geht. Jene »Perspektive« ist in Webers Gesellschaftsgeschichte des Okzidents nach Schluchters Interpretation die der »Rationalisierung der Weltbeherrschung«. Andere Kulturen haben andere Perspektiven und könnten deshalb prinzipiell auch in der Lage sein, andere »Gesellschaftsgeschichten« zu schreiben.

»Rationalisierung der Weltbeherrschung« sei aber zweitens auch »von universeller Bedeutung und Gültigkeit«, weil sie die »Entzauberung der Welt« zustande gebracht habe; ein Aufgeben der Erkenntnisse über die sachlich-objektiven Gesetzmäßigkeiten der Natur zugunsten der alten dämonologischen Erklärungen sei nämlich zumindest dem »bewußten Kulturmenschen«, der »sich selbst treu bleiben will« (34), nicht möglich.

Drittens schließlich vertritt die »Gesellschaftsgeschichte« den Gedanken einer definitiv gerichteten, also nicht zufälligen Entwicklung (104); im gegebenen Fall den einer Zunahme an Rationalisierung der Weltbeherrschung im Lauf der Geschichte als langfristiger Trend mit vielem »Auf und Ab«.

* Zur Diskussion von Schluchter, Wolfgang: Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Gesellschaftsgeschichte. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1979. 280 S., br., 38,— DM, Ln. 48,— DM. Die beiden folgenden Beiträge wurden aus umfangreichen Manuskripten von Hauck und Bader zusammengestellt. Redaktion: Traugott Schöfthaler und Eberhard Sens.

Unter diesen allgemein-theoretischen Prämissen versucht Schluchter dann, Max Webers »Gesellschaftsgeschichte« auch inhaltlich zu rekonstruieren. Als Schlüsseltext erscheint ihm eine Passage aus Webers Gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie: »Interessen (materielle und ideelle), nicht: Ideen beherrschen unmittelbar das Handeln des Menschen. Aber die 'Weltbilder', welche durch 'Ideen' geschaffen wurden, haben sehr oft als Weichensteller die Bahnen bestimmt, in denen die Dynamik der Interessen das Handeln fortbewegte.« (Religionssoziologie I, 256) Diese »Weichensteller«-Funktion der Weltbilder und Ideen rechtfertigt es, eine Geschichte der *Ethik* zum Ausgangspunkt für die zu konzipierende Theorie der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung zu nehmen: von der magischen »Ethik« über die Gesetzesethik und die Gesinnungsethik zur Verantwortungsethik. Die letzten beiden Formen, als »abstrakte Prinzipienethiken« nahezu ausschließlich in der jüdisch-christlichen Tradition entwickelt, hätten den Durchbruch von »gegebenen« Normen hin zu diskutierbaren Prinzipien gebracht (67). »Weber gegen Weber interpretierend« nimmt Schluchter auch »zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik noch eine Folge« an: die vom feststehenden zum »reflexiven Prinzip« (71, 95).

In ähnlicher Weise konstruiert er eine Stufenfolge der »institutionellen Komponente gesellschaftlicher Strukturprinzipien«. Schluchter sieht in Webers Untersuchungen von Nachbarschafts- und Sippenverband, Ständestaat / Feudalismus / Sultanismus, bürokratischem Verwaltungsstaat und plebiszitärer Führerdemokratie die moderne systemtheoretische Entwicklungslogik von segmentaler zu geschichteter und funktionaler Differenzierung vorbereitet (108f.).

In einem dritten Schritt rekonstruiert er die Entwicklung des Rechts nach Weber. Sie verlaufe vom offenbaren über das traditionale und das erschlossene hin zum gesetzten — und daher revidierbaren — Recht (146-154).

Schließlich werden auch die »Typen der Herrschaft« von Weber in evolutionstheoretischer Perspektive interpretiert. Hier verläuft die Entwicklung von der patriarchalen Herrschaft über die patrimoniale (feudale) Herrschaft zur legalen Herrschaft (»Plebiszitäre Herrschaft, Räteherrschaft, Parlamentarismus, Bürokratismus« — »Berufspolitiker herrschen indirekt über 'Staatsbürger'« [202]). Webers berühmter Typus der »charismatischen Herrschaft« bleibt nach Schluchter unter allen Herrschaftsformen eine »strukturelle Möglichkeit« (180) zur Revolutionierung, aber auch zur Traditionalisierung beziehungsweise zur Rationalisierung von Herrschaft und Recht. Einen Versuch, die Entwicklungsgeschichte der Herrschaft mit den zuvor parallel entwickelten Stufenfolgen für Ethik, Institutionen und Recht in Beziehung zu setzen, unternimmt Schluchter verständlicherweise nicht. Statt dessen verknüpft er sie in einer ganzen Reihe von Schemata mit immer neuen, teils Weber entnommenen (zum Beispiel »Typen des Handelns«), teils ihm unterlegten (zum Beispiel »Heteronomie, religiöse Autonomie, laische Autonomie«), teils völlig unausgewiesenen (zum Beispiel »vorhochkulturell, hochkulturell, modern«) Unterscheidungen. — Zuletzt wendet sich Schluchter dann Webers »historischem Erklärungsproblem« zu, der »Rolle der Reformation im Übergang zur Moderne«. Es sei Weber bei seinen Thesen über religiöse Verursachung ökonomischer Erscheinungen lediglich darum gegangen, diese eine Kausalbeziehung, die »nicht so offen zurage« liege (207) wie andere, nachzuweisen — ohne damit andere leugnen zu wollen. Ideen und Interessen seien für Weber »gleich ursprünglich«, »die materialistische und die spiritualistische Weltauffassung seien 'gleich möglich'« (206).

Schluchter ist sicherlich ein sehr guter Weber-Kenner und -Interpret. Dennoch erscheint es mir zweifelhaft, ob es möglich ist, in einer Interpretation von Webers Gesamtwerk vom *Kapitalismus*, um den Webers Gedanken ständig kreisen und den er noch in der Vorbemerkung zu den Gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie als die »schicksalsvollste Macht unseres modernen Lebens« (4) bezeichnet, so vollständig zu schweigen wie Schluchter dies tut — laut Index ist bei Schluchter vom Kapitalismus auf ganzen vier Seiten die Rede. Für Weber ist »die Eigenart... des modernen okzidentalen Rationalismus« deshalb so wichtig, weil der moderne okzidentale Rationalismus für ihn eine kausale Voraussetzung für den modernen Kapitalismus ist (Religionssoziologie I, 10-12). Aber »okzidentaler Rationalismus« klingt halt sehr viel vornehmer als »Kapitalismus«, ist sehr viel weniger vorbelastet und weckt keine Assoziationen von Mehrwert, Ausbeutung und Proletariat.

Von diesem Problem abgesehen, ergeben sich auch bedeutsame Schwierigkeiten inhaltlicher Art. Zunächst erhebt sich die Frage, wodurch sich Schluchters Gesellschaftsgeschichte des Okzidents eigentlich von dem so hart attackierten »Geschichtsobjektivismus« unterscheidet. Auch Schluchter konstruiert ja eine historische *Stufenfolge*. Diese erscheint ihm als »definitiv gerichtet und also nicht zufällig« (104). Das heißt doch wohl: »notwendig«, »gesetzmäßig« — auch wenn Schluchter diese Begriffe weitgehend vermeidet, zugunsten insbesondere von »schicksalhaft«. Poppers Einwand gegen den historischen Materialismus, es handle sich bei dessen Entwicklungstheorie in Wirklichkeit um singuläre Aussagen, um Aussagen über einen einmaligen historischen Ablauf, über dessen Gesetzmäßigkeit (Notwendigkeit) man eben wegen dieser Einmaligkeit gar nichts ausmachen könne (Popper, 107ff.), kann man gegen Schluchters Stufenfolge mit gleichem Recht vorbringen. Allerdings kann sich Schluchter diesem Einwand entziehen: Er unternimmt den Versuch, trotz der Einmaligkeit der behaupteten Entwicklung Evidenzen für ihre Gesetzmäßigkeit vorzuführen: bestimmte (insbesondere institutionelle) Entdeckungen setzen sachlogisch notwendig bestimmte andere voraus, können nicht gemacht werden, ohne daß diese vorher gemacht worden sind. Sagen wir es ganz simpel: Sonnenflecken können nicht studiert werden, solange das Fernglas nicht erfunden ist; und der Pflug kann nicht erfunden werden, solange die Hacke einerseits, die Viehzucht andererseits nicht entwickelt sind (vgl. Mühlmann, 255ff.). Ebensovienig läßt sich, wenn Schluchter recht hat, eine reflexive Prinzipienethik entwickeln, solange abstrakte Prinzipienethik überhaupt noch nicht entwickelt ist. Diese Vorgehensweise hat ihren guten Sinn — und sie entspricht derjenigen von Marx in seinem ausführlichsten Versuch zur Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung, dem »Formen«-Kapitel in den Grundrissen; denn dort sucht Marx genau in der gleichen Weise zu zeigen, daß die »Trennung der freien Arbeit von den objektiven Bedingungen ihrer Verwirklichung« (375), das heißt zunächst vom Eigentum am Boden, dann auch vom »Eigentum am Instrument« notwendige Voraussetzung für die Entstehung der Lohnarbeit wie des Kapitals ist. Die Berufung auf Popper gegen Marx ist dann aber als klarer Fehlschlag zu werten.

Bleibt das Argument von der Kulturwertabhängigkeit der Begriffsbildung, welche »endgültige historisch-begriffliche Konstruktionen« und deshalb eine ein für allemal gültige »universale Stufentheorie« ausschließe. Dazu schreibt Marx: »Die sogenannte historische Entwicklung beruht überhaupt darauf, daß die letzte Form die vergangenen als Stufen zu sich selbst betrachtet, und ... sie immer einseitig faßt.« Ferner: »Das Bei-

spiel der Arbeit zeigt schlagend, wie selbst die abstraktesten Kategorien, trotz ihrer Gültigkeit — eben wegen ihrer Abstraktion — für alle Epochen, doch in der Bestimmtheit dieser Abstraktion selbst ebenso sehr das Produkt historischer Verhältnisse sind und ihre Vollgültigkeit nur für und innerhalb dieser Verhältnisse besitzen.« (Grundrisse, 25f.) Eindeutiger kann man das Bewußtsein von der Historizität der Begriffsbildung wohl kaum formulieren. So gewaltig kann der Unterschied zwischen historischem Materialismus und »Gesellschaftsgeschichte« an diesem Punkt nicht sein.

Zudem durchbricht Schluchter das Prinzip der Historizität der Begriffsbildung mit der Rede von der »universellen Bedeutung und Gültigkeit des okzidentalen Rationalismus«. Denn auch durch die »Entzauberung der Welt« wird ein *Wechsel der Perspektive* — weg von der »Rationalisierung der Weltbeherrschung« und hin etwa zu einer »Rationalisierung der Weltflucht« — nicht ausgeschlossen. Dem indischen Heiligen, dem es nur um »Entleerung der Seele von allen Weltbeziehungen und Welt Sorgen« geht, kann es absolut gleichgültig sein, ob »die Welt« nun von Dämonen oder von Naturgesetzen beherrscht ist (23). Auf »universelle Bedeutung des okzidentalen Rationalismus« kann von daher nicht geschlossen werden.

Was die »reflexive Prinzipienethik« angeht, die »ihr Prinzip im Lichte anderer Prinzipien entwickelt«, so habe ich große Zweifel, ob es sich dabei tatsächlich um ein Spezifikum der abendländischen Moderne handelt. Beschränken wir uns auf ein von Weber selbst behandeltes Beispiel (Religionssoziologie II, 191ff.): Die *Bhagavadgita*, eine der meistgelesenen und -zitierten religiösen Schriften Indiens, in der der Kriegsfürst Arjuna mit dem Gott Krishna darüber debattiert, ob er in die Schlacht ziehen soll, obwohl er dann gegen nahe Verwandte kämpfen müßte, ist ein Dialog zwischen verschiedenen ethischen Prinzipien: brüderliche Verwandtschaftsethik gegen Kriegerethik einerseits, erfolgs- und genußorientiertes Handeln gegen Handeln »ohne Begierde nach seinen Früchten« andererseits. Arjuna entwickelt dabei — durchaus reflexiv — sein »Prinzip im Lichte anderer Prinzipien«; er ist genau wie Schluchters »moralisch urteilender und handelnder Mensch der okzidentalen Moderne« »gezwungen, sein moralisches Schicksal selbst zu wählen« (68). In ähnlicher Weise scheint es mir das Wesen überhaupt *jeder* ernsthaften Ethik-Diskussion auszumachen, daß jeweils ein Prinzip im Lichte anderer — reflexiv — betrachtet wird. Solche Ethik-Diskussionen gab es aber im Orient wie im Okzident — und es gab sie in der Antike wie im Mittelalter wie in der Neuzeit.²

Weiterhin wird es trotz aller Bemühungen Schluchters nicht klar, was jene Wahl des eigenen Prinzips im Lichte anderer Prinzipien eigentlich bedeutet. Für den Weberianer, der die Möglichkeit wissenschaftlicher Wertbegründung ausschließt, gibt es hier prinzipiell nur zwei Möglichkeiten: Erfolgt sie aufgrund eines höheren Prinzips, dann verschwindet der Form-Unterschied zur Gesinnungsethik; entschieden wird dann in beiden Fällen nach einem einzigen höchsten Prinzip, welches im Fall der Verantwortungsethik höchstens inhaltlich anders aussieht (»Befriedigung eigentlicher menschlicher Bedürfnisse«, 91). Erfolgt die Wahl aber aufgrund letztlich irrationaler Entscheidung zwischen verschiedenen Prinzipien, dann ist nicht einzusehen, warum der Rückweg zur religiösen beziehungsweise Gesinnungsethik mit ihrer dauerhaften Hierarchisierung ausgeschlossen sein soll — Max Scheler war schließlich auch kein Dummkopf.

Trotz dieser Einwände läßt sich der Rede von der universellen Bedeutung des »okzidentalen Rationalismus« ein vernünftiger Sinn abgewinnen — nur liegt der an einem anderen Ort, als Schluchter meint. Um ihn zu finden, müssen wir zunächst den allge-

meinsten Begriff problematisieren, mit dem Schluchter die westliche Sonderentwicklung beschreibt: den der »Rationalisierung der Weltbeherrschung«. Dieser Begriff ist viel zu undifferenziert, als daß er wirklich ein okzidentales Spezifikum ausdrücken könnte. Zwar trifft es zu, daß man die verschiedensten Bereiche des menschlichen Lebens rationalisieren kann — Erotik und Ästhetik und Politik, Meditation und Askese und Mystik usw. — und daß verschiedene Gesellschaften durchaus unterschiedliches Gewicht auf die Rationalisierung der einzelnen Bereiche gelegt haben. An Erleichterung seiner *Arbeit* aber war zumindest der arbeitende Teil der Bevölkerung zu allen Zeiten interessiert — und ohne Arbeit hat noch keine Gesellschaft überlebt. Steigerung der Effektivität der Arbeit wird zudem in allen Gesellschaften durch Umweltdruck immer wieder erzwungen. Ein Bemühen um Rationalisierung der »Weltbeherrschung« in dem Sinne, daß die Menschen versuchen, die gesellschaftliche Aneignung der Natur leichter und effektiver zu gestalten — und das heißt: die *Produktivkräfte* zu entwickeln —, kann man deshalb getrost für alle Gesellschaften als gegeben annehmen.³ Und langfristig betrachtet war dieses Bemühen auch erfolgreich, ob man nun das Paläolithikum mit dem Neolithikum mit der Bronzezeit vergleicht oder das Deutschland von 1730 mit dem von 1980. Zudem war zumindest in China die Rationalisierung der »Weltbeherrschung« im Sinne von »Produktivkraftentwicklung« bis ins 14./15. Jahrhundert hinein mindestens ebenso weit fortgeschritten wie im Okzident (Wallerstein, 52-63). Erst mit der Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise setzt sich der Okzident definitiv an die Spitze. Das heißt aber: Nicht »Rationalisierung der Weltbeherrschung« überhaupt ist ein okzidentales Spezifikum, sondern eine bestimmte Art der Rationalisierung der *Produktionsverhältnisse*: die »rationale Organisation freier Arbeit« zwecks Maximierung des Profits der Produktionsmitteleigentümer. Dadurch wird auch ein Teil der Nichtarbeiter, der herrschenden Klassen in vorher unbekanntem Ausmaß an ständiger »Revolutionierung der Produktivkräfte« materiell interessiert (Kapital I, 281ff.) und in der Tat eine ungeahnte Steigerung der Produktivität der Arbeit erreicht. Daß die okzidentale Entwicklung von universeller Bedeutung ist, liegt — von der Eroberung der ganzen Welt durch den Kapitalismus einmal abgesehen — eben daran, daß das Bemühen um Entwicklung der Produktivkräfte *kein* westliches Spezifikum darstellt, sondern seinerseits universell ist. Deshalb können heute die bei der Steigerung der Effektivität der menschlichen Arbeit im Kapitalismus gemachten Erfahrungen von keiner Gesellschaft ignoriert werden — auch und gerade wenn diese für sich selbst einen anderen (sozialistischen) Entwicklungsweg wählt.

Es ist kein Zufall, daß Schluchter diese differenziertere Begrifflichkeit zugunsten seiner abstrakten »Rationalisierung der Weltbeherrschung« vermeidet. Denn hätte er sich der ersteren gestellt, so wäre es ihm zwar einerseits leichter möglich gewesen, das eine von seinen Hauptzielen zu erreichen, nämlich den Nachweis für die (in der Produktivkraftentwicklung begründete) universelle Bedeutung der bürgerlichen Lösung für das gesellschaftliche Organisationsproblem zu führen. Gleichzeitig wäre er aber kaum umhin gekommen, auch die *andere Seite* dieser Lösung zu notieren: daß sie auf unentgeltlicher Aneignung fremder Arbeit durch die Kapitalisten beruht und daß hier die Produktivkraftentwicklung nicht in erster Linie an der »Befriedigung eigentlicher menschlicher Bedürfnisse«, sondern an Profitmaximierung ausgerichtet ist. Und dies verbietet sich für bürgerliche Gesellschaftstheorie von selbst. Das letztgenannte Problem ist mit der Rede von der »Rationalisierung der Weltbeherrschung« zu lösen; für das erstge-

nannte aber ergeben sich nur Scheinlösungen (etwa der vorgeführten Art). Dies auch noch aus einem weiteren Grund: Bürgerlicher Tradition getreu verbietet sich auch Schluchter mit dem Axiom von der Gleichrangigkeit von materiellen und ideellen Faktoren, die gesamtgesellschaftlich entscheidende Rolle der gesellschaftlichen Arbeit wahrzunehmen. »Arbeit« kommt in Schluchters Buch überhaupt nur in der ätherisch verdünnten Form vor, welche sie im Begriff der »Weltbeherrschung« annimmt. Aber, in wie verdünnter Form auch immer, um »Materielles« geht es bei der »Rationalisierung der Weltbeherrschung« fraglos. Deren »universelle Bedeutung und Gültigkeit« zu behaupten — im Unterschied zur Rationalisierung anderer Bereiche — heißt daher, »Materiellem« eine Höherrangigkeit zuzusprechen; und dies steht im Gegensatz zu dem Ausgangsaxiom. Alle diesbezüglichen Versuche gleichen daher notwendig dem der Quadratur des Kreises. — Jenes Ausgangsaxiom aber ist falsch: »Daß jede Nation verrecke würde, die, ich will nicht sagen für ein Jahr, sondern für ein paar Wochen die Arbeit einstelle, weiß jedes Kind.« (Marx, Brief an Kugelmann vom 11. Juli 1868) Mit andern Worten: Was immer in einer Gesellschaft noch getan wird — es darf bei Strafe des physischen Untergangs die gesellschaftliche Aneignung der Natur nicht gefährden. In einer Gesellschaft, die physisch überleben soll (beziehungsweise überlebt hat), müssen sich im Konfliktfall immer die Erfordernisse der Naturaneignung durchsetzen (beziehungsweise durchgesetzt haben); insofern kommt ihnen in höherem Maße determinierende Bedeutung zu als allen anderen Faktoren. Dies schließt nicht aus, daß, solange der Konfliktfall nicht eintritt, materielle und ideelle Faktoren sich also in Einklang befinden, andere Kausalbeziehungen der verschiedensten Art eine Rolle spielen — in von Gesellschaftsformation zu Gesellschaftsformation höchst unterschiedlicher Weise. Und genau hierin liegt das relative Recht von Schluchters (und Webers) Untersuchungen zur »Ideenbedingtheit« spezifischer Ideen wie Interessen.

Anmerkungen

- 1 Zwei weitere Positionen werden erwähnt: die »funktionalistisch« und die »entwicklungsgeschichtlich« angeleiteten Evolutionstheorien. Ihnen gegenüber verhält sich Schluchter jedoch eher eklektizistisch: was paßt, wird übernommen, anderes wird kritisiert, Gesamturteile wie im Fall der beiden (hier) erstgenannten Positionen aber werden vermieden.
- 2 Ein Beispiel aus der Antike wären die Dialoge des *Sokrates*, welche geradezu als Prototypen ethischer Betrachtung eines Prinzips im Lichte anderer angesehen werden können. Ein mittelalterliches Beispiel wäre die Auseinandersetzung von *Abélard* mit der Orthodoxie (vor allem Bernhards von Clairvaux), in der ersterer »kritischen Zweifel an den Anfang jeder wissenschaftlichen Untersuchung zu stellen« ebenso fordert wie Toleranz gegenüber Andersdenkenden (vgl. Kofler, 53ff.) — ganz wie Schluchters moderne Verantwortungsethiker.
- 3 Selbst der eines jeden Materialismus unverdächtige Ethnologe Mühlmann behandelt entsprechend die »rationale Nutzung dinglicher Objekte« in der »Zivilisationsumwelt« als übergesellschaftlich anzuwendende anthropologische Grundkategorie (95, vgl. auch 255).

Literaturverzeichnis

- Hauck, G.: »Das Elend der bürgerlichen Entwicklungstheorie«. In: Tibi, B., und Brandes, V. (Hrsg.): Handbuch 2. Unterentwicklung. Frankfurt a.M. 1975.
- Hauck, G.: Von der klassenlosen zur Klassen-Gesellschaft. Systematisches und Empirisches zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Köln 1979.
- Kofler, L.: Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Neuwied 1971.
- Marx, K.: Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie. Berlin 1974.
- Marx, K.: Das Kapital. Bd. 1. Frankfurt a.M. 1969.
- Mühlmann, W.E.: Homo Creator. Abhandlungen zur Soziologie, Ethnologie und Anthropologie. Wiesbaden 1962.
- Popper, K.R.: The Poverty of Historicism. London 1961.
- Wallerstein, I.: The Modern World System. New York 1974.
- Weber, M.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Bd. 1 und 2, Tübingen 1920.

Gesellschaftsgeschichte unter dem Primat von Ethik und Politik

1.

Erstaunlich an Schluchters 'Explication' der Weberschen Soziologie ist, daß sie sich weitgehend auf die Andeutung eines Bezugsrahmens beschränkt. Dies ist keineswegs zufällig:

Das in den 'Soziologischen Grundbegriffen' weitaus überwiegende Interesse Webers ist eines der eindeutigen begrifflichen Festlegung: Klassifikation und Kasuistik. Die Definitionen sind nicht ausführlich oder überhaupt nicht explizit theoretisch begründet. Die Frage ihrer 'Zweckmäßigkeit' scheint so nur in direkter historisch-empirischer Forschung überprüfbar. Aussagen über 'strukturelle' Adäquanzen und über 'Entwicklungslinien' lassen sich entweder nur durch empirische Verallgemeinerung gewinnen, oder werden in einem Satz zusammengedrängt und mit der Floskel »der Natur der Sache nach« versehen. Hieraus folgt die *strukturtheoretische* wie *entwicklungstheoretische* Schwäche der Weberschen Soziologie, der Schluchter nicht prinzipiell begegnet.

Weber geht in polemischer Konfrontation zum Begriff der 'ökonomischen Gesellschaftsformation' nicht nur von der prinzipiellen 'Eigenlogik' und 'Eigengesetzlichkeit' der verschiedenen Teilordnungen aus, sondern auch von deren prinzipieller Gleichrangigkeit. Hierin scheint sich Schluchter zunächst anzuschließen: »Welche 'Wertsphäre', welche Lebensordnung die Integration einer Ordnungskonfiguration letztlich bestimmt, läßt sich a priori nicht sagen. Dies ist eine historische Frage ...« (50) Diese nur gegenüber einem dogmatischen Verständnis der 'Basis-Überbau'-These kritische methodische Konsequenz hat Folgen: Die Frage des funktionalen Primats von Teilsystemen wird weder allgemein, noch für bestimmte Perioden theoretisch behandelt, vielmehr der nicht mehr theoretisch angeleiteten historischen Forschung delegiert. Damit ist keine explizit gesellschaftstheoretisch geleitete Bestimmung und Identifizierung von 'Perioden' oder 'Gesellschaftsformationen', 'Ordnungskonfigurationen' mehr möglich. 'Soziologische' Analyse wird beschränkt auf Definitionen 'der' Wirtschaft, 'des' Rechts, 'der' Herrschaft und verschiedener Typen derselben. Deren gesellschaftsformationsspezifische 'Färbung' ist allenfalls im nachhinein zu diskutieren. Gerade wenn es um 'Integration von Teilanalysen' geht, wäre synthetisierende theoretische Arbeit nicht an den 'Gesellschaftsgeschichtler' zu delegieren, der sie doch zurecht vom 'Soziologen' erwartet. Schluchter selber tendiert andererseits ganz offensichtlich dazu — und behauptet dies nicht gänzlich zu unrecht von Weber —, »den Charakter einer Ordnungskonfiguration von der politischen Teilordnung her zu definieren« (127). Dies kann als Hinweis auf den defizitären Charakter der Weberschen 'prinzipiellen Gleichrangigkeit' interpretiert werden.

In Verlängerung der Weberschen methodologischen Prinzipien hätte Schluchter nicht nur von prinzipieller 'Eigenlogik' und 'Eigengesetzlichkeit', sondern auch von prinzipieller, d.h. allgemeiner 'Gleichrangigkeit' der ethischen, kognitiven und expressiven 'Teilweltbilder' (58) und von wirtschaftlicher, politischer und familialer 'Vergesellschaftung' auszugehen. Auch hier wären in Webers Forschungsprogramm Fragen nach möglichem Primat weder *strukturtheoretisch* noch *entwicklungstheoretisch*, sondern nur konkret-historisch zu stellen. Daß Schluchter de facto und weitestgehend ohne Angabe diskutierbarer Gründe vom strukturellen wie evolutionären Primat von 'Ethik' und

'Politik' ausgeht, ist ein weiteres Indiz der forschungsstrategischen Nachteile prinzipieller Aussageverweigerung über allgemeine oder gesellschaftsformationsspezifische Bestimmungsverhältnisse. — Gegenüber Tenbruck, welcher »den Ideen gegenüber den Interessen und Institutionen« Priorität zuspricht (12), müßte Schluchter mit Weber an der prinzipiellen 'Gleichrangigkeit' von Ideen und Institutionen festhalten und damit zwischen objektiv-idealistischen und historisch materialistischen Theorien gesellschaftlicher Struktur und Entwicklung stehen. Hier aber bleibt Schluchter eigenartig ambivalent: »Im teilweisen Gegensatz zu Webers eigenen soziologischen Grundbegriffen« (39) führt Schluchter den Begriff 'Lebensordnung' als »Mittler zwischen Ideen und Interessen« (41) ein. Während es bei Weber um den nüchtern konstatierbaren Sachverhalt geht, daß Ideen und Weltbilder eine Eigenlogik und Eigengesetzlichkeit haben und daß sie als 'Weichensteller' gesellschaftlicher und geschichtlicher Entwicklung fungieren, die sie keineswegs 'konstituieren', sondern 'mitbestimmen' (ein 'Weichensteller' ist schließlich kein 'Motor'), macht Schluchter hier einen idealistischen Schlenker: 'Weltbilder enthalten Geltungsansprüche'. »Diese müssen institutionalisiert werden. Daraus entstehen immer mehrere Lebensordnungen« (197; Herv.V.B.; vgl. 46). Wo Marx darauf beharrt, daß nicht nur im Zustand des »praeanimistischen Naturalismus« (40) die gesellschaftlichen Verhältnisse zunächst und vornehmlich als gesellschaftliche *Produktions-* und Fortpflanzungsverhältnisse konstituiert sind, die die Grundlage der gesamten gesellschaftlichen Existenz der Menschen bilden, wie immer sie 'interpretiert' werden, wendet Schluchter den Zusammenhang von Ideen und Institutionen idealistisch, indem er 'Lebensordnungen' als »institutionalisierte Ideen« begreift. Wenn es damit so scheint, als gebe Schluchter mit der Einführung von 'Lebensordnungen' die methodische These der prinzipiellen Gleichrangigkeit von Institutionen und Ideen auf, wird sie doch in der Diskussion des Zusammenhangs von Strukturprinzipien, Strukturformen und Lebensordnungen festgehalten. Auch Kernstrukturen und Strukturprinzipien haben 'ideelle' und 'institutionelle' Dimensionen, die allgemein »gleichrangig« (123) sind. Über mögliche Prioritäten sind nur konkret-historische Aussagen möglich (188).

Schluchters Versuch, Webers Soziologie in die Tradition 'objektiv gerichteter' Gesellschaftstheorien zu stellen: »Strukturen formulieren restriktive Bedingungen für Handlungen« (sowohl institutionelle [54f.] wie objektivierte Sinnstrukturen restringieren Möglichkeitsspielräume von Handlungen und subjektiv 'meinbarem' Sinn) und »das höhere Aggregationsniveau restringiert ... das niedrigere« (53), ist zwar gegenüber der bisher dominanten Weberlektüre von Interesse, aber keineswegs hermeneutisch unterbaut. Schluchters Interpretation der Weberschen Herrschaftssoziologie macht diesen Versuch plausibel, in allgemeiner Form aber hat Weber derartige Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Struktur und Handlung und verschiedenen Aggregationsniveaus nicht formuliert. Als vorläufige Schlußfolgerung ergibt sich, daß Schluchter die *strukturtheoretische* Schwäche, die mit Webers methodischem Forschungsprogramm verbunden ist, nicht überwindet. Ein Verdienst von Schluchters Explikation ist der Nachweis, daß Webers Soziologie auf allen Dimensionen und Ebenen von Gesellschaftstheorie arbeitet oder doch prinzipiell arbeiten könnte.

2.

Die Einführung von 'Kernstrukturen' und 'Strukturprinzipien' im Anschluß an Habermas (5ff.) leitet zur Darstellung des entwicklungstheoretischen Gehalts der

Schluchterschen Weberexplikation über. Zunächst übernimmt Schluchter von Habermas die Unterscheidung zwischen alltäglichen »allgemeinen Handlungsstrukturen einer Ordnungskonfiguration« (55) und außeralltäglichen, die, weil sie die 'Konfliktfälle' regeln, 'Kernstrukturen' genannt werden. Für Habermas definieren »das Moral- und Rechtssystem ... den Kernbereich«, für den »Gerechtigkeitsvorstellungen« bestimmend sind (57). Dem schließt Schluchter sich an: Jene »Kernstrukturen«, »über die eine Ordnungskonfiguration ihre kollektive Identität definiert« (78), sind ethische. Jener Bereich des Außeralltäglichen, Heiligen einer Ordnungskonfiguration, jener »sakrale Charakter einer kollektiven moralischen Wirklichkeit« (56), lasse sich als ihr Zentrum, ihre Kernstruktur fassen. Kernstrukturen basieren ihrerseits wieder »auf Strukturprinzipien« (58) und diese haben ideelle (kognitive, evaluative, expressive) und institutionelle (wirtschaftliche, rechtliche, politische, familiäre) Komponenten.

Wieder im Anschluß an Habermas, der 'Organisationsprinzipien' einführt, um das Produktionsweisenkonzept entwicklungstheoretisch zu überholen (de facto ad acta zu legen), introduziert Schluchter gesellschaftliche Strukturprinzipien als »hochabstrakte Regelungen, die die Möglichkeitsspielräume, die einer Gesellschaft insgesamt gegeben sind, beschreiben. Sie bestimmen die Grundformen der sozialen Interaktion« (58f., vgl. 120), sie geben »abstrakte Möglichkeitsspielräume an, innerhalb derer sich Strukturformen unter kontingenten Bedingungen ausbilden« (99), sie definieren damit zugleich »historische Ordnungsprobleme. Diese werden von Strukturformen alternativ gelöst« (197; Herv. V. B.). Theoriestrategisch erfüllen jene 'Strukturprinzipien' eine doppelte Funktion: Erstens sollen sie in entwicklungsgeschichtlicher Perspektive die Unterscheidung zwischen 'sozialem Wandel' und 'sozialer Evolution' ermöglichen. Wenn die Differenz zwischen Strukturprinzipien und Strukturformen nicht beachtet werde, wie Schluchter dies mehrfach bei Weber kritisiert (vgl. 1, 99, 121, 124, 257), könne die evolutionäre Veränderung von Strukturprinzipien nicht von bloßem Wandel der sozialen Strukturformen resp. Ordnungskonfigurationen unterschieden werden (vgl. 1, 13). Der Tendenz nach verschmolzen dann die Begriffe »geschichtlich« und »entwicklungsgeschichtlich«. Zweitens könnten sie dazu dienen, im synchronen Schnitt durch Angabe struktureller Bestimmungsverhältnisse über den abstrakten analytischen Bezugsrahmen hinaus eine bestimmbare Gesellschaftstheorie zu entwerfen und 'Epochen' oder 'Ordnungskonfigurationen' zu identifizieren. Auch dieser für Schluchters Explikation des entwicklungsgeschichtlichen Gehalts der Weberschen 'Gesellschaftsgeschichte' zentrale Begriff bleibt erstaunlich vage.

Auf welchem Abstraktionsniveau sind nun 'Strukturprinzipien' angesiedelt? Zwar ist relativ klar, daß sie wie 'Kernstrukturen' »auf den jeweils höchsten Aggregationsniveaus von Gesellschaften verankert« (58) sind, aber wie schon das Abstraktionsniveau von 'Ordnungskonfigurationen' irgendwo zwischen historisch-konkreten gesellschaftlichen Gesamtordnungen und einem dem Marx'schen Begriff 'Gesellschaftsformation' vergleichbaren hin- und herpendelte, so bleibt auch das der 'Strukturprinzipien' verschwommen. Aus den wenigen Andeutungen: 'hochabstrakt' versus 'historisch' 'konkret', läßt sich nur mit Mühe eine sinnvolle Stufenfolge der Abstraktion destillieren. Alle Strukturen sind 'abstrakt', ob sie nun in der Tradition subjektiver Begriffsbildung als bloß 'heuristische' Mittel und 'Instrumente', oder in der objektiver Begriffsbildung als gedankliche *Reproduktion* wirklicher Beziehungen aufgefaßt werden. Der Intention von Schluchter kommt man näher, wenn man das am weitesten ausgearbeitete Beispiel

politischer Strukturprinzipien in dieser Hinsicht zu interpretieren versucht. 'Anstaltsstaat' wäre eines der drei politischen Strukturprinzipien, das als 'hochabstrakte Regelung' den Möglichkeitspielraum bestimmt, innerhalb dessen sich politische Strukturformen (Plebiszitäre Herrschaft, Räteherrschaft, Parlamentarismus, Bürokratismus) unter 'kontingenten Bedingungen' ausbilden und so 'Ordnungsprobleme' lösen. Allerdings sind dies dann doch wohl noch keine konkreten 'historischen' Ordnungsprobleme, denn z.B. 'Parlamentarismus' als politische Strukturform ist natürlich keineswegs identisch mit 'Parlamentarismus in England 1850'. Dies Beispiel verweist auf die Notwendigkeit, zwischen 'Strukturformen' und 'Ordnungskonfigurationen' klar zu trennen. — Sind Strukturprinzipien Prinzipien von Teilordnungen oder Gesamtordnungen? Charakteristisch ist, daß Schluchter zwar einerseits Habermas' Überholung der Konzepte von Produktionsweise und ökonomischer Gesellschaftsformation aufgreift, andererseits jedoch auch das Konzept gesellschaftlicher Strukturprinzipien seines Sinnes beraubt und Webers Methodologie zurückbiegt, indem er Strukturprinzipien »nicht nur für die Produktionsweisen, sondern auch für die Herrschaftsweisen und auch dafür, wie eine Gesellschaft ihre Sozialisations- und Deutungsfunktion erfüllt« (59), postuliert: Der Auflösung von Geschichte in 'Partialgeschichten' in entwicklungstheoretischer Hinsicht korrespondiert methodisch die Auflösung der 'Einheit' der Gesellschaft in 'Partialgesellschaften' oder theoretisch unverbundene Teilordnungen. Faktisch geht Schluchter von der Dominanz der politischen Teilordnung aus und liefert Gliederungen von 'Gesellschaften' anhand von Kriterien wie traditionaler, rationaler und charismatischer Herrschaft (vgl. 1., 120f., 177, 188).

Auch bei der Diskussion des Verhältnisses von ideellen und institutionellen Komponenten nutzt Schluchter die mit dem Konzept der 'Strukturprinzipien' gebotenen Möglichkeiten gesellschaftsstruktureller Präzisierung nicht: methodisch haben evaluative, kognitive und affektive ideelle Komponenten untereinander prinzipiell den gleichen Rang wie gegenüber den untereinander prinzipiell gleichrangigen institutionellen Komponenten von 'gesellschaftlichen Strukturprinzipien'. Faktisch reduziert Schluchter die ideellen Komponenten derselben weitestgehend auf evaluative Sinnstrukturen (worin er Habermas folgt), die institutionellen Komponenten auf 'politische' Vergesellschaftung.

In entwicklungstheoretischer Hinsicht leisten Schluchters Strukturprinzipien gerade keinen Beitrag zur Periodisierung. Die Entwicklungsniveaus, die »man ... in Anspruch nehmen muß« (197f.), um Gesellschaften in 'vorhochkulturelle', 'hochkulturelle' und 'moderne' einzuteilen, werden eklektizistisch und apodiktisch eingeführt, haben im Unterschied zu den Habermas'schen keinen direkten Bezug zu 'Organisations'- oder 'Strukturprinzipien', legen es nahe, der 'Kultur' in evolutionärer Perspektive den Primat zuzusprechen. Wenn damit nicht einfach ein forschungsstrategisch sinnloses Synonym für 'Gesellschaft' gemeint sein soll, geht es um die Art und Weise, wie eine Gesellschaft die 'Deutungsfunktion' erfüllt, also um 'Religion', 'Wissenschaft' und 'Kunst'. Wie diese sich dann zu den 'Produktionsweisen', 'Herrschaftsweisen', 'Sozialisationsweisen' und deren 'Strukturprinzipien' verhält, wird der Leser in Schluchters Buch nicht erfahren.

3.

Schluchter sieht, daß ein komplexerer Bezugsrahmen als der von Weber angedeutete (108) entwickelt werden muß, um dessen verstreuten entwicklungsgeschichtlich gerich-

teten Aussagen in ihrer vollen Differenziertheit zu fassen. Symptomatisch für den ungeklärten Zusammenhang zwischen »systemtheoretischer« und »handlungstheoretischer« Argumentation ist nun, daß er einerseits glaubt, Habermas kritisieren zu müssen, da er Bewußtseinsstrukturen und Systemsteuerungsstrukturen unvermittelt lasse (vgl. oben), daß er andererseits in seiner 'Explikation' gerade auf Parsons (späte) Versuche zurückgreift, ein Paradigma gesellschaftlicher Entwicklung mit dem Ziel einer »Erweiterung der Anpassungskapazität« (104) zu entwerfen. — Schluchter formuliert fünf evolutionstheoretische Hypothesen. Erstens: Für entwicklungsgeschichtliche Durchbrüche räumt er Prozessen von *Differenzierung* und *Wertgeneralisierung* einen Primat ein und beseitigt damit die Gleichrangigkeit der Parsonsschen Kategorien Differenzierung, Anpassung, Inklusion und Wertgeneralisierung (105). — Zweitens: Mit Luhmann formuliert er eine Entwicklung von segmentaler über geschichtete zu funktionaler Differenzierung, die einer Tendenz zu *größerer struktureller Heterogenität* folgt (108-110). Drittens: In einer Kombination dieser beiden Thesen beschreibt Schluchter »die zunehmende Verselbständigung *aller* Funktionen und ihre Spezialisierung« als Übergangsproblem (115, Schema X, Spalte II). Viertens: Den Bezug zu 'Ordnungskonfigurationen' stellt die folgende These her: »Das entscheidende Ordnungsniveau bilden nicht mehr Rollen, sondern Organisationen und zunehmend -wertsphären bzw. Lebensordnungen. Während bei segmentaler Differenzierung das wichtigste Ordnungsniveau in erster Linie durch Rollen definiert bleibt, sind es bei geschichteter Differenzierung Organisationen und Wertsphären, die allerdings noch miteinander fusioniert sein können. Bei funktionaler Differenzierung aber bleiben Organisationen und Wertsphären definitiv auseinandergezogen« (116, vgl. Schema X, Spalte 3). Fünftens: Beschränkt auf Analysen der »Machtverteilung *in* Teilordnungen« (116) formuliert Schluchter in kritischem Anschluß an Weber eine letzte These, um der Assoziierung von »Klassenlage mit Marktlage und Wirtschaft«, der »ständischen Lage aber mit Lebensführung und 'Gesellschaft'« (119) zu entgegen, welche zur traditionellen Formulierung der entwicklungsgeschichtlichen These: von 'Ständen' als vormoderner zu 'Klassen' als moderner Erscheinung führe. »Klassenlage« als Art und Maß der Verfügungsgewalt über äußere Güter ist »in erster Linie« entweder an 'Geburt' oder 'Besitz' oder 'Beruf' gebunden. Mit wachsender gesellschaftlicher Differenzierung rücke »das entscheidende Lagerungskriterium von der 'Geburt' über den Besitz zum Beruf« (120, vgl. Schema XI, Spalte 2). — Mit diesen wenigen und hochabstrakten Hypothesen kann für Schluchter »die Analyse der institutionellen Komponente von gesellschaftlichen Strukturprinzipien abgeschlossen werden« (120). Zusammen mit der Analyse der »ethischen Komponente« erbringt sie nicht weiter begründete Annahmen, die den gesellschaftsstrukturellen wie entwicklungstheoretischen Primat von *Ethik* und *politischer Vergesellschaftung* suggerieren. Wo Schluchter also über die Diskussion eines bloßen Bezugsrahmens einer Gesellschaftstheorie hinausgeht, kehrt er zu traditionellen Hauptströmungen des Denkens über Geschichte und Gesellschaft zurück: denen des '*guten Lebens*' und des '*Staats*'.

Literaturverzeichnis

- Bader, V.M., J. Berger, H. Ganßmann, J.v.d. Knesebeck: Einführung in die Gesellschaftstheorie I und 2. Gesellschaft, Wirtschaft und Staat bei Marx und Weber. Frankfurt, New York 1976.
 Habermas, J.: Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Frankfurt a.M. 1976.
 Parsons, T.: Gesellschaften. Evolutionäre und komparative Perspektiven. Frankfurt a.M. 1975.
 Tenbruck, F.H.: Das Werk Max Webers, in: Kölner Zeitschrift f. Soziologie u. Soz.-Psych. 27, 1975, 663-702

Gerhard Würth

Neuere soziologische Einführungen. Ein Literaturbericht

1. Zur Einführung

Das schnelle Wachstum der Soziologie als Lehr- und Studienfach ab Mitte/Ende der 60er Jahre an den bundesdeutschen Universitäten brachte einen Boom der soziologischen Einführungsliteratur mit sich.

Betreibt die Soziologie in vielen Fällen eine eifrige und lautstarke Nabelschau, so kann man gleiches hinsichtlich ihrer Reaktion auf die eigene Einführungsliteratur nicht behaupten. Die Durchsicht der einschlägigen Literatur ab Anfang der 60er Jahre auf Rezensionen der soziologischen Einführungsliteratur hin zeitigt magere Ergebnisse, sowohl quantitativ wie qualitativ. Rezensionen, die einen Vergleich der Literatur und darüber hinausgehende allgemeinere Überlegungen anstellen, sind die Ausnahme. Immerhin unternahm Dreitzel vor über einem Jahrzehnt (in: Bahrdt 1966) den Versuch einer zusammenfassenden Rezension der damals existierenden Einführungsliteratur; dabei skizzierte er in knappen Worten eine Einführung nach der anderen. Die gleiche Vorgehensweise wählte Dirk Käsler in einem 1979 erschienenen Aufsatz. Auch hier fehlen Vergleiche und allgemeinere Überlegungen. Zudem werden einige neuere Erscheinungen von Käsler zu oberflächlich und nicht ihrer Relevanz adäquat behandelt — wie weiter unten gezeigt wird. Der gute Aufsatz von Ulrike Vogel (1976) untersucht nicht nur allgemeine Einführungen in die Soziologie, sondern ebenso Einführungen in die Speziellen Soziologien, in die Theorie und Geschichte der Soziologie sowie einige Textbücher. Im Mittelpunkt ihrer Überlegungen steht die Verwendbarkeit der Werke für die Lehrpraxis. Dazu entwickelt sie für die allgemeinen Einführungen vorab einige Kriterien, anhand derer die Literatur durchgesehen und kritisiert werden kann. Überdies stellt sie einige generelle Überlegungen zur soziologischen Einführungsliteratur an. Kritisch bleibt zu vermerken, daß sie ihre Kriterien nicht immer nachvollziehbar entwickelt und daß sie auf eine vergleichende Interpretation verzichtet.

Berücksichtigt werden im folgenden Bericht nur allgemeine Einführungen, also nicht die ebenfalls stark zunehmenden Einführungen in die speziellen Soziologien, in die Geschichte und die Theorie der Soziologie, in Einführungen in die Soziologie im Rahmen von Einführungen in die Sozialwissenschaften. Untersucht werden deutschsprachige Einführungen, somit sind Übersetzungen aus anderen Sprachen eingeschlossen; aus der DDR wird ein Werk herangezogen.

Der zeitliche Rahmen erstreckt sich von 1970 bis 1979. Damit werden auch die Mitte/Ende der 60er Jahre erschienenen Einführungen erfaßt, da diese alle in den 70er Jahren wieder aufgelegt wurden.

2. Zur Arithmetik

Die nachfolgenden Zahlen verdeutlichen den Boom der soziologischen Einführungsliteratur. Ohne die Einführungen von Klassikern der Soziologie, wie Weber und Simmel, die nach dem Zweiten Weltkrieg wiederholt aufgelegt wurden, erschienen 1950-1959: neun; 1960-1969: zwölf und 1970-1979 schnellte die Zahl auf über das Doppelte hoch: auf 25 Stück.

Außerdem standen im Zeitraum von 1970 bis 1979 fünf Einführungen zur Verfü-

gung, die schon in den 60er bzw. 50er Jahren erschienen waren. Diese 30 Einführungen sind Gegenstand der vorliegenden Untersuchung.

Von den 30 Einführungen wurde fast die Hälfte, nämlich 14, mehr als einmal aufgelegt, 8 Einführungen dreimal und öfter. Nach der Zahl der Auflagen waren die Einführungen von Barley, Berger, Rüegg, Wallner und Wössner erfolgreich. Die Zahl der gedruckten Bände ist nur von zwei Einführungen bekannt: Rüeggs Einführung brachte es auf 123000 Exemplare, die von Imogen Seger auf über 100000.

Daten über die Übersetzung von fremdsprachigen Einführungen können einen Anhaltspunkt geben für die Bedeutung, die die Soziologie eines Landes im internationalen Wissenschaftsbetrieb einnimmt:

- Von den neun in den 50er Jahren erschienenen Einführungen kam nur eine nicht aus der BRD, sondern aus den Niederlanden.
- Fünf von zwölf Einführungen kamen in den 60er Jahren aus dem Ausland, eine aus den Niederlanden, eine aus Frankreich, drei aus den USA. Fast die Hälfte stammte also aus dem Ausland, ein Viertel aus den USA.
- In den 70er Jahren geht die Zahl der übersetzten Einführungen relativ und absolut zurück: es sind nur noch vier Stück. Jeweils eine kommt aus den USA und aus Schweden, zwei stammen aus den Niederlanden.

Insgesamt geht die Bedeutung der ausländischen Übersetzungen zurück; dies kann als Ausdruck der Stabilisierung der Soziologie in der BRD gewertet werden. Mehr als zuvor werden in der BRD auf die hiesigen Zustände zugeschnittene Einführungen geschrieben, der Einfluß v.a. der US-amerikanischen Soziologie ist aber nach wie vor sehr stark.

3. Zu den Funktionen soziologischer Einführungsliteratur

Einführungen sorgen dafür, Anfängern Zugang zu einer Disziplin zu verschaffen, Kenntnisse über ein Fach zu vermitteln; dies bei entsprechender sprachlicher und inhaltlicher Aufbereitung von Wissen. Darüberhinaus bringen die Autoren in ihren Einführungen zwangsläufig ihr Selbstverständnis von der Soziologie zum Ausdruck, da hier die Informationen über Soziologie und soziologisches Wissen auf begrenztem Raum systematisch — also mit Angabe von Zusammenhängen und in logisch begründeter Reihenfolge — zusammengefaßt werden müssen (vgl. auch Vogel 1976, S.119).

4. Zum Selbstverständnis der Soziologie in der Einführungsliteratur

Als brauchbare Indikatoren erwiesen sich bei der Suche nach dem Selbstverständnis der Soziologie in der Einführungsliteratur der Aufbau der Arbeiten und die Bandbreite des dargestellten Wissens, sowie der wissenschaftstheoretische Standpunkt und dessen politisch-ideologische Implikationen.

4a: Zum Aufbau der Einführungen

Aufbau und Bandbreite des dargestellten Wissens in den Einführungen hängen eng zusammen. In dieser Hinsicht lassen sich grob zwei große Gruppen identifizieren, die hier der Einfachheit halber als orthodoxe und unorthodoxe Einführungen bezeichnet werden.

Zu den orthodoxen Einführungen zähle ich die Arbeiten von Barley, Burghardt, Fichter, Fürstenberg, Jager und Mok, Seger, Wallner, Wössner und Zeugin, einge-

schränkt auch jene von Berger, sowie von Berger und Berger. In diesen Einführungen wird versucht, möglichst alle Bereiche der Soziologie zu behandeln. Ihr Anspruch ist daher auf Zusammenfassung der Ergebnisse der weitverstreuten Arbeitsfelder der Soziologie gerichtet, auf die Bereitstellung eines Überblicks. Nach Maßgabe dieses Anspruchs ist die Bandbreite der angesprochenen Themen entsprechend weit; gewöhnlich gibt es zur Einführung eine Begriffs- und Gegenstandsbestimmung der Soziologie, eine Definition, eine kurzgefaßte Geschichte der Soziologie, wissenschaftstheoretische Bemerkungen, dann einen Abschnitt über empirische Sozialforschung; dieser wird z.T. auch an den Schluß gestellt. Dann folgt der größte Teil, in diesem ist die Rede von der Allgemeinen Soziologie und den Speziellen Soziologien, manchmal wird beides vermengt.

Ein Vergleich der Einführungen hinsichtlich des Teils über die Allgemeine Soziologie läßt, nach Ergebnissen von Stromberger und Teichert (1978, S.68f.), folgende typische Argumentationsstruktur erkennen:

1. Der Mensch handelt nicht instinktgemäß, sondern wird hierbei von Kultur gelenkt. Entsprechende Begriffe werden eingeführt: Kultur, Werte, Normen, Persönlichkeit, soziale Kontrolle.
2. Der Mensch ist somit ein soziales Wesen. Begriffe: Gruppe, Position etc.
3. Soziale Gruppen haben bestimmte Funktionen für die Gesellschaft. Funktion, Institution.
4. Schichtung, Macht, Mobilität.
5. Sozialer Wandel.

Deutlich ist: »... irgendwie scheint bei allen ... ein einzelner Handelnder ... den Bezugsrahmen abzugeben ...« (AG Soziologie 1978, S.174).

Die von 1. bis 5. aufgeführten Themen werden zwar praktisch in allen orthodoxen Einführungen angesprochen, keineswegs aber immer mit der gleichen Schwerpunktsetzung und in der gleichen Reihenfolge. Sozialer Wandel allerdings bildet meist den Schlußpunkt. Der Aufbau wird von dem Versuch bestimmt, von kleinen zu großen Sozialeinheiten voranzuschreiten. Dabei kommt es aber regelmäßig zu Brüchen bei den Begriffen soziale Schichtung, Macht und sozialer Wandel. Diese Brüche werden in den orthodoxen Einführungen gemeinhin nicht reflektiert, vielmehr wird oft der Schein einer bruchlosen Abfolge der verschiedenen Themen aufrechterhalten. Allerdings setzt sich hiervon Imogen Seger ab: »Es gibt keine logisch befriedigende Einteilung des Stoffes. Schuld daran ist, daß es noch an einer umfassenden, allgemein anerkannten soziologischen Theorie fehlt. Bislang existieren lediglich verschiedene Ansätze...« (1974, S.76). In der Einführung aus der DDR, deren Bandbreite ähnlich weit wie die der orthodoxen Einführungen ist, heißt es: »Wir sehen gegenwärtig keine Möglichkeit, unsere Wissenschaft als streng gegliedertes und geordnetes System theoretischer Aussagen, Kategorien usw. darzustellen.« (Grundlagen, 1977, S.7)

Zwar stellt Imogen Seger die fehlende einheitliche Theorie fest, bei der Darstellung der Soziologie gleicht sie aber den anderen Autoren orthodoxer Einführungen. Diese versuchen, die Soziologie als eine in sich geschlossene Wissenschaft mit einem weithin akzeptierten Satz von Erkenntnissen darzustellen, also die gravierenden Differenzen in der Soziologie zu verschweigen bzw. nur marginal zu behandeln. »In den letzten fünfzig Jahren hat die Soziologie in den Vereinigten Staaten einen gesicherten Bestand an Erkenntnissen, die auf praktischer Forschung beruhen, gesammelt, ihre Theorien auf

den Boden der Erfahrung gestellt...« (Fichter 1968, S.2) Wössner führt didaktische Gesichtspunkte an: »Im Rahmen einer Einführung kann nicht auf die unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Auffassungen ... eingegangen werden.« (1974, S.281) Man findet diese Meinung wieder in einer frühen Rezension von Barleys Einführung: »Daß die Soziologie hier in einer gewissen Geschlossenheit erscheint, mag als ein ... nicht zu unterschätzender Vorteil für eine derartige Einführung gewertet werden.« (Lüschen 1963, S.714) Diese 'gewisse Geschlossenheit' findet sich bei den in den 60er und Anfang der 70er Jahre erschienenen Einführungen wieder, die zumeist stark vom Strukturfunktionalismus geprägt sind, und die oft recht erfolgreich waren bzw. es noch sind; Wallner ist hier teilweise auszunehmen. Zwar werden bei diesen Einführungen kontroverse Positionen nicht völlig ausgeblendet, sie werden aber meist nicht in adäquater Weise dargestellt. Beispiel: Laut Imogen Seger war Marx in seinen frühen Jahren ein Monist, da er gesellschaftliche Bewegungen alleine auf wirtschaftliche Faktoren zurückführte, später distanzierte er sich — laut Seger — von dieser Ansicht, ohne dies aber bekennen zu wollen (1974, S.41). Man kann vermuten, daß die zeitweise stark dominierende Stellung des Strukturfunktionalismus in den USA und in der BRD Einführungen dieser Art gefördert hat, die dargestellte Geschlossenheit der Soziologie also Ausdruck der Vorherrschaft des Strukturfunktionalismus war. Dieser Typ von Einführung stirbt zwar nicht aus, da die Bücher immer wieder aufgelegt werden. Die neuere Literatur kommt aber überwiegend nicht mehr von strukturfunktionalistischer Seite und zeigt sich viel stärker der Auseinandersetzung mit anderen Ansätzen verpflichtet.

Ein anderer Typ von Einführungen unterscheidet sich von den oben behandelten dadurch, »daß er keine Aneinanderreihung der verschiedenen Bereiche der Soziologie bringt, sondern die diesen verschiedenen Bereichen gemeinsamen Begriffe und Sätze betont ...« (Scheuch und Kutsch 1975, S.6). Scheuch und Kutsch konzentrieren sich auf die Vorstellung der gebräuchlichsten Grundbegriffe der Soziologie und lassen dem einen wissenschaftstheoretischen Teil vorausgehen. Ähnlich verfährt Grieswelle, in gewisser Weise kann auch Rüegg hier dazugezählt werden, wenngleich bei ihm die Darstellung divergenter soziologischer Ansätze bereits ein großes Gewicht erhält.

Damit ist der Übergang angedeutet zu den in letzter Zeit verstärkt auf dem bundesdeutschen Markt vorfindlichen unorthodoxen Einführungen. Ich zähle dazu die z.T. schon älteren Einführungen des Frankfurter Instituts für Sozialforschung und die neueren Erscheinungen von Bader u.a., AG Soziologie, Israel, Jany und Wallmuth, Krysmanski u.a., Stromberger und Teichert, die Einführung aus der DDR, mit starken Einschränkungen auch Kluth. Diese Arbeiten verzichten von vornherein auf die Fiktion einer Geschlossenheit der Soziologie; die Soziologie erscheint bestimmt durch unterschiedliche, ja gegensätzliche wissenschaftstheoretische Vorstellungen; die Bedeutung der jeweiligen Vorstellungen für die Ausgestaltung der Soziologie, aber auch für politisch-ideologische Implikationen wird betont. Stammväter dieser Art von Einführungen sind die Arbeiten der Frankfurter Schule. In ihnen »wird der Schein systematischer Geschlossenheit mit Bedacht vermieden« (Soziologische Exkurse 1972, S.7). Stattdessen tritt in den Vordergrund die vergleichende Darstellung verschiedener theoretischer Ansätze. In manchen Fällen dreht es sich nur um zwei, in anderen um mehrere. Mit dieser Darstellungsweise verschwindet auch der Anspruch, kleine Soziologie-Enzyklopädien vorlegen zu wollen. Die speziellen Soziologien und die empirische Sozialforschung werden tendenziell in den Hintergrund gedrängt. Dagegen wird mehr Gewicht gelegt auf

die Erörterung der Grundstruktur eines soziologischen Ansatzes, auf die Einführung in eine soziologische Denkweise. Diese Entwicklung geht zum Teil einher mit neuen lernmethodischen Vorgaben. Dem Anfänger wird nicht mehr alles vorgekaut, durch die sorgfältige Auswahl von Originaltexten wird er zum selbständigen Umgang mit diesen angehalten. Eine Tendenz vom Lesebuch zum Arbeitsbuch deutet sich an.

4b Zur wissenschaftstheoretischen Orientierung der Einführungen

Ein wichtiges Merkmal der orthodoxen Einführungen ist die Überlegung, daß bis ins 19. Jhdt. die soziologischen Versuche von sozial- und geschichtsphilosophischen, von sozialreformerischen und -revolutionären Gedankengängen durchzogen waren und damit ungeeignet, die gesellschaftliche Wirklichkeit zu erfassen. Erst mit Weber und Durkheim trennt sich nach dieser Auffassung die Soziologie von ideologischen Einflüssen und wird somit zur richtigen Wissenschaft. »Die Befreiung von den ideologisch belasteten Gesellschaftsvorstellungen des 19. Jahrhunderts war unabdingbare Voraussetzung für die systematische Erforschung dessen, was die Menschen als Gesellschaft tatsächlich erfahren.« (Fürstenberg 1974, S.7) »Heute kann sich der Student auf die Richtigkeit soziologischer Informationen verlassen und ist nicht mehr gezwungen, unter bloßen Spekulationen zu wählen.« (Fichter 1968, S.14) Der Soziologe wird als Techniker vorgestellt, der unter weitestgehender Ausblendung eigener Theorien oder Werte Produkte liefert, deren Verwertung praktisch beliebig ist: »Aus denselben soziologischen Erkenntnissen kann man genau die entgegengesetzten Schlüsse ziehen.« (Berger 1973, S.17) Dieser Auffassung zufolge ist es müßig, nach einem Zusammenhang zwischen dem wissenschaftstheoretischen Standpunkt, den damit erarbeiteten soziologischen Erkenntnissen und den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen zu fragen. Streckenweise sind sich die Autoren der orthodoxen Einführungen bewußt, daß soziologische Untersuchungen nicht einfach wertfrei vorgenommen werden können, daß ein Rückbezug auf Werte bzw. theoretische Systeme unumgänglich ist. Das hat für Barley z.B. folgende Konsequenz: »... wir kommen zu dem Schluß, daß die ehrlichste Haltung die ist, sich sein eigenes Wertschema bewußt zu machen und nicht zu versuchen, es zu verhehlen oder aber vorzugeben, daß man überhaupt keine Werte berücksichtigt.« (1966, S.14) Die Offenlegung des eigenen Wertschemas ist allerdings bei Barley nicht zu finden; implizit ist eine starke Affinität zur Rollentheorie bzw. zum Strukturfunktionalismus auszumachen. Auch wird keineswegs ohne ideologischen Ballast gearbeitet: Zu dem Problem, wie in einer durch soziale Unterschiede gespaltenen Gesellschaft die herrschenden Schichten die Unterschichten führen können, schreibt Barley, daß die Herrschenden durch Privilegien einige Angehörige aus den unteren Schichten an sich binden würden, denn: »Spione und Verräter und unterwürfige Marionetten sind überall zu finden, die gerne die persönlichen Vorteile ergreifen, die mit einer solchen Stellung verbunden sind. Die Kommunisten können Mitteldeutschland viel wirksamer durch Deutsche kontrollieren als durch eine ausschließlich russische Herrschaft ...« (1966, S.80)

Ebensowenig wie bei Barley wird bei anderen Strukturfunktionalisten, bei Burghardt, Fichter, Fürstenberg, Seger, Wallner, Wössner und Zeugin der eigene wissenschaftstheoretische Standpunkt angegeben. Eine Ausnahme machen hier Scheuch und Kutsch, die nach eigenem Bekunden eine erfahrungswissenschaftliche Soziologie vertreten, die den struktur-funktionalistischen Ansatz akzentuiert. Auch die ideologischen

Implikationen sind deutlich gemacht, denn die »Doktrinen des Sozialismus« (1972, S. 14) werden als sozialreformerische Lehren nicht berücksichtigt. Ebenso gibt sich Grieswelle als modifizierter Strukturfunktionalist zu erkennen.

Berger und Berger zeigen sich der Phänomenologie verpflichtet, in der Einführung von Berger muß man den gleichen Standort selber herausfinden, ebenso in dem Buch von Jäger und Mok; in allen drei Büchern vermißt man die bewußte Reflektion politisch-ideologischer Implikationen des wissenschaftstheoretischen Standpunkts. Mit Ausnahme von Kluth, der dem Kritischen Rationalismus zuzurechnen ist, kann man gleiches von Rüegg, Kreckel, Hondrich und Siebel behaupten. Rüegg gibt sich am Schluß seines Buches als Anhänger einer 'humanistischen Soziologie' zu erkennen; eine Synthese verschiedener wissenschaftstheoretischer Standpunkte versuchen Kreckel, Hondrich und Siebel, wobei Siebel vom Strukturfunktionalismus stark beeinflusst ist, Kreckel dagegen von der Kritischen Theorie. Elias stellt seinen eigenen Ansatz vor, Goudsblom erklärt seine Nähe zu Elias.

Wie verhält es sich mit dem wissenschaftstheoretischen Standpunkt bei den Autoren der unorthodoxen Einführungen? Bei Stromberger und Teichert ist er nicht zu erkennen, Israel ist von Habermas und Marx beeinflusst, die AG Soziologie zeigt gewisse Affinitäten zum Marxismus. Ohne explizite Offenlegung ist der wissenschaftstheoretische Standpunkt leicht zu erkennen bei den marxistisch geprägten Einführungen von Krysmanski, Bader u. a. und Jany und Wallmuth. Die Einführung aus der DDR weist schon durch ihren Titel den wissenschaftstheoretischen Standort aus. Grundsätzlich gilt für die zuletzt genannten Einführungen, daß hier die politisch-ideologischen Implikationen von soziologischen Ansätzen viel stärker in den Vordergrund gerückt und z.T. eingehend reflektiert werden.

5. Wie soll in die Soziologie eingeführt werden?

Die folgenden Kriterien sollen dazu dienen, die Einführungen zu beurteilen und zu vergleichen.

Die Forderung nach Erleichterung der Zugangs zur Soziologie ist selbstverständlich — und angesichts der existierenden Einführungsliteratur sehr notwendig. Ich halte nichts davon, den Leser bewußt zu überschätzen — wie Gabor Kiss das tut (1976, S. 7). Folgenden didaktischen Anforderungen muß eine Einführung in die Soziologie genügen:

- einfache, klare Sprache,
- klar durchstrukturierter Aufbau,
- Inhalte soweit wie möglich vereinfacht,
- lernmethodische Hinweise: Kontrollfragen, Arbeitshinweise.

Folgende Inhalte sind zu vermitteln:

1. Gegenstandsbestimmung der Soziologie; dabei muß natürlich schon herausgearbeitet werden, daß es keine einheitliche gibt; eine kurze Definition genügt nicht.
2. Einordnung der Soziologie in das System der Wissenschaften; sinnvoll ist es, insbesondere den Zusammenhang mit den anderen Sozialwissenschaften aufzuzeigen.
3. Angabe des wissenschaftstheoretischen Standpunkts und der sich daraus ergebenden Folgen für Aufbau und Inhalt des Buches.
4. Kurze Geschichte der institutionellen Verankerung der Soziologie (Zusammenhang von gesellschaftlicher Situation und Soziologie, Kampf um die Anerkennung der

Soziologie als Wissenschaft, Entwicklung der Soziologie in Deutschland).

5. Eine kurzgefaßte Theoriegeschichte der Soziologie ließe sich vielleicht mit der Geschichte der institutionellen Verankerung verknüpfen. Mut zur Lücke ist hierbei notwendig.

6. Die Einarbeitung in die wichtigsten Strömungen der modernen Soziologie ist unbedingt notwendig. Auch hier mit dem notwendigen Mut zu Verkürzungen.

7. Die wichtigsten Begriffe der Soziologie müssen klargemacht werden: Gesellschaft, soziale Schichtung, Struktur, Rolle, System etc. Dies könnte auch im Rahmen von »6. Ansätze der modernen Soziologie« geschehen.

8. Über die empirische Sozialforschung inklusive wissenschaftstheoretischer Probleme muß informiert werden. Hier kommt es nicht auf eine vollständige Methodenlehre an, sondern ein kurzer Einblick genügt.

9. Die Differenzierung der Soziologie in die vielen Speziellen Soziologien muß angesprochen werden.

10. Über die möglichen Aufgaben der Soziologie in einer Gesellschaft sollte informiert werden und damit zusammenhängend über das Berufsbild des Soziologen. Dies hat große Bedeutung für die Studienmotivation.

Selbstverständlich müssen zudem an Einführungen die gleichen Anforderungen gestellt werden, die auch für andere wissenschaftliche Arbeiten gelten: Aufarbeitung neuerer Entwicklungen, Angabe von Quellen etc. Das Vorhandensein weiterführender Literaturangaben wird nicht in die Liste der Kriterien aufgenommen, da diese Angaben in nahezu allen Einführungen zu finden sind.

Sinn einer Einführung, die den eben beschriebenen Anforderungen nachkommt, ist nicht, den Leser zum fertigen Soziologen auszubilden oder ein Lexikon zu ersetzen, wie dies Wiegand Siebel mit seiner Einführung tut. Ziel müßte vielmehr sein, dem Anfänger durch die Vermittlung grundlegender Informationen über die Soziologie und die Vermittlung soziologischen Wissens zu befähigen, Entscheidungen darüber zu treffen, wie er weiterarbeiten möchte. Mit den vorgestellten Kriterien wird im Grunde ein Stoffkatalog für die ersten zwei Semester vorgeschlagen. Die Reihenfolge der einzelnen Punkte könnte in der Lehrpraxis variiert werden. Nimmt man die Kriterien zur Beurteilung der soziologischen Einführungsliteratur, so zeigt sich, daß keine der Einführungen allen Kriterien gerecht wird. Sicher ist zu fragen, inwieweit dies überhaupt möglich ist; nicht alle Kriterien sind von gleicher Wichtigkeit. Besonderer Wert sollte auf jeden Fall auf »5. Theoriegeschichte« und »6. moderne Strömungen« gelegt werden, beide können — wie auch aus den unorthodoxen Einführungen zu entnehmen ist — als Grundstock soziologischen Wissens angesehen werden.

6. Kurzvorstellung der Einführungen

Angefangen wird mit den orthodoxen Einführungen, also mit jenen Mini-Enzyklopädien meist struktur-funktionalistischen Ursprungs mit starkem Drang zur Harmonisierung. Diese Merkmale gelten für *Barleys* Einführung. Hier wird mit einer sehr einfachen Sprache operiert, der Aufbau des Buches ist jedoch recht verschlungen, Barley stützt sich gerne auf psychologische und biologische Argumente.

Wie Barley ist auch *Fichter* Amerikaner, er simplifiziert aber nicht so stark. Im ersten Teil seines Buches befaßt er sich mit Aggregaten von sozialen Personen, im zweiten mit Verhalten, im dritten wird beides zusammengefaßt — ein verständlicher Aufbau.

Verfasser	Sprache	Aufbau	Inhalte vereinfacht	Lernmethoden	Theoriegeschichte	Praxis der Soziologie	moderne Soziologie	Begriffe der Soziologie	empirische Soz.forschung
Adorno	—	—	—	—	+			+	
AG Soziologie	+	+	+	++			++	+	
Bader u.a.		+	—	+	+			+	
Barley	+	—	+		—		—		
Berger	+	—	+		—		—		
Berger / Berger	+	—	+		—				
Burghardt	—	—	—		—		—	—	
Elias	—	—		—	—		—	—	
Fichter	+	—		—	—		—		
Fürstenberg	—	—		—					
Goudsblom	+	+	—	—			+		
Grieswelle	+	+	+		+		—	+	
Grundlagen	+	+	—	—					
Hondrich	—	—	—	—			+		
Israel	+	+		—	—		+		
Jäger / Mok	—	—	—	—	—		—	—	
Jany / Wallmuth	+	+	+	++	+		+	+	
Kiss	—	—	—	—	—		—		+
Kluth	+	+			+				
Kreckel	—	+	—	—	—		—	—	
Krysmanski u.a.	+	+	+		+		+	+	
Rüegg	+	+	+		+	+	—		
Scheuch / Kutsch	—	+	—		—			+	
Seger	+		+		—	+	—		
Siebel	+	—	+	+	—			+	
Soz. Exkurse	—	+	—					+	
Stromberger / Teichert	+	—	+	+			+	+	
Wallner	+	+	—	—	+		+		
Wössner		—	—	+	—		—	—	
Zeugin	+	+	—	+	—		—		++

Erläuterung: gut: + / sehr gut: ++ / schlecht: — / sehr schlecht: — — / Behandlung des Themas mäßig/unbrauchbar bzw. keine Behandlung des Themas: kein Zeichen

Wössner erklärt den Erfolg seines Buches mit der Berücksichtigung didaktischer Gesichtspunkte (S.14). Er arbeitet mit Zusammenfassungen und Kontrollfragen. Kontroverse Ansätze fehlen. U. Vogel bemerkt richtig: »Die didaktischen Hilfen wiegen nicht die Umständlichkeit und Unklarheit im Aufbau des Buches auf...« (1976, S.103).

Klarer strukturiert ist die ebenfalls erfolgreiche Einführung von Wallner, in der, anders als U. Vogel behauptet (S.105), kontroverse Ansätze zu Wort kommen — wenn auch nicht ausreichend. Es werden sehr viele Fakten vorgeführt; eine solide strukturfunktionale Einführung.

Fürstenbergs Einführung auf 150 Seiten ist nicht stringent durchkonzipiert, an manchen Stellen bleibt unklar, woher die verwendeten Begriffe stammen.

Burghardt bekundet als einer der wenigen Strukturfunktionalisten die Absicht, kontroverse Ansätze darzustellen; er macht dies aber auf sehr verwirrende Weise. Zudem scheut er sich nicht, Begriffe wie 'der Rudel' einzuführen (S.229). Insgesamt überfrachtet, unübersichtlich.

Mehr an die breite Öffentlichkeit wendet sich Segers mit bunten Bildern bespicktes Buch. Hier wird detailliert über Untersuchungen aus den USA berichtet, bundesdeutsche Forschungen finden kaum Beachtung. Ärgerlich ist die Vernachlässigung der Industrie- und Betriebssoziologie sowie die Absage an einen kritischen Habitus des Soziologen (S.269).

Zeugin ist nicht eindeutig den Strukturfunktionalisten zuzuordnen. Er versucht, einen Überblick über die Soziologie zu geben, spricht dabei auch kontroverse Ansätze an. Ganz genau nimmt er es dabei nicht immer: »Der Funktionalismus glaubt nicht daran, daß es eine umfassende Theorie (engl. 'general theory') gebe.« (S.26) Sein eigentliches Anliegen ist die Darstellung des Forschungsalltags des Soziologen; die Präsentation der empirischen Sozialforschung ist sehr gelungen.

Siebels Einführung ist als einfaches Lexikon der bürgerlichen Soziologie zu benutzen; der Autor bedient sich einer knappen und präzisen Sprache. Der erste, wissenschaftstheoretische Teil ist nicht zu gebrauchen. Hier wird nach einer kurzen Einführung Marxismus, Kritischer Rationalismus und Behaviorismus kurz abgefertigt, etwas ausführlicher dann Parsons, Luhmann und Homans. Sodann stellt Siebel ausführlich seinen eigenen 'relationalen Ansatz' vor.

Im Vorspann der Einführung von Scheuch und Kutsch gibt es zu komplizierte Ausführungen über den Positivismusstreit und die Werturteilsfrage. Im Hauptteil des Bandes werden auf instruktive Weise soziologische Grundbegriffe, die der primären Erfahrungswelt entnommen sind, vorgestellt.

Grieswelle bezeichnet sich als modifizierten Systemtheoretiker, der insbesondere den gesellschaftlichen Wandlungstendenzen Aufmerksamkeit zukommen lassen möchte. Nach einer Gegenstandsbestimmung führt er in die Grundbegriffe ein, der dritte Teil befaßt sich mit Wissenschaftstheorie. Brauchbar sind die Begriffsbestimmungen.

Peter Bergers in viele Sprachen übersetzte »Einladung zur Soziologie« möchte zur Vorinformation über die Soziologie dienen. Berger ist besonders dem Phänomenologen Alfred Schütz verpflichtet. Mit Hilfe seiner bunten Sprache versucht er, dem Anfänger möglichst viele Gegenstandsbereiche der Soziologie nahezubringen. Vor Kommunismus und Katholizismus warnt er, weil geschlossene Denksysteme auf Intellektuelle große Faszination auszuüben vermögen (S.62ff.). In existentialistischer Manier spricht er von der Komik des gesellschaftlichen Karnevals, bei dem man als Soziologe halt mitmo-

geln muß (S.177).

Der Aufbau der von *Peter und Brigitte Berger* geschriebenen Einführung orientiert sich am Erfahrungsablauf eines individuellen Lebens; dabei gibt es Brüche. Viele Ähnlichkeiten mit dem Buch von Peter Berger.

Auch *Jager und Mok* orientieren sich an der Phänomenologie. In dieser Übersetzung aus dem Holländischen werden alle Bereiche der Soziologie mit stark harmonisierender Tendenz angesprochen, in der Ablehnung des Marxismus ist man sich in dieser schwer lesbaren Einführung mit den Strukturfunktionalisten einig.

Elias führt in seine eigene soziologische Theorie ein. Wer sich für ihn interessiert, sollte das Buch lesen. Für Anfänger ist es nicht geeignet.

Goudsblom ist Schüler von Elias. In seiner Einführung, die sich auch an Soziologen zwecks Selbstbesinnung richtet, beschreibt er zunächst eindringlich die Krise der Soziologie, um dann anhand der nicht genau explizierten Kriterien Exaktheit, Systematik, Reichweite und Relevanz einen Gang durch die Soziologie zu machen. Seine dabei gegebene Beschreibung der Entwicklung der Industrie- und Betriebssoziologie in den USA ist ausgezeichnet, die Sprache ist sehr lebendig. Für Anfänger wird zu viel vorausgesetzt (vgl. Argument 120).

Hondrich führt in seine eigene Soziologie ein; er gibt keinen Überblick, sondern wählt einen problemorientierten Einstieg. Im Mittelpunkt steht das Verhältnis von menschlichen Bedürfnissen und sozialer Ordnung. Dabei versucht er sich an einer Synthese der verschiedensten soziologischen Ansätze. Dies kann natürlich nicht als Einführung gelten. An den Schluß seiner Einführung stellt Hondrich einen Reader mit Texten der wichtigsten Theoretiker, die kurz kommentiert werden.

Wir haben die 'heile Welt' der Strukturfunktionalisten längst verlassen. Goudsblom beschrieb die Krise der Soziologie, Hondrich versucht sie zu überwinden. Ähnlich wie *Kreckel*, der von der Kritischen Theorie herkommt und diesen Ansatz in seiner Einführung mit dem Kritischen Rationalismus versöhnen möchte. Er macht Ausführungen zum Positivismusstreit, zu Weber, Durkheim und Parsons, entwickelt in Anlehnung an Dreitzel ein rollentheoretisches Konzept — und ist damit für Anfänger denkbar ungeeignet.

Kiss bezieht sich stark auf Luhmann. Einer überfrachteten historischen Thematisierung der Soziologie folgen Ausführungen über die statischen, dann über die dynamischen Aspekte verschiedener Ansätze. Eine unmögliche Trennung. Parsons wird als Evolutionsrhetoriker nur positiv rezipiert, Marx wird als einziger Theoretiker kritisiert. Sehr komplizierte Sprache.

Kluths Einführung wendet sich an interessierte Laien und setzt sich stark mit der Kritischen Theorie, aber auch mit der marxistischen Soziologie der DDR auseinander. Kluth beharrt auf der Soziologie als empirischer Einzelwissenschaft; er verarbeitet Marx, Durkheim und Weber und stellt dann wichtige Bereiche der Soziologie vor. Für Fortgeschrittene interessant, für Anfänger zu unhandlich.

Rüegg versteht sich als Anhänger einer 'humanistischen Soziologie'. Einer kurzen Einführung in Geschichte und Praxis folgt die ausführliche Vorstellung der erlauchteten Geister der Soziologie. Dann wird in wichtige Bereiche der Soziologie eingeführt. Mängel gibt es bei der Darstellung Comtes und bei der Einbeziehung neuerer Literatur.

Stromberger und Teichert wollten »keine Einführung in die Soziologie im üblichen Sinne« konzipieren, »sondern eher eine Anleitung zum Umgang mit 'Lehrbüchern'.«

(S.1) Nach einer umständlichen wissenschaftstheoretischen Vororientierung wird eine Zusammenfassung des Inhalts von Einführungen gegeben. Einige der dabei angeführten Begriffe werden sodann auf ihre Bedeutung für den Alltag hin untersucht. Dies gilt als Rüstzeug für die Konfrontation der Anfänger mit einigen Grundbegriffen, wobei verschiedene Ansätze berücksichtigt werden. Didaktisch gut sind die beigelegten Originaltexte und die Arbeitsfragen.

Sehr zu empfehlen ist die Einführung der *AG Soziologie*, an deren Zustandekommen Jürgen Ritsert großen Anteil hatte. Das Schwergewicht des Buches liegt auf der Vorstellung verschiedener soziologischer Strömungen. Didaktisch wird dabei sehr geschickt verfahren: Anhang einer kurzen Story wird in die Problemstellung des Ansatzes eingeführt; mit Hilfe von Leitfragen wird der Ansatz sodann eingehend untersucht; am Schluß jeden Kapitels werden die neu eingeführten Begriffe kurz erläutert. Die wissenschaftstheoretischen Vor- und Nachbemerkungen sind zu kurz geraten.

In den '*Soziologischen Exkursen*' des Instituts für Sozialforschung werden bewußt nur einige Begriffe und Materialbereiche behandelt. Vieles ist inzwischen überholt, lesenswert sind noch immer die Ausführungen über die Begriffe 'Soziologie' und 'Gesellschaft'.

Adornos Einführung ist für Anfänger zu schwere Kost. Im Vordergrund steht die Auseinandersetzung mit dem Kritischen Rationalismus. Zur Einführung in die Kritische Theorie geeignet.

Der schwedische Soziologe *Israel* greift in seinen wissenschaftstheoretischen Vorüberlegungen stark auf die Deutsche Ideologie zurück, kommt dann über die wirtschaftlichen Institutionen und Prozesse zu den Problemen der Macht, schließlich — hier macht sich Habermas' Einfluß bemerkbar — zu Sprache und Kommunikation. Israels Auseinandersetzungen mit bürgerlichen Soziologen halte ich für zu unsystematisch und zu verzettelt. Kein Baran/Sweezy der schwedischen Marktwirtschaft, wie Käsler meint (1979, S. 323), aber eine interessante, wenn auch nicht immer gelungene Einführung.

Krysmanski u. a. informieren zunächst über die Soziologie und die gesellschaftliche Entwicklung seit 1900 v. a. in Deutschland; hier wird manchmal zu grob gestriekt. Dann folgt die Familiensoziologie, womit an die Erfahrungswelt der Studenten angeknüpft werden soll. Geschichte wurden dabei Überlegungen zur Allgemeinen Soziologie eingeflochten. Im Abschnitt über die Industrie- und Betriebssoziologie werden bürgerliche Konzeptionen mit Marx konfrontiert, ebenso im Teil über die Politische Soziologie. Bei nur 100 Seiten Umfang fällt natürlich manches unter den Tisch; insgesamt aber ein ausbaufähiger Versuch.

In der Einführung von *Bader u. a.* geht es um Gesellschaft, Wirtschaft und Staat bei Marx und Weber. Ein sehr interessanter und notwendiger Vergleich der beiden Theoretiker, für Anfänger aber wahrscheinlich ein zu schwieriger Stoff.

Mit ausgezeichneten Arbeitsmaterialien arbeiten *Jany und Wallmuth*, deren Einführung von Käsler zu Unrecht als Buch zur Arbeit und nicht als Einführung in die Soziologie kritisiert wird (1979, S. 324). Am Problem der Arbeit möchten die beiden Autorinnen in Auseinandersetzung mit Weber, Homans und anderen den Ansatz von Marx verdeutlichen. Nach der Herausarbeitung eines allgemeinen Begriffs von Arbeit wird versucht, damit das konkrete Handeln von Individuen zu bestimmen. Im letzten Kapitel über die soziale Schichtung wird auf vorbildliche Weise die Auseinandersetzung mit bürgerlichen Konzeptionen geführt (vgl. Argument 119).

In der *Einführung aus der DDR* wird zunächst der Platz der Soziologie im Marxismus und in der sozialistischen Gesellschaft bestimmt, dann die empirische Sozialforschung dargestellt. Es folgen die Arbeitsbereiche der Soziologie, wobei natürlich anders verfahren wird als in bürgerlichen Einführungen: von der Sozialstruktur gelangt man zur sozialen Organisation und zur sozialen Gruppe, dann zur Einzelpersonlichkeit, am Schluß steht ein Abschnitt über die Probleme der sozialistischen Lebensweise. Kritisiert werden muß die unzulängliche Einbeziehung neuerer Ergebnisse der soziologischen Forschung, z. B. in der Familiensoziologie. Eine sehr lebendig geschriebene, aber zu kurze Geschichte und Kritik der bürgerlichen Soziologie beschließt das Werk.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Th. W.: Vorlesung zur Einleitung in die Soziologie, Frankfurt/M. 1973
 Arbeitsgruppe Soziologie: Denkweisen und Grundbegriffe der Soziologie. Eine Einführung, Frankfurt/M.-New York 1978
 Bader, V. M., u. a.: Einführung in die Gesellschaftstheorie. Gesellschaft, Wirtschaft und Staat bei Marx und Weber, Frankfurt/M.-New York 1976, 2 Bde.
 Barley, D.: Grundzüge und Probleme der Soziologie, Eine Einführung in das Verständnis des menschlichen Zusammenlebens, Neuwied und Berlin 1966², 1. Aufl. 1962, 8. Aufl. 1979
 Berger, Peter: Einladung zur Soziologie, München 1973, 1. TB-Aufl. 1971
 Berger, Peter/Berger, Brigitte: Wir und die Gesellschaft. Einführung in die Soziologie — entwickelt an der Alltagserfahrung, Reinbek b. Hamburg 1976, 2. Aufl. 1978
 Burghardt, Anton: Einführung in die Allgemeine Soziologie, München 1974², 1. Aufl. 1972, 3. Aufl. 1979
 Elias, Norbert: Was ist Soziologie?, München 1970, 2. Aufl. 1971
 Fichter, Joseph H.: Grundbegriffe der Soziologie. Hrsg. v. E. Bodzenta (aus dem engl.), Wien 1968, 3. Aufl. 1970
 Fürstenberg, Friedrich: Soziologie, Hauptfragen und Grundbegriffe, Berlin-New York 1974², 1. Aufl. 1971, 3. Aufl. 1979
 Girschner-Woldt, Ingrid, u. a.: Soziologie für Pädagogen, Stuttgart 1973
 Goudsblom, Johan: Soziologie auf der Waagschale, Frankfurt/M. 1979, zuerst Utrecht 1974
 Grieswelle, Detlef: Allgemeine Soziologie, Gegenstand, Grundbegriffe und Methode der Soziologie, Stuttgart 1974, 2. Aufl. 1978
 Grundlagen der marxistisch-leninistischen Soziologie, Hrsg. v. G. Aßmann und R. Stollberg, Berlin 1977
 Hondrich, Karl Otto: Menschliche Bedürfnisse und soziale Steuerung. Eine Einführung in die Sozialwissenschaft, Reinbek b. Hamburg 1975
 Israel, Joachim: Die sozialen Beziehungen, Grundelemente der Sozialwissenschaft, Ein Leitfadentext, Reinbek b. Hamburg 1977
 Jäger, Hugo de. Albert L. Mok: Grundlegung der Soziologie, Köln 1972 (ursprünglich Leiden 1964, übersetzt nach der 5. Auflage von 1971)
 Jany, Brigitte, Lisa Wallmuth: Arbeit und Gesellschaft, Ein Grundkurs in Soziologie, Weinheim und Basel 1978
 Kiss, Gabor: Steckbrief der Soziologie, Heidelberg 1976
 Kluth, Heinz: Soziologie, Darmstadt 1974
 Kreckel, Reinhard: Soziologisches Denken, Eine kritische Einführung, Opladen 1976
 Krysmanski, H. J., u. a.: Grundkurs Probleme und Grundbegriffe der Soziologie, Münster 1976
 Rüegg, Walter: Soziologie, Funk-Kolleg, Frankfurt/M. 1975⁸, 1. Aufl. 1969
 Scheuch, Erwin, Thomas Kutsch: Grundbegriffe der Soziologie, Bd. 1, Stuttgart 1975², 1. Aufl. 1972
 Seger, Imogen: Knaurs Buch der modernen Soziologie, Reihe exakter Geheimnisse, München-Zürich 1970, 2. Aufl. 1974

- Soziologische Exkurse, Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd.4, hrsg. im Auftrag des Instituts für Sozialforschung v. Th.W. Adorno und W. Dirks, Frankfurt/M. 1972², 1.Aufl. 1956
- Stromberger, Peter, Willi Teichert: Einführung in soziologisches Denken, Weinheim-Basel 1978
- Wallner, Ernst M.: Soziologie. Einführung in Grundbegriffe und Probleme. Heidelberg 1975³, 1. Aufl. 1970. 6. Aufl. 1979
- Weber, Max: Soziologische Grundbegriffe. in: Wirtschaft und Gesellschaft, Berlin 1919, hrsg. v. J. Winkelmann, Köln-Berlin 1964 (Studienausgabe)
- Wössner, Jakobus: Soziologie. Einführung und Grundlegung, Wien-Köln-Graz 1974⁶, 1.Aufl. 1970
- Zeugin, Peter: Soziologie, Ihre wichtigsten Begriffe und Forschungstechniken, Stuttgart 1979
- Folgende Einführungen wurden versehentlich nicht berücksichtigt:
- Reimann, Horst, u.a.: Basale Soziologie: Theoretische Modelle, München 1975
- ders.: Basale Soziologie. Hauptprobleme, München 1975

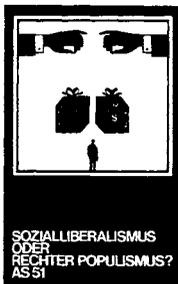
Sekundärliteratur

- Dreitzel, H.P.: Wege in die soziologische Literatur, in: H.P. Bahrdt: Wege zur Soziologie, München 1966. S.219-256
- Käsler, Dirk: Allgemeine Einführungstexte in die Soziologie, in: Soziologische Revue, 1979, H.3, S.322-325
- Lüschen, Günther: Rezension von Barleys Grundzüge und Probleme der Soziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1963, 15. Jg., S.713f.
- Vogel, Ulrike: Soziologische Einführungsliteratur und ihre Verwendbarkeit in der Soziologielehre an Hochschulen, in: Soziologie, Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 1976, H.2, S.95-120



Habermas und die Konzeption von Vergesellschaftung der klassisch-bürgerlichen Rechts- und Staatsphilosophie. Referierender Überblick und Kritik der Schriften von Habermas; Register. 492 S.

31,—; 25,60 f. Stud. (Abo: 25,60/22,-)



Strauß, das Kapital und die Linke. Kampf der Blöcke um Massenloyalität in Außen-, Sozial-, Kommunalpolitik. Strauß-Diskursanalyse. Korporatismus. Konservatismus. Grüne. SPD-Linke.

15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-)

Zum aktuellen Stand der Stalinismusforschung im Westen

Ein Literaturbericht

Die Frage nach dem Charakter des sowjetischen Gesellschaftssystems und nach den Faktoren, die seine Herausformung bestimmten, ist in letzter Zeit verstärkt Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzung geworden. Dabei ist nicht nur auf die Aufsatzreihe des *Argument* zu verweisen und auf die Diskussionen um die Arbeiten Bahros (Bahro 1979) und Elleinsteins (Elleinstein 1977). In den letzten Jahren haben sich sowohl im angelsächsischen als auch im deutschen Sprachraum eine Reihe von Forschungsprojekten und Tagungen mit dem Problem des »Stalinismus« auseinandergesetzt. Eine internationale Konferenz zum Thema »Stalinism and Communist Political Culture«, an der vor allem amerikanische Historiker und Sozialwissenschaftler teilnahmen, fand 1975 in Bellagio statt; ihre Ergebnisse wurden 1977 publiziert (Tucker 1977). In Großbritannien befaßt sich das »Centre for Russian and East European Studies« (CREES) in Birmingham intensiv mit der Untersuchung der sowjetischen Geschichte der zwanziger und dreißiger Jahre. Die von E.H. Carr begonnene und nun vom Leiter des CREES, R.W. Davies, weitergeführte Geschichte der UdSSR »A History of Soviet Russia«, ist gerade bei den Jahren 1929-30 angelangt (Davies 1980); daneben entstehen im Umfeld des CREES eine ganze Reihe von Spezialstudien zu diesem Thema. In der Bundesrepublik unternahm G. Schramm (Freiburg) im Herbst 1977 mit der Tagung »Die sowjetische Gesellschaft der Stalin-Zeit« in Donaueschingen einen Versuch, die Diskussion des »Stalinismus« auf eine neue Grundlage zu stellen. Das Thema wurde im folgenden Jahr auf dem »Deutschen Historikertag« abermals aufgegriffen (Sektion 7: »Stalinische und Nachstalinische Gesellschaft«). Im März 1979 fand dann schließlich in Berlin eine Tagung von »Ästhetik und Kommunikation« statt, die sich mit dem Thema beschäftigte »Stalinismus — Erklärungsversuche — Alltag«. ¹ All dies, sowie die Tatsachen, daß derzeit in Berlin ein Forschungsprojekt zum Thema »Stalinisierung und Industrialisierung« (Leiter: H. Bütow) und in Bremen eines zur »Sozialgeschichte der Sowjetunion 1917-1953« (Leiter: W. Eichwede) arbeiten und daß sich im Herbst dieses Jahres auf dem »Zweiten Weltkongreß für Sowjet- und Osteuropastudien« in Garmisch-Partenkirchen eine Sektion unter Leitung von R.W. Davies mit der sowjetischen Industrialisierung und eine andere unter G. Schramm mit der sowjetischen Arbeiterklasse der dreißiger Jahre auseinandersetzen wird, signalisiert ein breites Interesse an Fragen des »Stalinismus«.

Dabei muß man davon ausgehen, daß die Mehrheit der ernstzunehmenden Forscher heute weder einen auf die Person Stalin zentrierten Ansatz vertritt, noch einen auf die Totalitarismustheorie bezogenen. In der Regel wird mit sozial- und wirtschaftshistorischen Fragestellungen gearbeitet und versucht, das Problem des »Stalinismus« im Rahmen einer allgemeinen Modernisierungs- bzw. Industrialisierungsproblematik zu analysieren. Der Begriff »Stalinismus«, der die soziale und ökonomische Entwicklung einer Periode in enge Beziehung zu einer Führerpersönlichkeit setzt, gibt dabei in doppelter Hinsicht zu Mißverständnissen Anlaß. Zum einen signalisiert der Terminus, daß hier eine Personalisierung der historischen Entwicklung vorgenommen und in der Person Stalins eine Erklärung für die Ereignisse gesucht wird. Andererseits entstammt der Begriff

einem spezifischen Diskussionszusammenhang: er wurde im Rahmen der Auseinandersetzungen innerhalb der KPdSU von der Opposition geprägt, in den USA und in Westeuropa aufgegriffen und dann während des »Kalten Kriegs« als Kampfbegriff benutzt (Tucker, McNeal, in Tucker 1977, Xlf., 32). »Stalinismus« erschien dabei als ein Ensemble von Phänomenen politischer Gewaltherrschaft — Terror, Zwangsarbeit, Säuberungen, Personenkult, Einparteienherrschaft —, das als System totalitärer Herrschaft definiert wurde. In der Regel wurde dabei »Sozialismus« mit »Stalinismus« gleichgesetzt (Hofmann 1967, 11f.). Begreiflicherweise ruft ein derart präformierter Begriff bei der Mehrzahl der Autoren heute Unbehagen hervor. Das wird gerade bei den Versuchen deutlich, dem Terminus auszuweichen: z.B. wenn G. Meyer von »Stalin-Herrschaft« spricht (Meyer 1977/78) oder die Veranstalter der Tagung von Donaueschingen von »sojjetischer Gesellschaft der Stalin-Zeit«. Elleinstein, der die Variante »stalinsches Phänomen« (»sphénomène staliniens«) benutzt, formulierte seine Bedenken folgendermaßen:

»... der Begriff des Stalinismus erscheint mir keineswegs anrühlich; nur glaube ich, daß er einige Mißverständnisse hervorruft. Historisch gesehen ist er eine Erfindung der Bourgeoisie und eine ideologische Waffe in den Händen derselben. Andererseits ist er in die Umgangssprache eingegangen (auch in die der Kommunisten) und gilt uns heute als geläufig.« (Elleinstein 1977, 7)

Wenn der Begriff trotz aller Vorbehalte weithin — u.a. auch in diesem Literaturbericht — benutzt wird, so ist das in gewissem Sinne eine Verlegenheitslösung und hat seinen Grund in dem Faktum, auf das sich auch Elleinstein bezieht: der Terminus »Stalinismus« hat sich allgemein eingebürgert und wird international als Bezeichnung einer Phase der sowjetischen Gesellschaftsentwicklung verstanden, die gegen Ende der zwanziger Jahre beginnt und bis Mitte der fünfziger Jahre andauert. Es wird in der Forschung darunter auch nicht mehr in engem Sinne Gewaltherrschaft einer bestimmten Person verstanden, vielmehr bezeichnet der Begriff im Sinne Lorenz' das »sozialökonomische System, das sich im Zusammenhang mit der forcierten Industrialisierung und der Massenkollektivierung herausbildete« (Lorenz 1972, 322, Anm.1).

In dem vorliegenden Literaturbericht sollen nun neuere westliche Arbeiten vorgestellt werden, die das sozialökonomische System untersuchen, das sich in der Sowjetunion Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre herausformte. Der Literaturbericht beschränkt sich dabei auf die Entstehungsphase des »Stalinismus«, da hierzu in letzter Zeit eine Reihe interessanter Arbeiten vorgelegt wurden. Kriegs- und Nachkriegsperiode sind bisher nicht in gleicher Weise untersucht worden, ein Umstand, der sich teilweise wohl dadurch erklärt, daß Datenmaterial und Quellen zur Sozialgeschichte, die bis 1928/29 in Fülle und bis 1932 in leidlich ausreichender Menge vorliegen, für die zweite Hälfte der dreißiger Jahre und die folgende Zeit nur noch spärlich fließen und einen immer geringeren Aussagewert besitzen. Die Parteikongresse, die in den zwanziger Jahren Foren lebhafter Diskussion waren, deren Protokolle recht hohen Informationswert hatten, verkamen in den dreißiger Jahren zu Selbstdarstellungsritualen der Führungsgruppe — eine Entwicklung, die einmal eine herrschaftssoziologische Untersuchung wert wäre. Die Mehrzahl der ökonomischen und statistischen Fachjournale wurde während des 1. Fünfjahrplans eingestellt, die wenigen, die überlebten, waren in der Regel wenig informativ. Ernstzunehmende sozialgeschichtliche Analyse stößt deshalb notwendig auf Grenzen, die nur allmählich durch Regionalstudien und durch Aufarbeitung der vorhandenen Archivbestände² überwunden werden kann.³ So kon-

zentriert sich das Gros der Arbeiten über den »Stalinismus« vorläufig auf seine Frühphase. Quellenmangel ist dabei allerdings nur ein — wenngleich wichtiges — Moment. Naturgemäß besteht ein breites Interesse an den Ursachen des »Stalinismus«, an der Klärung der Gründe, warum sich die sowjetische Gesellschaftsentwicklung in diese Richtung bewegte.

In der linken Öffentlichkeit wurden dabei in den letzten Jahren vor allem zwei Erklärungsansätze diskutiert: das Modell der »asiatischen Produktionsweise« und *Gouldners* These vom »Stalinismus« als »internem Kolonialismus«. *R. Dutschke* (Dutschke, 1974) und *R. Bahro*⁴ wiesen darauf hin, daß es notwendig sei, die Herausformung des sowjetischen Gesellschaftssystems nach der Revolution im Kontext der sozialen und kulturellen Tradition Rußlands zu untersuchen, die sie mit dem Marxschen Begriff der »asiatischen Produktionsweise« glauben fassen zu können. Dutschke, der davon ausging, daß insbesondere die Struktur der Bürokratie und der Agrikultur auch nach 1917 von Traditionen des »halbasiatischen Despotismus« geprägt gewesen seien, sieht einen schwerwiegenden Widerspruch zwischen der tradierten — »halbasiatischen« — Kultur der Massen und dem westeuropäisch geprägten Denken der revolutionären Avantgarde (Dutschke 1974, 167ff.); dieser Widerspruch — und die Unfähigkeit der westeuropäisch geprägten Bolschewiki, die vorgefundenen Strukturen weiterzuentwickeln, statt sie umzumodeln — habe, so Dutschke, den sozialemanzipativen Impetus der Revolution zerstört (Dutschke 1974, 172f., 173f., Anm. 19).

In ähnlicher Weise, wenngleich mit anderer Bewertung, geht Bahro davon aus, daß die 1917 gegebene »halbasiatische« soziale und kulturelle Tradition die Struktur der sowjetischen Gesellschaft, wie sie sich in der Folge herausgebildet habe, determinierte (Bahro 1979, 106, 109ff.). Der »Stalinismus« hat für ihn jedoch die positive Funktion, gegen die halbasiatische Kultur der Massen die Grundlagen des Sozialismus zu schaffen:

»... wegen der positiven Aufgabe, die Massen in die Industrialisierung hineinzutreiben, die sie nicht unmittelbar wollen konnten, mußte die Sowjetunion eine eiserne 'petrinische' Führung haben (...) Die sprunghafte technisch-kulturelle Qualifizierung der Massen mußte erst die Voraussetzungen für sozialistische Produktionsverhältnisse schaffen.« (Bahro 1979, 137)

Unter dem Druck der Verhältnisse — kapitalistische Einkreisung, Systemkonkurrenz, Drohung der politischen Restauration — instrumentalisierte die Revolution dann die »alte Lebensweise und Ideologie«, um sich an der Macht zu halten: sie griff partiell auf die politischen Verhaltensmuster der russischen Autokratie zurück und paßte sich so der in der halbasiatischen Tradition befangenen Psychologie der Massen an (Bahro 1979, 154).

Die Anwendung der Kategorie »asiatische Produktionsweise« auf Rußland, bzw. auf die Sowjetunion ist nicht unproblematisch. Es ist keineswegs klar, ob diese gesellschaftliche Formation in Rußland je dominiert hat⁵, und — wenn ja, wieweit sie am Vorabend der Revolution von 1917 noch eine Rolle spielte. Die enorme Dynamik der sozialen und ökonomischen Prozesse, die in Rußland bzw. der UdSSR zwischen 1890 und 1930 vor sich gingen, steht durchaus im Widerspruch zu der Stagnation, die für die »asiatische Produktionsweise« typisch ist. An der Anwendbarkeit des Erklärungsmodells bestehen demnach ganz erhebliche Zweifel. Es muß aber zugestanden werden, daß die Diskussion um dieses Schlagwort einen gewissen positiven Effekt hatte. Sie lenkte die Aufmerksamkeit darauf, daß die Oktoberrevolution in einem vorwiegend agrarischen Land gesiegt hatte und daß sie — entgegen dem herrschenden Mythos — nicht allein eine Revolution des Proletariats, sondern vor allem eine der Bauernschaft gewesen ist.

Die Diskussion unterstrich auch die Rolle kultureller Traditionen und die Probleme, die aus dem Fehlen einer durch die »Schule« des Kapitalismus geprägten Bevölkerungsmehrheit erwachsen.

Historisch konkreter als die Thesen von Bahro und Dutschke, die über die Benennung allgemeiner Rahmenbedingungen nicht hinausgingen, war das Modell, das Gouldner entwarf.⁶ Seinen Untersuchungsgegenstand umriß Gouldner folgendermaßen:

»Stalinismus wird als ein Terrorregime angesehen, das die Kollektivierung von Eigentum betreibt, wobei an die Stelle der kollektiven Gruppe, auf die das Eigentum übertragen wird, der Staat tritt.« (Gouldner 1980, Ms.).

Es werden also zwei Elemente hervorgehoben: die Anwendung von Gewalt und Beseitigung privater Aneignung. Subjekt des Handelns ist »der Staat«. Daß die Beseitigung des Privateigentums durch den Staat zur Herausbildung einer Terrorherrschaft führte, war Gouldner zufolge nicht allein der spezifischen Rolle des Staates geschuldet, sondern vor allem auch Ergebnis der Beziehung von Machtzentrale — d.h. der Stadt, bzw. der Staatsmacht, Trägerin der »großen Tradition« — und der Peripherie — den Bauernmassen, Trägern der »kleinen Tradition«, der Volkskultur.⁷ Im Bestreben, die Peripherie der Zentrale zu unterwerfen, eignete sich diese Elemente der »kleinen Kultur« an (z.B. das tradierte Verhältnis Obrigkeit-Untertan, Nationalgefühl u.ä.) und verformte derart die eigene »westliche«, marxistische Tradition. Die Dialektik der Beziehung von »Stadtkultur« und »bäuerlicher Kultur« führte letztlich zu einer Deformierung des Verständnisses von Sozialismus. Zugleich stellte sich — so Gouldner — die Beziehung zwischen Zentrale und Peripherie in dem Maße als ein interner Kolonialismus dar, in dem zwischen der Stadt — der »großen Tradition« — und dem Land — der »kleinen Tradition« — ein »ungleicher Tausch« stattgefunden habe, durch den die Bauernschaft Objekt der Ausbeutung durch das Zentrum sei. »Stalinismus« sei eben als Regime der inneren Kolonisierung entstanden.

Dieses Erklärungsmodell hat eine Reihe gravierender Mängel. Gouldner verstellt sich durch den Verzicht, die internen Strukturen der »Stadt« zu analysieren, selbst den Blick auf die Zusammenhänge sozialer Beziehungen. Zudem wird die These, es habe ein »ungleicher Tausch« stattgefunden, neuerdings geradezu auf den Kopf gestellt (Barsov 1969; Weissenburger 1980) — letztlich finanzierte die Stadt das Land, nicht umgekehrt. Ferner erklärt der Begriff »innerer Kolonialismus« eigentlich nichts, er ist lediglich eine Metapher, mit der längst Bekanntes zusammengefaßt wird. Dennoch gibt der Aufsatz einige Anregungen. Gouldner unterstreicht die Notwendigkeit, die »Tradition«, die soziale und politische Kultur einzelner Gruppen — der Bauern, der Partei, der Bürokratie usw. — zu untersuchen, weil es dadurch möglich wird, ein konkretes Bild über die Chancen für soziale Emanzipation, für historische Alternativen zu gewinnen. Und er legt großes Gewicht auf die Rolle, die das Dorf, die Bauernschaft mit ihrer politischen Kultur, für die Formierung des »Stalinismus« spielten. — Wenngleich also keiner der Erklärungsansätze, die in letzter Zeit im Vorfeld der eigentlichen Forschung formuliert wurden, befriedigen kann — nicht zuletzt deshalb, weil die Modelle hinter dem aktuellen Kenntnisstand zurückblieben — besteht doch ein Bedürfnis nach Theorieansätzen, die über die historisch-empirischen Untersuchungen hinausgreifen. Übergreifende Konzeptionen helfen, sich über die Relevanz von Fragestellungen klar zu werden und Schwerpunkte empirischer Arbeit zu bestimmen. Theorien, die sich nicht am Wissensstand der Forschung orientieren, sind allerdings kaum von Wert.

Die Grundlinie, an der sich die Mehrzahl der neueren Arbeiten über den »Stalinismus« orientieren, ist die Vorstellung, daß die Herausbildung des politischen und gesellschaftlichen Systems wesentlich von drei Faktoren beeinflußt wurde: *erstens* von den vorgefundenen sozialökonomischen Verhältnissen, unter Einschluß soziokultureller Traditionen; *zweitens* von der Option der Bolschewiki für ein bestimmtes organisatorisches Modell und ihren spezifischen Vorstellungen von Sozialismus und *schließlich* von der realisierten Form der Industrialisierung. Bei der Beschäftigung mit der Herausbildung des »Stalinismus« stehen vor allem zwei Fragen im Vordergrund: die nach den Motiven für die Entscheidung, eine forcierte Industrialisierung in Verbindung mit einer gewaltsamen Kollektivierung durchzuführen und die nach den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen, die eben diese Industrialisierung nach sich zog.

Für die enorme Forcierung der Industrialisierung, die Betonung der Produktionsgüterindustrie und die Zwangskollektivierung wurden früher vorwiegend zwei Gründe geltend gemacht: zum *einen* habe die akute äußere Bedrohung einen beschleunigten Ausbau der Schwerindustrie nötig gemacht, zum *anderen* hätten die Kulaken die Getreidebeschaffung boykottiert, so daß es zu einer Verschärfung des Klassenkampfes im Dorf gekommen sei, aus der die Kollektivierung einziger Ausweg gewesen sei. Diese Faktoren hätten den Ausschlag in der Debatte um die Industrialisierungsentscheidung gegeben, die in den Jahren 1924-1928 geführt worden sei.

Neuerdings ist dieser Begründungszusammenhang so nicht mehr haltbar. Der Verlauf der Industrialisierungsdebatte ist bisher nur teilweise rekonstruiert worden. Es wurde vorwiegend die wirtschaftstheoretische Kontroverse rezipiert (Erllich 1971; Wolter 1975ff.), die umfangreiche Planungsarbeit dieser Phase, die sich in den jährlichen Kontrollziffern niederschlug und die weitgehend von parteilosen Experten geleistet wurde, ist bisher nicht gründlich analysiert worden.⁸ Die Beziehung zwischen der Debatte der Parteitheoretiker und der Auseinandersetzung unter den Planungsmanagern ist bisher kaum analysiert worden. Wirft man einen Blick auf das vorliegende Material, gewinnt man den Eindruck, beides sei relativ unverbunden nebeneinander hergelaufen. Wünschbar wäre die Klärung der Frage, wie die Planarbeiten von der politischen Führung adaptiert wurden. Tatsächlich übertreffen die Rahmendaten für den 1. Fünfjahresplan, die 1929 von der XVI. Parteikonferenz und vom V. Sowjetkongreß verabschiedet wurden, die vorgelegten Planentwürfe ganz erheblich. Bisher besitzen wir nur für Teilbereiche — für Gosplan (Diaconoff 1979) und für das Ural-Kuzneck-Kombinat (UKK) (Kirstein 1979) — Ergebnisse. Die Analyse des Entscheidungsprozesses bei der Errichtung des UKK zeigt, in welchem Maß der Wirrwarr überragender Kompetenzen und konkurrierender Apparate Planung und Entscheidungsfindung behinderten und welche geringe Rolle bis 1930 politische Gremien dabei spielten.⁹ Von einem planvollen Industrieaufbau, dessen politisches und ökonomisches Kalkül rational nachvollziehbar wäre, kann man, wenigstens bis ca. 1932, kaum sprechen (Lewin 1973).

Daß die gewählte Form der Industrialisierung dem fühlbaren außenpolitischen Druck geschuldet war, erscheint als äußerst unwahrscheinlich, nachdem eine vergleichende Analyse der Krisendiskussion in Verteidigungskommissariat, Außenkommissariat und Komintern klar erwiesen hat, daß keiner dieser Apparate in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre von einer zunehmenden Bedrohung durch kapitalistische Einkreisung ausging (v. Boetticher 1979; v. Boetticher 1980). Die Führung der Roten Armee veranschlagte die militärische Potenz der angrenzenden Staaten gering; einen Zusammen-

schluß der kapitalistischen Großmächte hielt man im Außenkommissariat und in der Kominternführung angesichts der deutlich sichtbaren Widersprüche zwischen den Mächten in absehbarer Zeit für unwahrscheinlich. Obendrein vertrat die Führung der Roten Armee die Ansicht, daß eine Industrialisierungs- und Kollektivierungspolitik, die den bäuerlichen Pferdebestand verminderte, das Eisenbahnnetz überlastete und das Gleichgewicht der Industriezweige störte, die Mobilisierbarkeit der sowjetischen Wirtschaft und damit die Verteidigungsfähigkeit des Sowjetstaates herabsetzte. Insofern entfällt das Argument, die äußere Bedrohung habe die Politik der forcierten, einseitig auf die Produktionsgütererzeugung ausgerichteten Industrialisierung militärisch notwendig gemacht. Die Frage, ob die Parteispitze dennoch subjektiv an eine Bedrohung von außen geglaubt und die Forcierung des Ausbaus der Schwerindustrie entgegen den Anschauungen der Militärs und der Wirtschaftsexperten für ein taugliches Gegenmittel gehalten habe (Reimann 1979, 35), fällt eher in den Bereich der politischen Psychopathologie und sollte im Kontext einer Auseinandersetzung mit Organisationsstruktur und politischer Tradition der Partei geklärt werden.

Auch die Gefahr von seiten der Kulaken kann kaum unbefragt als Argument für die Politik der gewaltsamen Kollektivierung und der forcierten Industrialisierung akzeptiert werden. Die agrarpolitische Konzeption Ende der zwanziger Jahre ließ durchaus andere Auswege zu. Die schematische Klassenteilung, die die bolschewistische Öffentlichkeitsarbeit vornahm — hie arme und Mittelbauern, hie Kulaken — entsprach keineswegs der Komplexität der ländlichen Produktionsweise und fand im bäuerlichen Bewußtsein kein Echo (Altrichter 1979; Altrichter 1980; Merl 1980a; Merl 1980b; Lorenz 1970). Aus der Unzulänglichkeit der Klassenanalyse ergab sich folgerichtig eine Agrarpolitik, die den realen Gegebenheiten nicht angemessen war und die Agrarkrise verschärfte, statt sie zu steuern. Die Kollektivierung brachte die Bauern wohl unter staatliche Kontrolle, wirkte sich jedoch negativ auf die Agrarproduktion aus und kehrte letztlich den Werttransfer vom Land in die Stadt — zentrales Moment der »ursprünglichen sozialistischen Akkumulation« — um (Weissenburger 1980; Millar 1974; Barsov 1969). Im Sinne einer Beschaffung von Ressourcen für die Industrialisierung war sie gänzlich sinnlos.

Lassen sich rational nachvollziehbare ökonomische und politische Langzeitstrategien in der sowjetischen Industrialisierung nicht nachweisen, gilt es, Gründe für den gewählten Weg in dem Charakter der Entscheidungsprozesse, in den Strukturen der Herrschaftsapparate und in der politischen Kultur der Führungsschicht aufzusuchen. Über die Irrationalität und den Wirrwarr der Entscheidungsprozesse ist aufgrund der Regionalstudie über das Ural-Kuzneck-Kombinat bereits einiges bekannt (Kirstein 1979). Die Entwicklung von Partei und Parteiapparat und ihr Verhältnis zu Wirtschaftsführung und Arbeiterschaft sind kürzlich Gegenstand einer Untersuchung gewesen (Schröder 1981; Schröder 1980). Dabei fiel nicht nur ins Auge, wie gering das für den industriellen Aufbau erforderliche Spezialwissen bei den Mitgliedern der Partei war, es wurde auch deutlich, daß die überwiegende Masse der Kommunisten keine marxistische Schulung besaß und nur sehr verschwommene Vorstellungen vom »wissenschaftlichen Sozialismus« hatte. Dies und die Formen, in denen die Ende der zwanziger Jahre in Führungspositionen befindliche Schicht der Partei im Bürgerkrieg und im Laufe der internen Fraktionskämpfe ausgewählt und sozialisiert worden war, schuf einen Kader, dessen Fähigkeit zur Lösung von sozialen und politischen Problemen, wie sie die Indu-

ustrialisierung aufwarf, äußerst fragwürdig war. Ohne eigentliche Kenntnis der Marxistischen Theorie, ohne ökonomische oder technische Fachausbildung, fixiert auf von oben fesgelegte Feindstereotypen wie Kulaken und Trotzlisten, gewöhnt, Widerstände auf dem Verordnungswege zu überwinden, neigte die Mehrheit des mittleren und oberen Parteikaders dazu, auf komplexe soziale und wirtschaftliche Probleme mit administrativen Mitteln zu reagieren.

Es wäre sinnvoll, einmal die Vorstellungen von Sozialismus zu untersuchen, die sich in der Führungsschicht und in den Massen im Laufe von NÖP, Kriegskommunismus und Revolution herausgebildet hatten. Auf diese Weise gewönne man einen Rahmen, um zu beurteilen, was an Sozialismus in einer Gesellschaft wie der sowjetischen angesichts der sozialen Traditionen und dem Fehlen einer breiteren technisch-industriellen Tradition im Rahmen einer Industrialisierung überhaupt realisierbar war. Ansätze wurden dazu mit einer Studie über die Rezeption von Arbeitswissenschaft (Tatur 1977; Tatur 1979) und mit Untersuchungen über die technische Intelligenz (Bailes 1978; Neufeld 1979; Lampert 1979; Fitzpatrick 1979; Süß 1980) bereits gemacht. Auf dem Hintergrund solcher Analyse wäre es dann möglich, den Entscheidungsprozeß in der Partei- und Sowjetführung, den M. Reiman (Reiman 1979) mit Hilfe von Materialien aus dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes ein wenig aufgehehlt hat, in seiner historischen Begrenztheit einzuschätzen.

Die Entscheidung für das Modell einer forcierten Industrialisierung mit Schwergewicht auf der Produktionsgüterindustrie, flankiert von einer gewaltsam durchgeführten Kollektivierung der bäuerlichen Betriebe, schuf die Bedingungen für den nun folgenden Prozeß sozialer Umwälzung. In kurzer Zeit wurde eine erhebliche Ausweitung der industriellen Kapazitäten und der industriellen Produktion erreicht. Parallel zum Ausbau der Industrie wurde die Verstaatung des Agrarsektors unter Anwendung massiver Repression und ohne Berücksichtigung ökonomischer Folgen intensiv vorangetrieben. Die Gesellschaft durchlief einen Umwälzungsprozeß, der von einer starken vertikalen und horizontalen Mobilität gekennzeichnet war: von einer breiten sozialen Aufstiegsbewegung insbesondere von Proletariern und von starken Migrationsbewegungen der Arbeitskraft. In dieser Phase kam es zur Formierung einer neuen sowjetischen Oberschicht und zur Bildung einer neuen, stark segmentierten Arbeiterschaft ohne industrielle und revolutionäre Tradition. Im Verlauf solcher sozialen und ökonomischen Umschichtungen bildeten sich die politischen Strukturen jenes Repressionssystems heraus, das sich zunehmend durch Berufung auf die Führerfigur legitimierte.

Über den Fortgang der Industrialisierung hat man inzwischen relative Klarheit gewonnen. Die Planziele des 1. Fünfjahrplans wurden zwar nicht erreicht, doch wurden bei der Steigerung des industriellen Ausstoßes erhebliche Erfolge erzielt.¹⁰ Das quantitative Wachstum der Produktion wurde jedoch begleitet von steigenden Selbstkosten und stagnierender Produktivität. Grobe Fehlplanung und allgemeines Mißmanagement in der Industrieleitung ließen die Kosten der Industrialisierung emporschnellen. Eine systematische Darstellung von Planungs- und Leitungsprozessen in der Wirtschaft, die sich mit den Ursachen der Vielzahl von unsinnigen Entscheidungen auseinandersetzen müßte, steht für diese Phase noch aus.¹¹

Ein Problembereich, der für eine übergreifende Einschätzung der Industrialisierung von Bedeutung ist, ist die Frage der »sozialistischen Akkumulation«. Hier vertritt U. Weissenburger im Anschluß an den sowjetischen Wirtschaftshistoriker Barsov die The-

se, in den dreißiger Jahren habe nicht — wie zur Zeit der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP) — ein Kapitaltransfer vom Land in die Stadt stattgefunden, sondern, umgekehrt, ein Transfer von der Stadt aufs Land. Der Wert der Agrarprodukte, die das Dorf an die Stadt abgab, lag danach deutlich unter dem der Industrieprodukte, die an das Dorf geliefert wurden (Traktoren, landwirtschaftliche Maschinen, industrielle Konsumgüter wie Kerosin, Seife, Schuhe usw.). Obendrein schöpfte das Dorf durch die starken Preissteigerungen im Lebensmittelbereich im Privathandel weiteres Kapital ab. Angesichts des Abfalls der Agrarproduktion im Gefolge der zwangsweisen Kollektivierung bei gleichzeitigem Ansteigen der Industrieproduktion — u. a. des Baus von Automobilen, Traktoren und landwirtschaftlichen Maschinen — ist diese These völlig plausibel (Weissenburger 1980; Barsov 1969; Millar 1974).

Die Akkumulation erfolgte demnach in erster Linie industrieeintern, durch Druck auf die Selbstkosten, d. h., da die Produktivität nur geringfügig stieg, durch Senkung der Reallohne. Dieses Überwiegen innerstädtischer Akkumulation, die geringe Rolle, die der Agrarsektor spielte, lassen die Kollektivierungspolitik als ökonomisch äußerst fragwürdig erscheinen. Die Annahme sowjetischer Ökonomen in den zwanziger Jahren, man könne die Industrialisierung durch ungleichen Tausch mit der Bauernschaft finanzieren, bestätigte sich in der Praxis nicht. Gravierende Mißgriffe der politischen Führung zerschlugen diese Möglichkeit. Barsovs These hat im übrigen auch Folgen für die Theoriebildung. Es geht nicht an, Preobraženskij's Position in der Industrialisierungsdebatte einfach fortzuschreiben, auch ein Beitrag wie der Gouldners bedarf der Revision. In der Theoriedebatte sollte endlich die eigentümliche Form der sowjetischen Industrialisierung rezipiert werden.

Wenngleich die Kollektivierungspolitik ökonomisch nicht den gewünschten Effekt hervorbrachte, muß ihr gesellschaftspolitisch dennoch eine große Bedeutung zugemessen werden, da es durch sie gelang, die Masse der Bauernschaft unter staatliche Kontrolle zu bringen. Dies war langfristig ein wesentliches Moment der Stabilisierung des politischen Systems, da der industrielle Aufbau nun nicht mehr im gleichen Maße wie früher von konjunkturellen Schwankungen des Agrarmarktes abhängig war. In welchem Ausmaß und in welcher Weise die Kollektivierung die Sozialstruktur des Dorfes veränderte und zu Wandlungen in Kultur und Alltagsleben der Bauern führte — in den nationalen Gebieten und nicht nur dort ist das längerfristig zweifelsohne der Fall gewesen — bedarf noch sehr der Nachforschung.

Die Entwicklung der sowjetischen Arbeiterschaft in den zwanziger Jahren ist in letzter Zeit mehrfach Gegenstand der Untersuchung gewesen (Eichwede 1979; Schröder 1981; Plogstedt 1980; Meyer 1979). Dagegen liegen neuere Arbeiten über das sowjetische Industrieproletariat in den dreißiger Jahren bisher nicht vor.¹³ Sie könnten aufbauen auf den Studien von Schwarz (Schwarz 1953) und Hofmann (Hofmann 1956), deren Ergebnisse nach wie vor Gültigkeit besitzen. Über diese Arbeiten hinaus, die sich mit der Entwicklung der materiellen Lage und des Gewaltverhältnisses in der Arbeitsverfassung beschäftigen, bleibt jedoch noch einiges zu tun. Man weiß bisher sehr wenig über Bewußtseinsstrukturen in der Arbeiterschaft, über ihr Verhalten gegenüber Partei und Management, ihre Reaktion auf das Angebot sozialen Aufstiegs. Die Masse der vom Land hereinströmenden, neuen Arbeiter bot erhebliche Probleme. Es ist zu untersuchen, wieweit es zu einer Desintegration der Klasse kam, zu einer Aufspaltung der Arbeiter nach materiellen Gesichtspunkten (Lohnhöhe, Sonderzuweisungen) und nach

solchen der Lebensweise (berufliche Qualifikation, Einbindung in das politische Leben, Wahrung bäuerlicher Lebens- und Bewußtseinsformen bei Neuarbeitern, Verhalten gegenüber dem »Sozialistischen Wettbewerb«, Einstellung zur Arbeit usw.). Es gilt, auch Familien- und Sozialisationsstrukturen der Arbeiter zu untersuchen und zu fragen, wieweit sich diese unter den Bedingungen der Industrialisierung wandelten.¹⁴

Von besonderem Interesse für die Analyse des »Stalinismus« ist die Untersuchung der sich herausbildenden Führungsschicht. Im Rahmen der forcierten Industrialisierung vollzog sich hier ein Umbruch. Eine große Zahl von Arbeitern und Arbeiterkindern stieg in dieser Zeit in die Leitungsapparate auf. Das Gewicht der einzelnen Fraktionen innerhalb der Oberschicht veränderte sich: die technische Intelligenz, in der die bürgerlichen Spezialisten gegenüber den proletarischen Aufsteigern allmählich in die Minderzahl gerieten, gewann zunehmend an Bedeutung (Bailes 1978; Lampert 1979; Fitzpatrick 1979). Ihre Rolle wurde allerdings insofern beschnitten, als die Organe der Staatssicherheit gegen Ende der zwanziger Jahre immer stärker in ökonomische und wirtschaftspolitische Entscheidungen eingriffen (Reiman 1979).

Die Zusammenarbeit, bzw. Konkurrenz der Apparate — insbesondere der von Partei, Staatssicherheit und Wirtschaftsleitung — ist bisher nur ansatzweise untersucht worden.¹⁵ Einer besonderen Analyse bedürfte die gesellschaftliche Rolle der Partei in dieser Phase. Als Vermittler für sozialen Aufstieg und Initiator des industriellen Aufbaus spielte sie eine große Rolle als Organisator der neuen Gesellschaft und ersetzte zugleich im Wirtschaftsbereich partiell die Wirtschaftsleitung. Dies konnte nicht ohne Folgen für ihre Rolle als politische Avantgarde der Arbeiterklasse sein, der sie als Verwalter von Produktionsmitteln gegenübertrat. Eine Analyse von Struktur, Leistungsfähigkeit und sozialer Funktion der KPdSU in den dreißiger Jahren ist Desiderat.¹⁶ Sie müßte sich auch mit der Frage auseinandersetzen, wie stark das politisch und sozial innovative, sprich revolutionäre, Potential in der Partei noch war und wieweit es insbesondere dem Parteiapparat nur noch um soziale Besitzstandsicherung ging.

Die Auseinandersetzung mit der Partei wäre nur ein erster Schritt in Richtung auf eine Analyse der politischen Strukturen, die sich im Verlauf von Industrialisierung und Kollektivierung herausbildeten. Über Repression und Zwangsarbeit ist bereits einiges bekannt (Conquest 1969; Dallin u.a. 1948; Swianiewicz 1965), doch fehlen Arbeiten über ideologische Strukturen, über Methoden der Massenmobilisierung¹⁷, sowie über Form und Bedeutung des aufkommenden Führerkultes. Die Ideologie des »Stalinismus« ist zwar vielfach behandelt worden, doch ist der Versuch einer Rezeptionsanalyse bisher nicht gemacht worden. Wieweit Stalinsche Sozialismusideen und »marxistisch-leninistisches« Gedankengut bei den Massen, insbesondere bei Arbeiterschaft und Bauern, verbreitet war, ist kaum untersucht worden, nur wenig ist bekannt über Ausmaß und Inhalt der politischen Bildungsarbeit der Partei. Formen und Rituale politischer Äußerung — man denke an die »roten Ecken«, an die Inszenierung von Massenfesten oder den Ablauf der Parteitage — bedürfen der Untersuchung.

Systematisch untersucht werden sollte auch das Phänomen des Führerkultes. Wieweit die Führerrolle der Person Stalin real und wieweit sie propagandistische Fiktion war — welchen Einfluß eine einzelne Person in dem Wirrwar konkurrierender Apparate überhaupt ausüben konnte —, bedarf der Klärung. Neben der Frage nach der persönlichen Rolle Stalins (Biographien: Souvarine 1980; Deutscher 1979; Tucker 1973) ist auch die gesellschaftliche Funktion des Führerkultes zu erörtern. Denkbar wäre eine Deutung

dieses Phänomens im Sinne einer auf die politische Kultur der bäuerlichen Massen berechneten Ritualisierung von Politik; möglich wäre es auch, die Idealisierung der Führerfigur als ideologischen Ausdruck bürokratisch-hierarchischer Strukturen zu erklären, als Projektion eines legitimationsbedürftigen Apparats. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß der Person Stalin dabei erhebliche Macht zuwuchs, die sie in den dreißiger Jahren wiederum gegen die Apparate, ja selbst gegen die Partei wandte.

Zahlreiche Probleme sind bei der Auseinandersetzung mit dem »Stalinismus« noch offen. So ist es zweifellos zu früh, eine stringente, historisch tragfähige Theorie dieses politischen Systems zu formulieren. Dennoch ist es sinnvoll, auch jetzt schon Versuche zur Synthese des Materials zu unternehmen. Auf drei Ansätze zur Deutung des »Stalinismus« auf dem Hintergrund sozialökonomischer Analyse sei deshalb hier zum Schluß verwiesen. Alle drei haben verschiedene Zielsetzung und verschiedene Reichweite. Sie stellen auch nur eine Auswahl aus dem Spektrum der Ansätze dar.

Als fruchtbare Provokation ist die *Lorenz*'sche These von der Dysfunktionalität des Terrors zu werten.¹⁸ Entgegen der geläufigen Annahme, Repression sei eine Funktion des industriellen Aufbaus, ein Instrument zur Mobilisierung und mehr oder weniger unvermeidlich gewesen, betont Lorenz die ökonomische Irrationalität von Zwangsmaßnahmen, da sie die Industrialisierung eher behinderten als sie vorantrieben. Zur Rechtfertigung dieser These lassen sich eine Reihe von Fakten anführen — z.B. die ökonomische Sinnlosigkeit der Zwangskollektivierung, der Unsinn der Schädlingskampagne u.a.m. Die Frage nach den Ursachen des Terrors beantwortet er mit einem Verweis auf die politische Kultur und die Traditionen der Partei. In ihrer Zuspitzung bot diese These einen guten Einstieg in die Diskussion um die Stalinismusproblematik.

Mit einem Teilaspekt, mit den Ursachen für den Übergang von der NÖP zur forcierten Industrialisierung befaßt sich *Haumann* (Haumann 1979; 1980). Er faßt diese Bewegung weniger als geplanten Prozeß denn als »Flucht nach vorn« auf. Es habe sich dabei um keine langfristig vorbereitete und geplante Politik gehandelt, sondern eher um Reaktionen auf eine verworrene, außer Kontrolle geratene Situation. Die schwere ökonomische Krise sei zusammengetroffen mit einem Strukturwandel von Partei und Arbeiterklasse. In den Aktionen der Parteiführung hätten sich zwar Grundmuster vorher erörterter politischer Strategien niedergeschlagen, doch eben nicht als geschlossene Konzeptionen. Zwischen Zielvorgaben der Zentrale und Forderung von unten, von seiten der örtlichen Organe, habe sich eine spontane, reaktive Politik herausgebildet, die eben den Charakter einer »Flucht nach vorn« getragen habe. Haumann liefert damit eine Erklärung für die irrationalen Züge der sowjetischen Industrialisierungspolitik am Ende der zwanziger Jahre.

Während Haumann nur für eine relativ kurze Phase, die Jahre 1928-1930, Erklärungsmuster anbietet, greift *Lewin* (Lewin 1977), dessen Aufsatz wir als drittes Beispiel vorstellen wollen, weiter aus. Er versucht, soziale Strukturen zu benennen, die die Entwicklung des »Stalinismus«, den Lewin mit den Begriffen »persönliche Herrschaft«, »extremer Dogmatismus mit starken pseudoreligiösen Untertönen« und »erneuerter Nationalismus« beschreibt (Lewin 1977, 126), ermöglichen und hervortreiben. Drei Faktoren förderten nach Lewins Ansicht die Herausbildung des stalinistischen Regimes: *erstens* die Zerrüttung der sozialen Strukturen durch Revolution und Industrialisierung, die zu einer starken Mobilität und weithin zur »Deklassierung nach oben und unten« führten; *zweitens* die Elemente einer im Entstehen begriffenen Bürokratie, deren Position noch

keine Stabilität erlangt hatte; *drittens* die historisch gewachsenen kulturellen Traditionen im Lande, insbesondere die der Bauernschaft. Die Situation in der Partei sei der im ganzen Lande nicht unähnlich gewesen: ständige Fluktuation und eine Masse von Neueintritten führten zu permanenter sozialer Umschichtung in der Partei; eine festgefügte revolutionäre Elite, wie sie die »alten Bolschewiki« hätten darstellen können, konnte sich nicht konstituieren, an ihre Stelle trat der Apparat. Dies waren, so Lewin, die Voraussetzungen, unter denen Stalin eine starke persönliche Stellung erringen und diese dann auch ausspielen konnte.

Mit den drei hier skizzierten Versuchen, dem »Stalinismus« auf dem Wege der Sozialgeschichte näher zu kommen, sind nur einige Möglichkeiten angedeutet. Grundsätzlich sind derzeit zwei verschiedene Tendenzen in der Forschung zu erkennen. Eine Gruppe von Autoren legt verstärkt Gewicht auf die Rolle, die »Traditionen«, eingübte soziale und politische Verhaltensweisen, langfristig geprägte Konzeptionen bei der Herausbildung des »Stalinismus« spielten: die spezifischen Vorstellungen der Bolschewiki über Sozialismus und Industrialisierung einerseits und die politische Kultur der Bauernschaft, ihre Beziehung zur Zentralmacht, aber auch die politischen und industriellen Traditionen des sowjetischen Proletariats andererseits. Im Gegensatz dazu betont eine andere Gruppe von Autoren eher das Gewicht der aktuellen historischen Umstände, den Druck der Situation, der den historischen Subjekten stets nur einen begrenzten Entscheidungsspielraum ließ. Sie bezweifeln, daß in der sowjetischen Industrialisierung und bei der Formierung der Gesellschaft und des politischen Systems langfristig geplante Konzepte realisiert wurden. Zweifellos haben die Vertreter dieser Gruppe die Evidenz auf ihrer Seite: die Annahme etwa, der 1. Fünfjahrplan sei die organische Umsetzung der Plandiskussion der zwanziger Jahre, widerspricht allen bekannten Tatsachen. Wenn der Analyse der »Traditionen« dennoch ein gewisses Gewicht zugemessen werden sollte, so deshalb, weil der Entscheidungsspielraum in einer konkreten Situation durch die Umstände ebenso bestimmt wurde, wie durch die durch Erfahrung bestimmten Dispositionen der historischen Subjekte zu bestimmten Handlungsweisen. Es wäre aber in jedem Einzelfalle sehr scharf abzuwägen, welchem Moment jeweils das größere Gewicht beizumessen ist.

Anmerkungen

- 1 Die Beiträge der Tagungen in Donaueschingen und Berlin werden in Kürze in einem Sammelband erscheinen (Erler 1980); der »Stalinismus« war im übrigen auch eins der zentralen Themen auf der Tagung des Ostkollegs der Bundeszentrale für politische Bildung in Köln. März 1980. das sich mit »Aspekten und Problemen historischer Sowjetunionforschung« auseinandersetzt.
- 2 Im Westen gibt es z.B. das Smolensker Parteiarchiv, das 1941 nicht mehr rechtzeitig evakuiert werden konnte und der vortrückenden Wehrmacht in die Hände fiel. Deutsche Stellen übergaben das Material 1945 den Amerikanern; heute befindet es sich in der »Library of Congress«, Washington D.C.; eine Mikrofilmkopie des Archivs befindet sich in Köln. Das Archiv stellt für die dreißiger Jahre einen der wenigen unverfälschten Quellenkomplexe dar; über den Inhalt des Archivs unterrichtet Fainsod (Fainsod 1958). Einen weiteren Quellenbereich hat M. Reiman (Reiman 1979) erschlossen, der Materialien des Politischen Archivs des Auswärtigen Amts ausgewertet hat.
- 3 Ansätze dazu hat G.T. Rittersporn gemacht (Rittersporn 1976; Rittersporn 1978a,b,c).
- 4 Dutschkes und Bahros Konzeptionen von der Auswirkung der »asiatischen Produktionsweise« auf Rußland sind keineswegs identisch: sie differieren in mehreren Punkten, doch ist hier nicht der Platz, darauf einzugehen; vgl. dazu etwa Haug, W.F., in: *Argument* 116.

- 5 Dutschke, der sich mit dem historischen Aspekt stärker auseinandersetzt, S.43ff., überschätzt m.E. die Folgen der Mongolenherrschaft; er sieht auch nicht die massiven sozialen Veränderungen im 15. und 16. Jh., das Erstarren der weltlichen und geistlichen Grundherrschaft und die Durchsetzung der Gutsuntertänigkeit; vgl. dazu als Einstieg C. Goehrke, in: Fischer Weltgeschichte Rußland, Frankfurt/M. 1972, 138-171.
- 6 Gouldner, 1977; dtsh: 1980; zu einer methodischen Kritik des Gouldner'schen Ansatzes vgl. Krisztina Mánicke-Gyöngyösi in: Erler 1980.
- 7 In seiner Unterscheidung von »kleiner« und »großer Kultur« bezieht sich Gouldner u.a. auf R. Redfield: *The Little Community and Peasant Society and Culture*, Chicago 1960.
- 8 Einblick in die Planungsarbeit der Jahre 1925ff. geben u.a. Lorenz (Lorenz 1968; Lorenz 1967) und Spulber (Spulber 1964); im Rahmen des Bremer Projekts wird in absehbarer Zeit ein Quellenband zur Planung herauskommen, der wesentliche Texte zu diesem Problembereich auf deutsch präsentiert (Hrsg.: U. Weissenburger).
- 9 Kirstein 1979; um einen Überblick über den Gesamtprozeß zu bekommen, wären eine Reihe weiterer — ähnlich konkreter und ähnlich qualitätvoller — Regionalstudien erforderlich.
- 10 Standardwerk ist nach wie vor Zaleski 1971; nunmehr ergänzt durch einen zweiten Band, der bis 1952 reicht (Zaleski 1980); in absehbarer Zeit wird eine Überblicksdarstellung von R.W. Davies erscheinen, die die Bände zur Kollektivierung (Davies 1980) ergänzt; mit Spezialfragen von Finanz- und Kreditpolitik befaßt sich die demnächst abgeschlossene Arbeit von U. Weissenburger.
- 11 Ansätze finden sich bei Lewin 1973; Kirstein 1979; da T. Kirstein derzeit die Untersuchung des UKK fortführt, sind in absehbarer Zeit wenigstens für eine Region interessante Aufschlüsse zu erwarten; ferner liegt jetzt von mir ein Aufsatz über »Parteibürokratie und Industrieleitung im 1. Fünfjahrplan« vor, der demnächst publiziert wird.
- 12 Neben Davies 1980 geben die derzeit im Entstehen begriffenen Arbeiten von Merl und Altrichter, die ihre bisherigen Untersuchungen ergänzen, möglicherweise demnächst Aufschluß.
- 13 J. Barber vom CREES hat zu diesem Thema gearbeitet; im Oktober 1980 wird sich auf dem Kongreß in Garmisch eine Sektion mit der sowjetischen Arbeiterklasse in den 30er Jahren befassen; die Beiträge werden danach publiziert werden; das Bremer Projekt wird Ende 1980 einen Quellenband zur materiellen Lage der Stadtbevölkerung publizieren, der interessantes Material enthält (Hrsg. W. Eichwede unter Mitarbeit von H. Temmen und U. Weissenburger).
- 14 Damit befaßt sich K. Mánicke-Gyöngyösi; Teilergebnisse werden von ihr in dem in Anm. 13 genannten Band der Bremer Edition dokumentiert.
- 15 Für die zwanziger Jahre vgl. Kirstein 1979; Schröder 1981; für die dreißiger Jahre vgl. die Einzelstudien von G.T. Rittersporn (Rittersporn 1976; Rittersporn 1978a,b,c).
- 16 Eine solche Untersuchung steht aus: Ansätze in meinem in Anm. 11 genannten Manuskript; die Rahmeninformationen hat bereits Rigby (Rigby 1968) geliefert.
- 17 Mit einem Teilbereich dieses Fragenkomplexes befaßt sich R. Sartotti, die eine Arbeit über bildliche Darstellungen in der Pravda fertiggestellt hat und sich nun mit der Untersuchung der Inszenierung von »Massenfesten« befaßt; vgl. ferner auch Sartotti 1978; Guski 1978 zur Arbeiter- und Fotokorrespondentenbewegung.
- 18 Vgl. Lorenz 1979; seinen Beitrag auf der Tagung in Donauschungen sowie seine Vorlage zum Historikertag in Hamburg (Lorenz 1978).

Literaturverzeichnis

- Altrichter, H.* 1979: Agrarstruktur und Agrarpolitik in Sowjetrußland am Vorabend der Kollektivierung, in: *Geschichte und Gesellschaft* 5, 1979, H.3.
- ders.* 1980: Organisationsstruktur des Dorfes vor und während der Kollektivierung — eine Fallstudie, in: Erler 1980.
- Bahro, R.* 1979: *Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus*, Studienausgabe, Köln; Originalausgabe: Frankfurt/M. 1977.
- Bailes, K.E.* 1978: *Technology and Society under Lenin and Stalin. Origins of the Soviet Technical Intelligentsia*, Princeton, N.J.
- Barsov, A.A.* 1969: *Balans stoimostnych obmenov meßdu gorodom i derevnej* (Bilanz des Wert-austauschs zwischen Stadt und Land), Moskva.

- v. Boetticher, M. 1979: Industrialisierungspolitik und Verteidigungskonzeption der UdSSR 1926-1930. Herausbildung des Stalinismus und »äußere Bedrohung«, Düsseldorf.
- ders. 1980: Äußere Bedrohung als Grund für die Stalinsche Industrialisierungspolitik? in: Erler 1980.
- Conquest, R. 1969: *The Great Terror*, London.
- Dallin, D., Nicolassusky, B. 1948: *Forced Labor in the Soviet Union*, London.
- Davies, R.W. 1980: *The Socialist Offensive: The Collectivisation of Soviet Agriculture 1929-30. The Industrialisation of Soviet Russia*, vol.1.
- ders.: *The Soviet Collective Farm 1929-1930. The Industrialisation of Soviet Russia*, vol.2, London (im Druck).
- Deutscher, I. 1979: *Stalin. Eine politische Biographie*, 2 Bde., Berlin.
- Diaconoff, P.A. 1979: *Gosplan and the Politics of Soviet Planning 1929-1932*, Ann Arbor.
- Dutschke, R. 1974: Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen. Über den halbasiatischen und den westeuropäischen Weg zum Sozialismus. Lenin, Lukács und die Dritte Internationale, Berlin.
- Elleinstein, J. 1977: *Geschichte des »Stalinismus«*, Westberlin (frz.: Paris 1977).
- Erler, G. (Hrsg.) 1980: *Stalinismus. Probleme der Sowjetgesellschaft zwischen Kollektivierung und Weltkrieg*, Berlin (im Druck).
- Erlich, A. 1971: *Die Industrialisierungsdebatte in der Sowjetunion 1924-1928*, Frankfurt/M.
- Fichwede, W. 1979: Strukturprobleme der sowjetischen Industriearbeiterschaft in den zwanziger Jahren, in: *Geschichte und Gesellschaft* 5, 1979, H.3.
- Fainsold, M. 1958: *Smolensk Under Soviet Rule*, London.
- Fitzpatrick, Sh. (Hrsg.) 1978: *Cultural Revolution in Russia 1928-1931*, Bloomington.
- ders. 1979: *Education and Social Mobility in the Soviet Union 1921-1934*, Cambridge.
- Gouldner, A.W. 1977: Stalinism. A Study of Internal Colonialism, in: *Telos* 1977, No.34; dtsh.: Stalinismus. Eine Studie über internen Kolonialismus, in: Erler 1980.
- Guski, A. 1978: Zur Entwicklung der sowjetischen Arbeiter- und Bauernkorrespondentenbewegung, in: Knödler-Bunte, E.; Erler, G. (Hrsg.): *Kultur und Kulturrevolution in der Sowjetunion*, Berlin-West.
- Haumann, H. 1979: Die Wende von 1929. Sozialökonomische Veränderungen in der Sowjetunion und das System des Stalinismus, in: *Das Argument* 115, 395-402.
- ders. 1980: Arbeiterklasse, Partei und Stalinismus. Die Bedeutung der sozialen und organisatorischen Umbrüche 1927-1929 für die Entstehung eines neuen Machtssystems, in: Erler 1980.
- Hofmann, W. 1956: *Die Arbeitsverfassung der Sowjetunion*, Berlin.
- ders. 1967: *Stalinismus und Antikommunismus. Zur Soziologie des Ost-West-Konflikts*, Frankfurt/M.
- Lampert, N. 1979: *Technical Intelligentsia and the Soviet State. A Study of Soviet Managers and Technicians 1928-1935*, New York.
- Lewin, M. 1973: The Disappearance of Planning in the Plan, in: *Slavic Review* 32, 1973, No.10.
- Lorenz, R. 1968: Ergebnisse und Perspektiven der Industrialisierung während der Neuen Ökonomischen Politik, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas (JGO) NF* 16.
- ders.: 1967: Erste Entwürfe zu einem Fünfjahrplan, in: *Österreichische Osthefte* 9.
- ders. 1970: Die Stagnation der sowjetischen Getreidewirtschaft zwischen 1927 und 1929, in: *JGO NF* 18.
- ders. 1972: Die Sowjetunion (1917-1941), in: *Fischer Weltgeschichte Rußland*, Frankfurt/M.
- ders. 1978: Das Stalin-Regime — ein Mobilisierungsregime? Zum Verhältnis von wirtschaftlichem Fortschritt und terroristischer Herrschaft, *Skripten d. 32. Dr. Historikertages*, Sekt. 7, Hamburg.
- ders. 1979: Politischer Terror in der UdSSR während der dreißiger Jahre, in: *Das Argument* 114, 224-233.
- Merl, St. 1980a: *Der Agrarmarkt und die Neue Ökonomische Politik. Die Anfänge staatlicher Lenkung der Landwirtschaft in der Sowjetunion* (im Druck).
- ders. 1980b: Die politischen und ökonomischen Kampagnen in den Jahren 1928 und 1929 und ihre Bedeutung für die Kollektivierung, in: Erler 1980.
- Meyer, G. 1977/78: Industrialisierung, Arbeiterklasse, Stalinherrschaft in der UdSSR, I-III, in: *Das Argument* 106-108.
- ders. 1979: Alltagsleben sowjetischer Industriearbeiter Mitte der zwanziger Jahre, in: *Beiträge zur Sozialismusanalyse II*, Köln.

- Millar, J.* 1974: Mass Collectivization and the Contributions of Soviet Agriculture to the First Five-Year Plan: A Review Article, in: *Slavic Review* 4.
- Neufeld, I.* 1979: Die wissenschaftlich-technische Intelligenz in der Entwicklung der sowjetischen Gesellschaft, Berlin.
- Plogstedt, S.* 1980: Arbeitskämpfe in der sowjetischen Industrie, Frankfurt/M.
- Rigby, T.H.* 1968: Communist Party-Membership in the USSR 1917-1967, Princeton N.J.
- Rittersporn, G.T.* 1976: Conflits sociaux et politiques en URSS 1936-1938, Ms.
- ders.* 1978a: Heros du travail et commandants de la production. La campagne stakhanoviste et les stratégies fractionnelles en U.R.S.S. (1935-1936), in: *Recherches* No.32/33.
- ders.* 1978b: L'Etat en lutte contre lui-même. Tensions sociales et conflits politiques en U.R.S.S. 1936-1938, in: *Libre* No.4.
- ders.* 1978c: De l'économie politique de la terre dans l'URSS des années 1930, in: *Silex* 10.
- Sartorti, R.* 1978: Die sowjetische Fotokorrespondentenbewegung, in: Knödler-Bunte, E.; Erler, G. (Hrsg.): Kultur und Kulturrevolution in der Sowjetunion, Berlin-West 1978.
- Schröder, H.H.* 1980: Gesellschaftliche Funktion und innere Entwicklung der bolschewistischen Partei in den Jahren der NEP 1921-1928, in: Erler 1980.
- ders.* 1981: Arbeiterschaft, Wirtschaftsführung und Parteibürokratie während der Neuen Ökonomischen Politik. Eine Sozialgeschichte der bolschewistischen Partei 1920-1928, Phil.Diss. Berlin 1979 (erscheint 1981).
- Schwarz, S.* 1953: Arbeiterklasse und Arbeiterpolitik in der Sowjetunion, Hamburg.
- Souvarine, B.* 1977: Staline. Aperçu historique du bolchevisme, Paris; dtsh.: Stalin. Anmerkungen zur Geschichte des Bolschewismus, München 1980.
- Spulber, N.* (Hrsg.) 1964: Foundations of Soviet Strategy for Economic Growth, Bloomington.
- Suß, W.* 1980: Der Betrieb in der UdSSR. Struktur, Organisation und Management 1917-1932 (erscheint Ende 1980).
- Swianiewicz, S.* 1965: Forced Labor and Economic Development. An Enquiry into the Experience of Soviet Industrialisation, Oxford.
- Tatur, M.* 1977: »Wissenschaftliche Arbeitsorganisation«. Zur Rezeption des Taylorismus in der Sowjetunion, in: *JGO* NF 25.
- dies.* 1979: »Wissenschaftliche Arbeitsorganisation«. Arbeitswissenschaften und Arbeitsorganisation in der Sowjetunion 1921-1935, Berlin, Wiesbaden.
- Tucker, R.* 1973: Stalin as a Revolutionary 1879-1929. A Study in History and Personality, New York.
- ders.* (Hrsg.) 1977: Stalinism. Essays in Historical Interpretation, New York.
- Weissenburger, U.* 1980: Der Beitrag der Landwirtschaft zur Industrialisierung der Sowjetunion 1928-1940. Bemerkungen zu den Untersuchungen von A.A. Barsov, in: Erler 1980.
- Wolter, U.* (Hrsg.) 1975ff.: Die linke Opposition in der Sowjetunion 1923-1928, Bd.I-V, Berlin.
- Zaleski, E.* 1971: Planning for Economic Growth in the Soviet Union 1918-1932, Chapel Hill.
- ders.* 1980: Stalinist Planning for Economic Growth, 1933-1952, University of N. Carolina Press.

ARGUMENT
SONDERBAND
AS 60

Projekt Ideologie-Theorie, Bd. II
Analysen zum Ideologischen im
Faschismus; Diskursanalysen;
Bereichsuntersuchungen: 1. Mai und
»Volksgemeinschaften«; Sozialpolitische
Rituale; Erziehung; Literatur; Film.
Literaturübersicht/Bibliographie.
15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-)

Wo ist denn nun das entwicklungspolitische Konzept? *

Anmerkungen zu »frommen Sprüchen« darüber

Es muß als Ehre empfunden werden, wenn ein Leser des von ihm als Ärgernis empfundenen kurzen Artikels meiner Wenigkeit eine so lange Antwort verfaßt. Schade ist nur, daß dabei alle konstruktiven Denkanstöße (Begriffe, Hypothesen) schlicht und einfach verworfen werden und nachher auf die für die Leser von *Das Argument* wohl nicht ganz neue Idee des Sozialismus zurückgegriffen wird.

In meinem Text wird unter anderem auf die Gefahr aufmerksam gemacht, daß mit jedem verwendeten Begriff das Gegenteil dessen bezeichnet werden kann, was der Autor beabsichtigt hat (165). Genau dies ist auch hier wieder geschehen. Zu sagen, jedes Land habe sowieso schon eine auf die Behauptung kultureller Identität und Nutzung eigener Ressourcen für die Befriedigung der Bedürfnisse der Gesamtbevölkerung gerichtete Entwicklungspolitik, ist nun wirklich reiner Unfug. Wieviele Regierungen, in Afrika zum Beispiel, haben wirklich Selbstvertrauen in eigene Entwicklungsfähigkeit nicht nur angekündigt, sondern auch unter Beweis gestellt? Natürlich ist es einfach, »authenticité« oder »négritude« auf die Flagge zu schreiben. Darin zeigt sich wohl die verzweifelte Suche nach kultureller Eigenständigkeit, aber eine entsprechende Entwicklungspolitik besteht noch nicht, oder die Praxis widerspricht sogar dem angekündigten Prinzip. Wie wir aus eigener Erfahrung wissen, kann man ja auch den Sozialismus auf seine Flagge schreiben und dann den Faschismus praktizieren.

Nun arbeiten wir also mit »schwammigen« Begriffen. Frage: Sollen Self-Reliance und Grundbedürfnisse jetzt in Genf oder Heidelberg mit teutonischer Gründlichkeit und Anspruch auf universalgültiges Wissen definiert werden, obwohl am Anfang postuliert wurde, man solle die kulturelle Diversität verschiedener Völker weitmöglichst respektieren? Eine Abkehr vom Eurozentrismus im Entwicklungsdenken bedingt verschiedene Arten der Befriedigung von Grundbedürfnissen (171) und verschiedene Formen der Self-Reliance (173). Einseitige und uniformisierende Definitionen sind demzufolge fehl am Platz.

Die Gründe, warum es bei solchen Fragen nicht leicht ist, auf Verständnis zu stoßen, scheinen mir in diesem Fall vor allem die beiden folgenden zu sein:

1. Im Zentrum unserer Stellungnahme steht eindeutig der Begriff der kulturellen Identität (der nun wirklich eingehender behandelt wurde — 167-173 — als es die paar Zeilen von Hauck dazu vermuten lassen). Es ist allgemein festzustellen, daß die Sozialwissenschaften Schwierigkeiten haben, mit dem Begriff der kulturellen Identität umzugehen. Dies trifft in erster Linie für die Ökonomen zu, unter denen nur eine ganz kleine Gruppe, der institutionellen Ökonomie angehörend, Kultur im weitesten Sinne (z.B. Werte, Technologie, Institutionen) nebst anderem in die Untersuchung der Produktionsverhältnisse einbezieht. Daß dies geschehen sollte, unterstreicht Hauck zu Recht, aber, wie bei vielem was er sagt, wurde ja das Gegenteil nicht behauptet.

* Replik zu Gerhard Hauck: Fromme Sprüche statt eines entwicklungspolitischen Konzepts, in: *Das Argument* 122, 573-577. Anlaß der Replik war der Beitrag von Roy Preiswerk: Kulturelle Identität, Self-Reliance und Grundbedürfnisse, in: *Das Argument* 120, 167-178. Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf diesen Aufsatz.

2. Mißverständnisse scheinen weitgehend auch daher zu rühren, daß für viele »Entwicklungsspezialisten« am Anfang ein Glaubensbekenntnis zum Sozialismus stehen muß. Ich bin persönlich auch der Ansicht, in *deskriptivem* und *prospektivem* Sinne, daß in den meisten Fällen die Befriedigung der Grundbedürfnisse aller Bevölkerungsschichten verbunden mit autozentrierter Entwicklung einen Bruch mit dem internationalen Kapitalismus logischerweise beinhaltet. Ich maße mir aber als Europäer heute nicht an, eine bestimmte Form von Sozialismus *a priori* als Forderung für alle Kulturen der Welt *normativ* aufzustellen. Die Entwicklung wird eher in Richtung verschiedener Formen von Sozialismus gehen, die spezifischen historischen Gegebenheiten entsprechen und nicht einem unserer Kulturüberheblichkeit entsprungene Schema gehören. Es müssen also auch Fragen wie diese gestellt werden: Unter welchen Bedingungen kann die von Hauck als *per se* erforderliche Entgeignung des Großkapitals zu besseren Lebensbedingungen für alle führen? Gibt es denn nicht genügend Beispiele dafür, wie dieses Rezept nur einer neo-kolonialen Oberschicht weitergeholfen hat? Es ist demagogisch, wenn wir meinen, wir müßten in jedem kleinen Artikel zuerst einmal auf das Großkapital los, dessen verheerende Auswirkungen vielerorts weiß Gott tausendfach belegt sind, um dem Publikum den Eindruck von »progressiv« zu vermitteln.

Zur Frage des Bedarfs an weiterer Forschung: Ich sehe unendlich viele Möglichkeiten, wenn man allein von der Wechselbeziehung zwischen kultureller Identität, Self-Reliance und Befriedigung von Grundbedürfnissen ausgeht. Es geht um empirische Forschung, verbunden mit einer ständigen Verfeinerung der drei Begriffe, z.B. auf folgenden Gebieten: Sozialstrukturen, Planung, Produktionsverhältnisse, Einkommensverteilung, Landwirtschaft und Industrialisierung, Importstrukturen, Technologie, endogene Kreativität, Beziehungen zur Umwelt, usw. Diese Themen sind nicht neu, aber sie werden aus einer neuen Perspektive heraus untersucht. Und dann gäbe es natürlich noch sehr viel mehr, das uns den unterprivilegierten Schichten der Dritten Welt näher bringen würde, als die vielen Schemen aus dem europäischen 19. Jahrhundert, mit denen die Befriedigung der Grundbedürfnisse teilweise, die autozentrierte Entwicklung weitgehend und die kulturelle Diversität total ertränkt wurden.

DAS
ARGUMENT

Dritte Welt und Erste Welt
114: Eurozentrismus. Theologie der Befreiung. China. Produktionsweisen.
116: USA und internationale Ökonomie. Unterentwicklung und Staat.
120: Kulturelle Identität, Self-reliance. Weltbank; Weltmacht USA.
je 9,80; 8,50 f. Stud. (Abo: 8,50/7,-)

Jan Knopf

Brecht nicht genutzt und nicht genützt

Ein kurzer, leider notwendiger Widerspruch

Karen Ruoff, die als Mitherausgeberin des Argument-Sonderbands »Aktualisierung Brechts« zeichnet, hat sich bemüßigt gefühlt, meinen Beitrag zu diesem Band »'Eingreifendes Denken' als Realdialektik« nicht unkommentiert »durchgehen« zu lassen, wenn auch ihr Aufsatz »Das Denkbare und die Denkware« (75-84) den Eindruck von Selbstständigkeit suggeriert und das begleitende Plakat für den Band ihn mit meinem Beitrag zusammen als »Kontroverse über 'Eingreifendes Denken'« annouciert. Diese Kontroverse besteht nicht (ich habe von ihr, obwohl mein Aufsatz über zweieinhalb Jahre beim *Argument* auf Halde lag, erst mit der Publikation des Sonderbands gehört), wie auch Ruoffs Beitrag überflüssig ist: denn er bestätigt einmal meine Ausführungen auf offenbar ungewollte Weise (was ganz witzig ist), rechnet zum anderen aber mit mir da, wo's mit mir gar nichts zu rechten gibt (was auch nicht ohne Komik ist). Ihr hauptsächlichster Einwand, ich untersuchte »das eingreifende Denken als erkenntnistheoretisches Problem« (78), jedenfalls kann mich gar nicht treffen, weil ich eben — nur zwölf Seiten vorher — das eingreifende Denken in seiner erkenntnistheoretischen Fragestellung als falsch erwiesen habe: »Die Einsicht, daß die den Menschen begegnende Wirklichkeit nicht nur (fast ausschließlich) das materielle Produkt der Menschen ist — und wenn es nicht materiell ist, auf Materielles zurückzuführen ist — und daß dieses Produkt zugleich geschichtlich ist, hebt die grundsätzliche Frage nach den Bedingungen von Erkenntnis auf. Es sieht so aus, als trage die erkenntnistheoretische Fragestellung bereits die idealistische Antwort in sich« (66). — Mein Aufsatz thematisiert als erster (in der Brecht-Forschung) die »philosophischen Schriften« Brechts, und zwar unter der Fragestellung, ob diese Schriften, die es — das steht zu Beginn — in geschlossener und ablösbarer Form nicht gibt, ein Philosophieren mit eigenem Anspruch, also über die bloße theoretische Selbstverständigung hinausgehend, einzulösen vermöchten. Redliche Arbeit hat dabei die Schriften, ihre Fragen, ihre Inhalte und auch ihre Widersprüche ins Zentrum zu stellen, die nun einmal — so leid es Ruoff auch tun mag — die erkenntnistheoretische Frage (insbesondere in bezug auf Kant) immer wieder direkt oder indirekt stellen und in bestimmter Weise beantworten. Damir ist auch die Frage nach dem Tuismus in *bestimmter* Weise mitgestellt, nämlich im Hinblick auf das Philosophieren, mit dem sich Brecht, ob kritisch oder nicht, auseinandersetzt. Ich meinte, es sei damit deutlich genug, daß es sich bei meinem Aufsatz *nicht* um einen Aufsatz über den Tuismus handelte, was Ruoff einfach unterstellt, weil es *ihr* Thema gewesen ist und wieder ist, auf das ich in *bestimmter* Weise bezug genommen habe (vgl. ihren Aufsatz von 1976 im Sonderband über »Brechts Tui-Kritik«); Ruoff muß mich schon für total erblindet halten, wenn sie unterstellt, ich hätte den Tuismus »verhängnisvoll« verkürzt (77) — für wen? —, weil ich ihn nicht mit dem »Bauch«, den zu füllenden, in Verbindung gebracht hätte, wo ich doch *eben den Band* zitiere, der davon immer wieder redet: vielleicht gewöhne ich mich daran, jeden Satz damit zu begleiten, was er gerade *nicht* behandelt, damit auch der letzte Leser weiß, *wovon* er handelt (Anmerkungs-Philologie als Anmerkungs-Tuismus; fröhliche Wissenschaft!). Also: *auch* der Bauch war nicht mein Thema, es tut mir leid, es nicht explizit gesagt zu haben.

Wenn sich Ruoff nicht auf mein Thema einläßt und dazu offenbar auch nicht bereit ist, so ist es allein ihre Sache, wenn ihr meine Argumentation »schleierhaft« erscheint: die Schleier stammen nicht von mir (79). Was ich tue, ist das widersprüchliche Nachvollziehen Brechtscher Gedankengänge und Formulierungen, sie abzuklopfen nämlich auf ihren Materialismus, sie aber auch — wenn sie es nahelegen — auf ihren Idealismus hin kritisch zu befragen. Formulierungen aber, wie: »Sollten wir nicht einfach sagen, daß wir nichts erkennen können, was wir nicht verändern können, noch das, was uns nicht verändert« (GW 20, 140), oder: »Zustände und Dinge, welche durch Denken nicht zu verändern sind (nicht von uns abhängen), können nicht gedacht werden« (GW 20, 155), bringen nun einmal Denken und Verändern so in Zusammenhang, daß danach zu fragen ist, ob sie mit dem Denken nicht schon Verändern mitmeinen, ob sie also glauben machen wollen, (»kritisches«, streitbares) Denken bedeute schon Veränderung. Und ich stelle diese Fragen nicht nur angesichts einer heute unübersehbaren Tendenz, sich mit dem Postulat von »Dialektik« zu begnügen — »das Verhältnis Subjekt-Objekt muß man aber dialektisch sehen« (das heißt: sich »wechselseitig« beeinflussend), »Denken und Wirklichkeit sind dialektisch vermittelt« (und mit der Feststellung alle beruhigt) —, sondern auch deshalb, weil Brechts Werk immer mehr in den alten Idealismus heimgeholt wird (z.B. schon bei Brüggemann, dann bei Ludwig etc. etc.) und die »Linken« sich inzwischen damit beruhigen und paralysieren, *Denken mit Handeln versöhnt* zu haben (das meinte ich mit den Dammbauern), und zwar schon deshalb, weil man es immer wieder *behauptet*, und dazu bietet Ruoffs Kommentar zu meinem Aufsatz die schönste nutzlose und unnützliche Bestätigung.

Das ist jedoch noch nicht alles: Ruoff besteht auch noch auf dem Schwank, wenn sie hartnäckig ihre (falsche) Auslegung der Passage aus dem »Turandot«-Stück wiederholt. Dort nämlich wird ein Schüler über den Tui-Kongreß ausgefragt, der die Frage, ob der gelbe Fluß wirklich sei oder nur in den Köpfen existiere, zu verhandeln hatte: die Lösung der Frage, so der Witz bei Brecht, habe vertagt werden müssen, weil der gelbe Fluß über die Ufer trat und den Kongreß mitsamt seinen gelehrten Teilnehmern hinwegschwemmte. Ruoff benutzt die Passage zur Feststellung, daß die Frage (nach der Realität des gelben Flusses) »nichts bringt«, weil das »empirisch Konstatierbare« »unzuverlässig« sei (wäre), und es wäre folglich für die Kongreßteilnehmer »wohl günstiger ausgegangen«, »hätten sie anders, ja Fluß-regulierend denken gelernt« (Ruoff 1976, 28; Ruoff 1980, 79). Schön zu wissen, daß auch noch das heutige tuistische Denken — mit »Fluß-regulierender« Variante — in der Lage ist, die Realität des Flusses einfach zu beseitigen, falls er sich störend bemerkbar machen sollte, ein Denken, das sich angesichts störender weltpolitischer Krisen besonders empfiehlt und mit dem sich, positiv gewendet, vielleicht alle anstehenden Probleme problemlos beseitigen lassen. Aber ehe die neuen Tuis auch meine Existenz flußregulierend beseitigt haben, möchte ich doch noch behaupten, daß der gelbe Fluß (bei Brecht) vor allem anderen durch die unangenehme Tatsache auffällt, daß er »existent« ist und deshalb die Kongreßteilnehmer leider alle beseitigt hat, so daß diese, auch wenn sie flußregulierend gedacht hätten, beim besten Willen daran gehindert sind, ihrerseits die Frage nach der Existenz des gelben Flusses noch zu beantworten. Der Witz der brechtschen Passage ist der, daß beide Sorten von Philosophen und Philosophien — und das heißt: auch diejenigen, die den Fluß für wirklich halten, die Frage aber nur auf einem Philosophenkongreß meinen beantworten zu können — unnützlich und nutzlos ist, daß *diesen* Philosophen weder durch flußre-

gulierendes Denken noch durch Dammbau zu helfen ist; konfrontiert mit der Wirklichkeit würden sie beim ersten Spatenstich ohnehin vor Überanstrengung tot umfallen.

Indem sich Ruoff auf, wie ich wiederholt finden muß, überaus lustige Weise eben da aufhängt, wo ich alle Mißverständnisse beseitigt glaube — die alte Crux mit der sogenannten planenden Realität (und man komme mir bitte nicht mit dem Hume'schen Zweifel: der liegt komplexer als die Fluten des gelben Flusses mit seinem eindeutigen Ergebnis) —, hat sie es geschafft, meine materialistische Argumentation an den wichtigen Stellen wieder zu verschleiern (das »Schleierhafte«). Die angebliche »Ausweidung« »in breiten Gefilden erkenntnistheoretischer Überlegungen« (79) in Konfrontation mit der traditionellen Philosophie (auf die sich auch Brecht bezieht; man sehe es mir nach, daß ich's auch tue) ist der Versuch einer *konkreten* materialistischen Bestimmung des Veränderlichen und Eingreifenden am »eingreifenden Denken«, wenn auch — zugeben — auf *philosophische* Weise. Dafür hat denn mein Aufsatz auch einen Schluß: sich nämlich überflüssig zu machen, wenn *seine Denkbewegung* zur konkreten geschichtlichen Realität geführt hat, für die *dann* andere Fragen zu diskutieren sind. Dabei mache ich mit Hilfe von Brechtschen Überlegungen plausibel, daß der Zusammenhang von Denken und Verändern (alias Eingreifen) keiner des Denkens, sondern einer der Wirklichkeit, der »Bewegungen der Sachen selbst« (Hegel), ist: »weil sich die Sachen ständig ändern und nur weil sie sich ständig ändern, ist auch ihre Erkenntnis möglich; denn änderten sie sich nicht, so wäre auch das Bewußtsein statisch, wären die Begriffe statisch, und es könnte also gar nicht zu einem Denken der Veränderung, der Veränderlichkeit kommen. Gerade die sich ändernde geschichtliche Wirklichkeit gewährleistet auch die Veränderlichkeit des Denkens, aber damit auch die Möglichkeit zu verändern« (68). Es geht also gar nicht darum, wie Ruoff insistiert, den »Kantschen Zweifel als auflösungsbedürftig« anzusehen (sic), »weil er ein völlig außerhalb des menschlichen Erkenntnisvermögens angelagertes, substantivisch starres, sich nicht änderndes Ding an sich setze« (wobei der letzte Teil der Bestimmung von Brecht geborgt ist; GW 20, 138; Ruoff 1976, 29), es geht umgekehrt vielmehr darum, das Denken der geschichtlichen Veränderung so anzupassen, daß es die Dinge in ihrem veränderlichen »Sein« adäquat (was nicht »vollständig« heißt und heißen muß) zunächst einmal erfäßt, wobei das Erfassen des Veränderlichen offenbar damit zusammenhängt, daß sich die Dinge verändern und eben nicht starr, substantivisch, »an sich« sind. Das »Eingreifen« ist danach zunächst einmal eine *objektive* »Kategorie«, die — durch »richtiges Philosophieren« — zu erkennen ist und deren Erkenntnis eben eine Folge, nicht eine Voraussetzung des Eingreifens darstellt; und *erst dann*, erst, wenn die wirklichen Bewegungen und Eingriffe der Dinge (und das heißt vor allem: der Geschichte) erkannt sind, ist sinnvolles reales Eingreifen möglich, und zwar im Denken *und* in der Realität; oder anders gesagt: nur wer der Realität gehorcht, kann ihr auch befehlen, nur wer die Eingriffe der Realität kennt, der kann auch realistisch eingreifen (und damit bin ich ganz weit weg vom »flußregulierenden Denken!«). — Was dagegen will Ruoff, mich angeblich richtigstellend und meine Verhängnisse aufklärend? Sie argumentiert einmal mehr vom Denken her (streitbar zu sein und zu widersprechen), das das Ding an sich »auflösen« soll bzw. — wie es ihre oben zitierte Formulierung (dieser Teil geht *nicht* auf Brecht zurück) suggeriert — das nur als wirklich zuläßt, »was völlig innerhalb des menschlichen Erkenntnisvermögens« angesiedelt ist. Dieses Argument, wonach es nicht gibt, was außerhalb des menschlichen Erkenntnisvermögens existiert (merkwürdig nur, daß es Menschen waren, die das

Unerkennbare immer wieder ausgeheckt haben), stellt sich an die Seite des heutigen, sich außerordentlich »kritisch« dünkenden subjektiven Tuismus, der nur noch als wirklich zuläßt, was die Grenzen des subjektiven Denkvermögens des jeweiligen Verfassers nicht mehr übersteigt; es versteht sich, daß diese Grenzen wortreich und mit aller Wissenschaftlichkeit (womöglich auch noch mit proletarischen Bekenntnissen garniert) als objektive nachgewiesen werden. — Brecht übrigens meinte, daß es das Ding an sich deshalb nicht gebe, weil es das Ding an sich nicht gäbe. Das hat mit dem »Außerhalb« des menschlichen Erkenntnisvermögens nichts zu tun; ihm ist ohnehin beinahe alles möglich, jedenfalls alles Denkbare.

Damit könnte denn auch deutlicher werden, welches der Sinn eingreifenden *Denkens* bzw. *Philosophierens* ist, was sich durchaus — auch wenn auch hier Ruoff das Gegenteil behauptet, mit der 11. Feuerbach-These belegen läßt (vgl. Ruoff 1976, 51): während nämlich die tuistisch nicht-eingreifende Philosophie von der Realität weggeschwemmt wird, wobei man beruhigt annehmen darf, daß Brecht mit den gelben Fluten an die »Fluten des Proletariats« gedacht hat, das die zur Gewohnheit gewordenen Dämme, *ihre* ausdauernde Gewalt einreißt, während also die tuistische Philosophie von der geschichtlichen Realität einfach beseitigt wird, ist es der Sinn des eingreifenden Philosophierens, die Möglichkeiten realen Eingreifens — eben die Gewalt der gelben Fluten — vorbereiten zu helfen, wobei sie *ihren Sinn* darin findet, sich in der *geschichtlichen Realität*, ihrem Fortschritt, dem sie gedient hat, aufzulösen, besser und dialektischer gesagt: aufzuheben. Eingreifendes Denken meint immer zugleich die *Selbstaufhebung des Denkens* mit, und das heißt natürlich auch: daß sich die Rolle der Denker geschichtlich neu bestimmt. Vor dieser Konsequenz aber haben alle Denker immer wieder größte Angst gehabt, und diese Angst dürfte einer der treibenden Gründe dafür sein, daß keine denkerische Anspannung ausgelassen wird, bereits das Denken oder das Widersprechen zur eingreifenden Tat zu stilisieren; wie gesagt: *dazu* braucht man sich aus den Fauteuils nicht zu erheben.

Und schließlich ist noch die erschreckende Humorlosigkeit des Beitrags von Ruoff anzumerken (Dialektik hat auch was mit Humor zu tun). Hat sie sich schon in ihrem ersten Aufsatz nicht auf Brechts Witz eingelassen, so wirkt die krude Wiederholung endgültig enervierend. Dabei ging es doch sozusagen um etwas Lockeres, Flüssiges, nämlich um die Selbstaufhebung der Philosophien; was auch meint, sowohl die alten als auch die eigenen Philosophierereien nicht mehr (ganz) ernst zu nehmen, hat doch *dieses* Philosophieren eben das Ziel, sich mit der Vergangenheit heiter zu verabschieden, wie es andererseits nicht wenig Komik daraus zu entziehen vermag, daß es die anderen Philosophien in ihrer historischen Überständigkeit — Gehirnakrobatik, die sich wichtig tut, ohne mehr wichtig zu *sein* — entlarvt, entlarvt als den aufgedonnert komplizierten Ernst, der auch vor den einfachsten historischen Realitäten nicht zu bestehen vermag. Gedacht war, wie gesagt, an einen heiteren Abschied; aber ich hatte vergessen, daß das Denken in Deutschland nach wie vor die heiligste Kuh ist, die es anzutasten gibt. Dazu fällt mir nur noch das Bonmot von Dario Fo ein: Wir tragen die Köpfe so hoch, weil uns die Scheiße schon bis zum Hals steht. Skol — beim Hinabtrauchen!

Karen Ruoff

Antwort auf Antwort hoch zwei

Ruoff zu Knopf zu Ruoff zu Knopf zu Ruoff

Eine Kontroverse, schreibt Jan Knopf, besteht nicht; und soll anscheinend eben deswegen fortgesetzt werden. Beim Bestreiten des Wider(und immer wieder Be-)strittenen sollte vielleicht nebenbei noch gefragt werden: wird etwa daraus noch gelernt? Das bleibe dem Leser überlassen, denn Knopf will unbedingt wieder zu Wort kommen; ich bemühe mich ebenfalls (Ehrenwort?) nur noch einmal.

In einem hat Knopf recht: weder hat er mich vorher um Erlaubnis gebeten, meinen Aufsatz zu kritisieren, noch habe ich ihn gefragt, ob ich auf den seinigen antworten dürfte. Ich hatte, im Kontext einer Untersuchung der Philosophen- und Tui-Kritik Brechts, eine Textstelle interpretiert (1976, 27ff.); Knopf hat meine Interpretation in Frage gestellt (1980a, 59ff.); ich habe seine Infragestellung erwidert (1980, 77ff.); er wiederum meine (1980b); und jetzt — der geduldige Leser weiß ja schon...

Die Argumente und Gegenargumente brauchen hier nicht wiederholt zu werden, sie sind nachzulesen. Aber einiges muß klargestellt werden, und zwar nicht weil ich »meine« Position verteidigen will — als ob es Eigentum wäre —, sondern weil es immer noch darum geht, den Begriff des »eingreifenden Denkens« bei Brecht nach Sinn und Relevanz zu untersuchen.

Zuerst zum »Tui«. Knopf meint, mein Vorwurf, er verkürze verhängnisvoll den Brechtschen Begriff des Tuis, sei deswegen abwegig, weil der Tui nicht sein (Knopfs) Thema gewesen ist. Was ich von Knopf verlange, ist aber weder, das zum Thema zu machen, was nicht sein Thema ist, noch »jeden Satz damit zu begleiten, was er gerade *nicht* behandelt, damit auch der letzte Leser weiß, *wovon* er handelt« (Knopf 1980b), sondern dies: daß er die Gedankengänge Brechts, die zu seinem (Brechts) Verständnis des eingreifenden Denkens unersetzlich sind, bei der Analyse dieses Denkens berücksichtigt. Der Typus des eingreifend Denkenden ist bei Brecht der Gegentypus zum Tui, also zu dem Typ des Intellektuellen, der sein Denken vor allem darauf trimmt, daß es seinen Magen füllt (zum Tui-Begriff: Ruoff 1976, 18-25). Das eingreifende Denken bezeichnet bei Brecht *nicht* (wie Knopf zunächst zu unterstellen scheint), das Lügnerische der Sprach(= Denk)kategorien zu kritisieren, vermitteltst welcher Menschen der »Wirklichkeit« fingierte Substanzen aufzwingen, die es »so« nicht gibt. Knopf wird wohl wissen, warum er dem Leser erst nach einem halben Aufsatz eröffnet, das von Knopf selbst in den Vordergrund geschobene »linguistische Relativitätsprinzip« habe doch nicht so sehr viel mit Brechts Begriff des eingreifenden Denkens zu tun. Ich weiß es allerdings nicht.

Mir scheint, daß einige von Knopfs Problemen sich daraus ergeben, daß er nicht in der Lage war, zwischen zwei verschiedenen Fragestellungen zu unterscheiden: 1) die Frage, ob Brecht meinte, Wirklichkeit sei durch Sprache verfälscht; 2) die Frage, ob die Wirklichkeit nun *wirklich* (unbeachtet Brechts Meinung dazu) durch Sprache verfälscht werde. Die erste Frage kann (und muß) natürlich durch eine stichhaltige Auslegung Brechtscher Texte beantwortet werden. Ich meinte (und meine nach wie vor), daß Knopf diese notwendige, »saubere« Auslegung nicht leistet, weil er Brechts Ansatz verkürzt und sonst wichtige Gesichtspunkte außer Acht läßt. Die zweite Frage ist viel umfassender und müßte unter Berücksichtigung der Ergebnisse der modernen Sprachforschung behandelt werden, wenn mehr als eine bloße Meinung zum Besten gegeben werden sollte. Es sei hier zumindest vermerkt, daß etliche Zweifel über das »linguistische Relativitätsprinzip« in der reinen Form, in der Knopf mit ihm kokettiert, angebracht erscheinen. Aber wie dem auch sei, den Beweis hat Knopf nicht erbracht, daß sprachlich bedingte »Änderungen« der Wirklichkeit auch nur das Geringste mit Brechts Begriff des *eingreifenden Denkens* zu tun haben. Es gibt einen guten Grund dafür: dieser Beweis kann nicht erbracht werden. Daß Brecht von erkenntnistheoretischen Fragestellungen sich faszinieren ließ, daß er nachsinnend sich mit großen philosophischen Vertretern solcher Fragestellungen auseinandergesetzt hat, daß er — Sünde aller Sünden — vielleicht sogar des öfteren im Laufe seines Lebens sich von einem idealistischen Gedanken verführen ließ, über Denken denkend — dies wird wohl keiner bestreiten wollen. Nur ging und geht es bei eingreifendem Denken nicht um das Denken schlechthin, sondern um ein bestimmtes, das eben »eingreift«. Dieses Eingreifen bezeichnet bei Brecht nicht Verzerrungen,

Verfälschungen, Veränderungen, die die Menschen der »Wirklichkeit« antun, indem sie überhaupt denken; es drückt im Gegenteil etwas ganz anderes aus — nämlich einen von Brecht gestellten Anspruch an Denkende, durch ihre Kopfarbeit »Eingriffe« in eine verbesserungsbedürftige Wirklichkeit zu ermöglichen.

Knopf findet an meiner Interpretation der Geschichte des Philosophenkongresses im Kloster am Gelben Fluß (aus dem Stück *Turandot*, Brecht, 2211-2212) kein Gefallen. Unbedenklich scheint mir, selbst nach Belehrung durch Knopf, meine Feststellung, es wäre den unglücklichen Philosophen besser gegangen, hätten sie ihr Denkvermögen anders anzuwenden gelernt, als über Sein oder Nicht-Sein des überschwemmenden Flusses zu grübeln. Natürlich wäre es albern, von Philosophen zu verlangen, daß sie gleich zum Spaten greifen — dies habe ich auch nicht getan. Mein Hinweis auf die »Beherrschung der Natur« sollte keineswegs suggerieren, daß die Natur durch Denken allein zu beherrschen sei, sondern daß eine gewisse Art von Denken sehr wohl zum arbeitsteiligen Prozeß der Naturbeherrschung beitragen kann. Will Knopf dies bestreiten? Daß Knopf nichts unter dem Begriff des »flußregulierenden Denkense einfällt, als daß der Fluß weggedacht werden sollte, finde ich zugleich traurig und bezeichnend.

Es sei nur am Rande gesagt, daß man sich einen sorgfältigeren Umgang mit Zitaten (sowohl seinen eigenen wie auch den meinigen) durch Knopf wünschen könnte; aber vielleicht sind die wissenschaftlichen Spielregeln für Nichtkontroversen etwas anders als die, die für gewöhnliche Kontroversen gelten. Knopf weiß es sicherlich besser als ich, denn er ist es — dies muß ich ihm zur Ehre gereichen lassen —, der den nichtkontroversen Charakter unserer Fernkorrespondenz entdeckt hat. Bis zu seiner letzten, in diesem Heft abgedruckten Einlassung hätte ich beinahe gedacht, daß wir es mit einer normalen Kontroverse zu tun hätten, die ja mit wissenschaftlichen Mitteln auszutragen sei.

Ich vermute, daß die Frage, wer den Punktsieg in der Nichtkontroverse Ruoff-Knopf errungen hat, höchstens Ruoff, Knopf und deren engere Angehörige sonderlich interessiert. Dies scheint mir sowieso weit weniger wichtig und interessant als die Probleme, die Brecht aus der Klassenbestimmung der Intellektuellen versucht hat zu entwickeln. Keiner von uns, die mit dem Kopf arbeiten — nicht Jan Knopf, nicht ich, nicht Brecht selbst — kann sich am Problemkreis, den Brecht in seiner Analyse des Tui und des eingreifenden Denkens theoretisch zu umfassen versucht, vorbeimogeln. Deswegen will ich noch einmal versuchen, es auf den Punkt zu bringen, auf den es Brecht nach meiner festen Überzeugung ankam. Lieber Jan Knopf, es geht beim »eingreifenden Denken« um folgendes: Tui be or not Tui be — that ist the question.

Literaturverzeichnis

Brecht, B., 1967: Gesammelte Werke, Bd. V, Frankfurt/M.

Knopf, J., 1980a: Eingreifendes Denken als Realdialektik. Zu Bertolt Brechts philosophischen Schriften. in: Aktualisierung Brechts, Argument-Sonderband AS 50, Berlin/West.

ders., 1980b: Brecht nicht genutzt und nicht genützt. Ein kurzer, leider notwendiger Widerspruch (im vorliegenden Heft).

Ruoff, K., 1976: Tui oder Weiser? Zur Gestalt des Philosophen bei Brecht. in: Brechts Tui-Kritik, Argument-Sonderband AS 11, Berlin/West.

ders., 1980: Das Denkbare und die Denkware. Zum Problem des eingreifenden Denkens. in: Aktualisierung Brechts, Argument-Sonderband AS 50, Berlin/West.



Brechts Beitrag zum Marxismus: Literaturtheorie; Widerspruchskunst des Volker Braun. Bearbeitungstechnik, Lehrstückpraxis. Biermanns Vertonungen. Haug, Hermand, Knopf, Wekwerth u.a. 15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-).

Kongreßankündigungen und -berichte

Hochschultage Berufliche Bildung 1980, 1. — 4.10.1980 an der Univ. Bremen

Die Tagung will

- in Fachtagungen und Foren Probleme und Ergebnisse der Berufsbildungspraxis und -forschung diskutieren,
- in Expertengesprächen zu je aktuellen Problemen Lösungen suchen und Empfehlungen erarbeiten,
- die Bildungssituation der Berufsschulen mit Problemen beruflicher Praxis konfrontieren.

Sie richtet sich an Berufspädagogen aller Praxisbereiche: Berufsschullehrer, Studenten und Referendare mit beruflicher Fachrichtung, Hochschullehrer, Seminarlehrer, Ausbilder, Vertreter der Bildungsverwaltungen und Gewerkschaften.

Anmeldungen und Anfragen an: Geschäftsstelle Hochschultage Berufliche Bildung 1980, c/o Univ. Bremen, Fachbereich 1, Postfach, 2800 Bremen 33.

Neue Fertigungstechnologien und Qualität der Arbeitsplätze

Fachtagung mehrerer Projektträger des BMFT im Kernforschungszentrum Karlsruhe, 10. — 11. Juni 1980

Im Unterschied zu Unternehmensvertretern, die sogar ungeniert ihre Werbefilme vorführen konnten, waren Vertreter der Beschäftigten als Referenten nicht vorgesehen. Sie waren jedoch präsent und wurden vorstellig: Wie kommen die Arbeitenden in den gegenwärtigen technologischen Umwälzungen vor? — das war eine leitende Fragestellung zumindest der Diskussionen. Was können die Sozialwissenschaftler und was können sie nicht? — das war ein zweites Leitmotiv. Darüber hinaus gab es spannende Informationen über »neue Fertigungstechnologien«: Eine Untersuchung über den Einsatz von CNC-Maschinen in der BRD (Institut für Systemtechnik und Innovationsforschung, Karlsruhe) hat einen Bestand von 1150 Stück in 156 Firmen ermittelt (bei ca. 10000 NC-Maschinen insgesamt); an 22 % dieser CNC-Maschinen findet Werkstattprogrammierung statt, d.h. die Werkstückprogramme werden nicht extern in der Arbeitsvorbereitung, sondern vom Maschinenbediener unmittelbar an der Maschine hergestellt. — Eine andere Untersuchung desselben Instituts registrierte 12 geplante bzw. realisierte und 4 abgebrochene Flexible Fertigungssysteme in der BRD; das sind computergesteuerte verkettete Systeme aus Bearbeitungs- und Handhabungsmaschinen, die einen enormen Aufwand erfordern (Kosten zwischen 9 und 20 Mio. DM, Dauer des Einführungsprozesses zwischen 4 und 6 Jahren) und wegen begrenzter Profitabilität erst eine geringe Verbreitung haben.

Folgende Probleme für die Beschäftigten wurden artikuliert:

- Die Potentiale der Produktivkraftentwicklung für die Arbeitenden bleiben streckenweise ungenutzt bzw. werden verschüttet: Obwohl computergestützte Fertigungssteuerungssysteme im Prinzip gesamtbetriebliche Transparenz und den Zugriff auf planungs- und entscheidungsrelevante Betriebsdaten von jedem einzelnen Arbeitsplatz aus ermöglichen, werden durch eingebaute Sperren und hierarchischen Aufbau der Systeme hierarchisch gestaffelte Verfügbarkeiten über die Daten geschaffen. — Obwohl die Werkstattprogrammierung die Aufhebung der Arbeitsteilung zwischen Maschinenbediener, Werkzeugvoreinsteller und Teileprogrammierer sinnvoll macht, wird dies in einzelnen Betrieben dadurch unterlaufen, daß die Programmierfähigkeit des Maschinenbedieners auf die bloße Dateneingabe von einem in der Arbeitsvorbereitung erstellten Programmierblatt beschränkt wird.

— Technologische Rückstände und Lücken lassen Resttätigkeiten übrig: Bei einem Industrieroboter, der zwar Bearbeitungsfunktionen (z.B. Schweißen) übernimmt, aber keine Handhabungsfunktionen, verbleibt das Auf- und Abhängen der geschweißten Teile. — In Flexiblen Fertigungssystemen finden sich abgespaltene Restfunktionen wie Palettieren und Magazinieren.

— Arbeitsplatzverluste, Umsetzungsprobleme: Eine CNC-Maschine ersetzt ca. 3 konventionelle Werkzeugmaschinen. — Je nach Berechnungsmodus kommen bei Industrierobotern auf einen neu geschaffenen Arbeitsplatz 5 bis 7 beseitigte. Einer empirischen Roboteruntersuchung bei VW zufolge haben die von Umsetzung betroffenen Beschäftigten in aller Regel keine Chance zur Übernahme höherqualifizierter Tätigkeiten erhalten.

Der Stellenwert sozialwissenschaftlicher Forschung bei der Lösung solcher Probleme war umstritten: Auf die Frage eines Ingenieurs, warum die Sozialwissenschaften bislang nicht in der Lage seien, Empfehlungen für die sozialen Einsatzformen von Technologien auszuarbeiten, die teilweise schon seit Jahrzehnten bekannt seien, antwortete Burkart Lutz (Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, München) mit dem Hinweis, Technologie als Logik des Zusammenhangs etwa von Werkstoffbeschaffenheiten und Schnittkräften sei eine Sache, ihre praktische Umsetzung im betrieblichen Arbeitsprozeß aber, in dem sie sich breche an den verschiedensten Bedingungen, in dem sie verändert, beschränkt, aber auch kreativ vorangetrieben werde, sei eine andere. In einer schwierigen Situation, in der die Sozialwissenschaften machtlos und ihre Ergebnisse ständig gefährdet seien, aber dennoch der ständige Eingriff in die Auseinandersetzungen gegensätzlicher Kräfte und Interessen von ihnen verlangt werde, sprach er ihnen die Funktion des praktischen Eingriffs ab und votierte für ihre Beschränkung auf analytisch-diagnostische Aufgabenstellungen. Zurecht wurde der Sinn dieser Alternative: Analyse oder praktischer Eingriff bestritten. Else Fricke (Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn) verwies auf die unlösbare Verwobenheit jeglicher sozialwissenschaftlichen Forschung in praktische Verwendungszusammenhänge: gerade wenn sie nicht beliebigen Anwendern zur beliebigen Verwendung überlassen bleiben sollte, müßten anwendungsfähige Ergebnisse erarbeitet werden, und zwar im Arbeitnehmerinteresse, das bislang zu wenig Eingang in die Wissenschaften gefunden habe. Dieses Votum für den praktischen Eingriff der Sozialwissenschaften litt allerdings an einer gravierenden Schwäche, die Lutz als Rückstände in der »konzeptionellen und methodischen Entwicklung des Faches« aufdeckte: ohne gesicherte theoretische Fundamente drohen die praktischen Orientierungen der Sozialwissenschaften unverbürgt und zufallsabhängig zu bleiben. Else Fricke's Hinweis auf »handlungsorientierte Forschungsmethoden« genügt da keineswegs.

So hatte beispielsweise die These von der Polarisierung der Qualifikationen über lange Jahre u.a. den praktischen Sinn, die Auswirkungen des mit der Automatisierung verbundenen Wegfalls vor allem körperlicher Belastungen auf die Lohnbestimmung durch das Auffinden von neuen Belastungen und Verschlechterungen in der Arbeit zu kompensieren. Daß möglicherweise neuartige Qualifikationsanforderungen im Entstehen waren, die einen Umbau des Kriteriengefüges zur Lohnbestimmung selbst verlangten, kam so nicht in den Blick. Auf der Karlsruher Tagung gab Michael Schumann vom Göttinger SOFI der mit diesem Institut über ein Jahrzehnt unlösbar verbundenen Polarisierungsthese den Abschied, indem er aus ihr, die ehemals eine generelle Entwicklungstendenz industrialisierter Arbeit bezeichnete, eine historische Zwischenphase machte: Nach der Einführung einer neuen Technologie verfolgten die Betriebe zunächst das Ziel, die wenig arbeitsteiligen Formen der Einführungsphase aufzulösen; das Bemühen um effektive Organisation resultierte in streng arbeitsteiligen und polarisierten Strukturen, die erst später, im Interesse des Gewinns vermehrter Flexibilität, zur

Disposition gestellt würden. Dabei könne durchaus mit neuen Tätigkeitskombinationen auf höherem Qualifikationsniveau gerechnet werden, die zugleich — wie etwa das Beispiel der Werkstattprogrammierung zeige — eine Verdichtung der Arbeitsintensität im Gefolge hätten. Bei der Konkretisierung dieser Phasenschematik an den Beispielen der Chemiarbeit und des Maschinenbaus ging es nicht ohne Gewaltsamkeiten ab: So kann man etwa die mit der Einführung der NC-Technologie verbundene Funktionsteilung zwischen Maschinenbediener, Werkzeugvoreinsteller und Teileprogrammierer nur dann als Polarisierungsvorgang begreifen, wenn man die Maschinenbediener samt und sonders als heruntergekommene Hilfskräfte ausgibt. Daß dies nicht so einfach möglich ist, weiß auch Schumann: Da er wesentliche Tätigkeitselemente des NC-Maschinenbedieners wie den »korrigierenden Nachvollzug des Programms beim Probelauf« und die Einrichtung der Maschine nicht verschwiege, mußte er sich damit behelfen, solche Tätigkeitselemente unterhalb des Facharbeiterniveaus anzusiedeln. Da aber dann die Tatsache, daß mittlerweile die Mehrzahl der Betriebe Facharbeiter als Maschinenbediener zu bevorzugen scheint, sperrig im Weg steht, mußte eine »Besonderheit« abseits der »offiziellen Aufgabenbestimmung« zur Erklärung bemüht werden: der Facharbeiter reagiere besser als der Angelernte in Störungssituationen, demgegenüber falle die Lohndifferenz nicht so stark ins Gewicht. Als ob das Stabilhalten eines zunehmend selbsttätigen Ablaufs, das situationsadäquate vorbeugende und reagierende Handeln im Hinblick auf Störungen nicht ein zentraler Bestandteil der Aufgabenbestimmung jedes Automationsarbeiters wäre! In der Tat, es bleibt — mit Schumann — problematisch, wenn man »über keine Theorie betrieblicher Rationalisierungsprozesse« verfügt.

Referate und Diskussionsergebnisse werden in der Berichtsreihe »PFT (Projekt Fertigungstechnik) — Berichte« des Kernforschungszentrums Karlsruhe veröffentlicht.

Werner van Treeck (Kassel)

22. Internationaler Kongreß für Psychologie

Leipzig 6. — 12. Juli 1980

Das erste psychologische Laboratorium der Welt wurde vor 100 Jahren von Wilhelm Wundt an der Universität Leipzig gegründet. Der Kongreß rief dies in Erinnerung; Geschichte der Psychologie, insbesondere auch ihrer progressiven Traditionen, war ein zentrales Thema. — Im Laufe dieser 100 Jahre hat sich die Psychologie zu einer Wissenschaft entwickelt, die sich als strikt empirisch begreift, in allen Lebensbereichen Untersuchungen durchführt und mittlerweile in allen Teilen der Welt präsent ist: Die 4000 Teilnehmer kamen aus 57 Ländern (soviele Länder waren bei einem solchen Kongreß bisher nie vertreten); die sozialistischen Länder waren zahlenmäßig am stärksten vertreten. Daß Psychologen aus Kuba, Äthiopien, Mozambique und Vietnam teilnahmen, verweist auf die wachsende Bedeutung der Psychologie in der Dritten Welt. — Schwerpunkte des Kongresses waren die kognitive Psychologie und die Interaktion zwischen der wissenschaftlich-technischen Umwälzung und psychologischen sowie physiologischen Faktoren. Symposien zum Thema »Frau« und über Probleme des Alterns, ferner die Zunahme interkultureller Forschungen zeigten, daß sich die Psychologie nicht mehr wie früher auf wenige Populationen bezieht. — Der Kongreß war deutlich erkennbar konzipiert als Repräsentation einer Politik friedlicher Koexistenz zwischen kapitalistischen, sozialistischen und Ländern der Dritten Welt. Die Perspektive der Kommunikation und Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlern, die in unterschiedlichen Traditionszusammenhängen stehen und unterschiedlichen Gesellschaftssystemen angehören, wurde stark betont. Wissenschaftliche Kontroversen, etwa über die Folgen des Imperialismus für die Länder der Dritten Welt, über Rassismus, die soziale Lage der Al-

ten, über sexuelle Unterdrückung etc. wurden vermieden. Dies steht im Kontrast zum Kongreß von 1966 in Moskau, der damals das erste Mal in einem sozialistischen Land stattfand: Während A.N. Leontjew (er war der Kongreßpräsident) die Ungelöstheit grundlegender theoretischer und methodischer Probleme kritisierte und erklärte, ohne den Marxismus würden sie unlösbar bleiben, wurden beim gegenwärtigen Kongreß solche Konfrontationen vermieden, und es wurde behauptet, Psychologie habe sich schon dadurch zur theoretischen Einheit konstituiert, daß sie empirisch vorgehe. Folglich gab es (mit ein oder zwei Ausnahmen) keine Vorträge zu übergreifenden Fragen nach dem menschlichen Individuum als einer kohärenten Persönlichkeit, die Resultat und Macherin der Geschichte ist; nur wenig wurde über grundlegende Methodenfragen diskutiert. — Die Beiträge aus den kapitalistischen Ländern enthielten vom philosophischen Standpunkt aus wenig Neues. Der Schwerpunkt lag nach wie vor auf dem Empirizismus, dem Neo-Positivismus und auf mikrologischen, von sozialen Prozessen abgeschnittenen Forschungsgebieten. Wachsende Aufmerksamkeit wurde der biologischen Determination sowie den mathematisch-kybernetischen Modellen psychischer Prozesse zugemessen. Es gab natürlich keine explizite Ideologie, sie trat implizit zutage im Menschenbild: Menschliche Prozesse werden gesehen als ein Konglomerat oder Querschnitt physiologischer, mikrosozialer und sonstiger Prozesse, wobei dann nur variierte, welcher dieser Faktoren als Hauptdeterminante galt. Das Individuum wurde hier immer noch als wesentlich unabhängig von den sozialen Prozessen betrachtet, aber es wurde immerhin zunehmend seine Beteiligung an »extra-individualen« Prozessen untersucht. — Die Beiträge aus den sozialistischen Ländern zeigten, welche große Rolle die Psychologie für die gesellschaftliche Entwicklung dort spielt, so insbesondere die pädagogische und die Arbeitspsychologie. Auch die klinische Psychologie entwickelt sich schnell. — Im Gegensatz zu den bürgerlichen Theorien wurde in den Theorien aus den sozialistischen Ländern generell versucht, das Individuum als Moment sozialer Prozesse und im Arbeitsprozeß als aktive Kraft zu fassen; häufig wurde eine arbeitende Einheit von theoretischer Grundlagenforschung, unmittelbar praxisorientierter Forschung und sozialer Anwendung angestrebt. Viele Beiträge strebten bewußt an, zur Herausbildung einer theoretisch und methodisch kohärenten Psychologie, die sich auf den dialektischen und historischen Materialismus gründet, beizutragen. Klar wurde jedoch, daß die Psychologie in den sozialistischen Ländern sich weiterhin zu entwickeln sucht, indem sie bürgerliche Theorien adaptiert und reformuliert, und daß die Herausbildung einer kohärenten dialektisch-materialistischen Wissenschaft noch ein fernes Ziel ist. Im Zuge der Adaptation wurden offensichtlich Maßstäbe dialektisch-materialistischer Wissenschaft vernachlässigt, bürgerliche Ideologie wurde nur teilweise überwunden. Die Klärung grundlegender Beziehungen zwischen den Ebenen der sozialen, psychologischen und physiologischen Prozesse wurde, obwohl dringend nötig, kaum vorangetrieben. Als besonders problematisch erwies sich die Aneignung bürgerlicher Theorien der Informationsverarbeitung und des Neo-Behaviorismus; sie inspirierte zu häufig benutzten Zentralbegriffen wie »Handlungsstruktur«, »Handlungsregulation«, »Regulationsmechanismus«, »Selbstkontrolle« etc. Solche Begriffe mögen beim Beschreiten einer neuen Ebene materialistischer Analyse erprobt werden können, an ihnen festzuhalten bedeutet in der Tendenz, gesellschaftliche Prozesse zu fragmentieren. Da deren konsequente Analyse fehlte, wurden sie auf »Aufgaben« reduziert, die dem Individuum vorgegeben sind. Diese Übernahme kybernetischer Modelle bedeutet das Risiko eines neuen subjektiven Idealismus, in dem Individualität und Persönlichkeit nicht über das Eingreifen in gesellschaftliche Widersprüche, sondern als gegenüber beliebigen Inhalten funktionierende Regulierungsmechanismen begriffen werden. — Leider waren mehrere Wissenschaftler abwesend, die für eine marxistisch fundierte Psychologie Wesentliches geleistet haben, wie K.A. Abulchanowa-Slawkaja, K. Holzkamp u. a. Das offiziell-

le Kongreßprogramm wollte fundamentale wissenschaftliche Kontroversen minimieren; deutlich wurde indessen, daß viele Psychologen sie für notwendig halten. Der Kongreß lehrte, daß Psychologie als Wissenschaft mit den gesellschaftlichen Prozessen in immer engere praktische Wechselwirkung tritt, vor allem auch in den sozialistischen Ländern. Dies ist die Basis für eine neue Entwicklungsstufe marxistischer Psychologie.

Kaija Mustala (Helsinki), Carl Shames (Berkeley, Kalifornien)

Interventionen

Das »Argument« und die Schulaufsicht

Ein Berliner Lehrer bestellte zum Gebrauch für den Unterricht das »Argument« Nr. 110, 111 und 115, sowie das »Jahrbuch für Kritische Medizin« Bd. 4 (AS 37). Die Schulaufsichtsbehörde verlangte »nähere Angaben (Inhalt, Verwendungsmöglichkeit)«. Ein normaler Vorgang der Zulassung von Büchern an Schulen, und ungewöhnlich zugleich: denn Rückfragen über Inhalte und Verwendungsmöglichkeiten finden in aller Regel nicht statt. — Der Brief des Lehrers an den Schulaufsichtsbereich I:

In den *Argument*-Heften 110 und 111 analysiert *Wulff* die Psychiatrie in West und Ost. Diese Analyse ist für den 2. Psychologiekurs (ps-2) insbesondere unter Berücksichtigung des politischen Engagements unserer Schüler hilfreich.

Das *Argument*-Heft 115 enthält den für die Evolutions- und Ökologiekurse (BI-2, bi-2, BI-4, bi-4) interessanten Artikel *Schurigs* zur Soziobiologie, die als neueste Tendenz der Forschung und der ideologischen Auseinandersetzung gerade in die Schulbücher mitaufgenommen wird.

Der Band *AS 37* enthält die für den Kurs Risikofaktoren (bi-f) benötigten Artikel *Karmaus* über die Risikofaktoren als Konzept zur Ätiologieforschung, *Henkels* empirischen Bericht zum Alkoholismus in der BRD, *Ingerslebens* exemplarischen Bericht zum Arzneimittelrisiko und einen Artikel von *Heinze, Runde & Reder* zur betrieblichen und gewerkschaftlichen Haltung gegenüber Behinderten.

Unabhängig davon, daß ich selbst in dieser Zeitschrift veröffentlicht habe und dies auch weiterhin tun werde, frage ich mich, welche andere Zeitschrift mir die Schulaufsicht alternativ zu den *Argument*-Heften empfehlen möchte. Da bei hunderten von Titeln, die ich mittlerweile ausgesucht habe, lediglich die *Argument*-Reihe hinterfragt wurde, stellt sich der Verdacht ein, daß entweder ein durch die Monopolpresse in Verfall gebrachter Herausgeber und Professor oder das politische Engagement einer renommierten Zeitschrift Anlaß der Rückfrage ist.

Ich schreibe das, sehr wohl den Werr eines Zulassungsverfahrens achtend — ich selbst bin Vorgutachter für die Zulassung von Schulbüchern —, nur erscheint mir dieser Anlaß eher als politische Kontrolle, insbesondere als in den Schulen häufig nicht zugelassene Bücher kursieren.

DAS
ARGUMENT
BEIHEFT '80

Über 100 Besprechungen zu:
Christentum und Revolution, Dialektik,
Kritische Theorie, Literaturgeschichte,
Ethnologie, Sozialgeschichte, BRD,
Schweiz, Sozialistische Länder, u.a.
15,50; 12,80 f. Stud.
für Abonnenten: 12,80/11,- DM

Besprechungen

Philosophie

Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Buch I: Der Produktionsprocess des Kapitals (fotomechan. Nachdruck der Erstausgabe von 1867). Vorwort v. Fred E. Schrader. Gerstenberg Verlag, Hildesheim 1980 (VI, 784, S., br., 39,— DM).

In der zweiten Auflage von »Kapital« (I) von 1873 nahm Marx tiefgreifende Veränderungen vor. Der Vergleich mit der Erstausgabe zeigt, wie Verständlichkeit und methodische Klarheit verbessert werden. Die Erstausgabe dokumentiert die Zweifel, die Marx — auch auf Kritik von Engels (vgl. MEW 31, 306) und Kugelmann (vgl. MEW 23, 18) — beim Korrigieren der Druckbögen überkommen hatten. Im Vorwort rät er »dem nicht durchaus in dialektisches Denken eingewohnten Leser« (VIII) kurzerhand, vom ersten Abschnitt (in der 2. Auflage 1. Kapitel genannt) zwanzig Seiten zu überschlagen. Dafür fügte er einen Anhang (764-784) »Die Werthform« hinzu, worin er »*dieselbe Sache* so einfach als möglich und so schulmeisterlich als möglich« dargestellt und, wie es Engels schrieb, »nach Deinem Rat jeden Fortschrittsatz in §§ etc., mit eignen Überschriften« eingeteilt hatte (Brief an Engels, MEW 31, 306). Dieser Anhang bildete die Grundlage dessen, was seit der zweiten Auflage das theoretische Kernstück des ersten Kapitels ausmacht, nämlich der *Analyse der Wertform*. Wem es nicht nur ums »Kapital«-Studium geht, sondern um die Verfolgung des Entwicklungsprozesses der Marxschen Theorie, der findet im Vergleich dieser beiden Ausgaben ergiebiges Material. Es ist indes irreführend (milde ausgedrückt), wenn Iring Fetscher in der Einleitung zu seiner Marx/Engels-Studienausgabe II (Frankfurt 1966, 10) behauptet: »Wie oft bietet aber auch hier die ursprüngliche Fassung den wesentlichen Vorteil, deutlicher die Intention des Verfassers hervortreten zu lassen.« (Fetscher läßt in seiner Auswahl übrigens sowohl das Vorwort mit dem Hinweis auf den Anhang als auch diesen selbst fort.) Er leistet damit dem Uni-Bluff Vorschub. Ein Vergleich des ersten Abschnitts der Erstausgabe mit dem Anhang und beider mit dem ersten Kapitel der zweiten Auflage zeigt überdies, wie sehr diejenigen irren, die wie Steinberg (vgl. die Kautsky-Rezension weiter unten) den Bruch mit Hegel mit einem Verlust an Dialektik verwechseln.

Fred E. Schrader hätte Marx und sich einen Gefallen getan, wenn er auf das Vorwort verzichtet hätte. So kann er es nicht lassen, einige Interpretationen voranzustellen, die der Nachprüfung nicht standhalten. Gleich die erste Behauptung mag als Beispiel dienen: Der Fortschritt im Vergleich zur Schrift von 1857 (»Zur Kritik der politischen Ökonomie«, vgl. MEW 13) bestehe darin, daß im »Kapital« »die Geldform logisch bereits von der einfachen Form der Ware aus entwickelt« werde. Als Beleg sind zwei Briefstellen angegeben, von denen die erste nichts mit der These zu tun hat (der oben zitierte Brief an Kugelmann) und die zweite (der oben zitierte Brief an Engels) etwas ganz anderes behauptet, daß nämlich in »Zur Kritik...« »die eigentliche Analyse des *Wertausdrucks*« erst gegeben werden, »sobald er entwickelt, als Geldausdruck, erscheint«. Man muß nur »Zur Kritik...« aufschlagen, um sich zu vergewissern, daß Marx den Sachverhalt richtig beschreibt. Zwar ist dort (im Gegensatz zu Schraders Behauptung) die Geldform aus der einfachen Wertform entwickelt, aber erst im Kapitel über das Geld, im Abschnitt über »Maß der Werte« (MEW 13, 49f.) wird der Preisausdruck auf seine Formeigentümlichkeiten hin analysiert. Weitere ungedeckte Wechsel dieser Art stellt Schrader zu Fragen aus, die mit der genetisch-rekonstruktiven Methode von Marx zu tun haben, mit dem Verhältnis von »Logischem« und »Historischem«. Da man nicht erwarten kann, daß jeder Leser die Thesen mit den behaupteten Belegen vergleicht, ist es besser, dieses Vorwort kurzerhand zu überblättern. Wolfgang Fritz Haug (Berlin/West)

Kautsky, Karl: Karl Marx' ökonomische Lehren. Hrsg. u. eingel. v. Hans-Josef Steinberg. (= Bd. 2: Internationale Bibliothek) Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Berlin/West u. Bonn 1980 (XXXVI u. 255 S., br., 22,— DM).

Diese Schrift hat für Generationen von Sozialdemokraten (und auch für solche, die später Kommunisten wurden) die Rolle eines »Kapital«-Ersatzes gespielt. Zuerst 1886 erschienen, gab es in den 44 Jahren bis 1930 allein 25 deutsche Auflagen neben einer großen Zahl von Übersetzungen in die meisten europäischen Sprachen. Fünfzig Jahre nach der 25. Auflage bringt der sozialdemokratische Verlag nun eine 26. Auflage (Nachdruck der 22. A.v. 1922). Der Herausgeber, Historiker an der Universität Bremen, gibt in seinem Vorwort einen lesenswerten Überblick über das Zustandekommen, die Funktion und die diversen Überarbeitungen des Buches. Er zitiert Eduard Bernstein, der das 10. Kapitel über »Maschinerie und große Industrie« beige-steuert hat: »Die wichtigsten Stellen sind von Marx so klar und verständlich geschrieben, daß es eigentlich Sünde ist, sie in mein versozialdemokratisches Deutsch zu übertragen« (XIII). Und er spricht von der »Versimpelung« (XIX) der marx'schen Theorie durch Kautsky.

Es ist bemerkenswert, worin Steinberg das »Defizit« (XVIII) dieser Einführung sieht: Kautsky habe »konsequent den 'Hegelianismus' aus dem Buch verbannt« (XVII). »Hegelianismus« ist für Steinberg anscheinend identisch mit der »dialektischen Struktur der Argumentation von Marx«. Die »nicht-dialektische Darstellungsweise« (ebd.) mache das Geheimnis der breiten internationalen Rezeption des Buches aus — »und das geht hinein bis in die Bereiche einfacher Satzkonstruktionen«. Und nun legitimiert sich der sozialdemokratische Historiker mit dem schon oft für diese These bemühten Leninzitat, wonach keiner das »Kapital« verstehen könne, der nicht die ganze Logik von Hegel zuvor begriffen habe. Im folgenden rechtfertigt Steinberg die Neuauflage von Kautsky wiederum damit, daß die Re-Hegelianisierung der »Kapital«-Auffassung, wie sie von einigen Schulen betrieben wurde, »in einen neuen 'Mystizismus'« umzuschlagen drohe, »der auf der Grundlage eines philosophisch-soziologischen Kauderwelschs die Inhalte des 'Kapital' wieder zur Geheimwissenschaft werden läßt, so daß die Arbeiter und Angestellten im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts wieder meinen können, vor einem Buch mit sieben Siegeln zu stehen.« (XVIII) Kautsky könne als »Korrektiv« wirken.

Steinberg nimmt nicht zur Kenntnis, daß es (u. a. im Umkreis dieser Zeitschrift) Positionen gibt, die einen scharfen Schnitt zwischen hegelianisierenden Ansätzen und der materialistischen Dialektik zu legen bestrebt sind. Wie eine »Versimpelung« als »Korrektiv« eines »Mystizismus« wirken können soll, bleibt schleierhaft. Ist es nicht vielmehr so, daß der Mystizismus und die Versimpelung zwei gegensätzliche, aber zueinandergehörige Pole des Schwankens darstellen? Wie könnte die Wissenschaftlichkeit einer dialektischen Position von geistesgeschichtlichen Vorläufern abhängig gemacht werden? Gewiß war die Auseinandersetzung mit Hegel notwendig für den Lernprozeß von Marx (neben vielen anderen Voraussetzungen). Wie aber schon Hegel bemerkt hat, müssen wir zum Glück die schwierige und überaus langwierige Geburt der Erkenntnisse keineswegs nachvollziehen, um sie uns anzueignen und ihre Wissenschaftlichkeit und Brauchbarkeit zu beurteilen. Der kritische und dialektische Charakter der Methode von Marx besteht, wie er im Nachwort zur 2. Auflage gegen hegelianisierende Mißverständnisse sagt, darin, daß sie »in dem positiven Verständnis des Bestehenden zugleich auch das Verständnis ... seines notwendigen Untergangs einschließt, jede gewordene Form im Flusse der Bewegung, also auch nach ihrer vergänglichen Seite auffaßt« (MEW 23, 28). Obwohl Hegel in die Vorgeschichte dieser Fähigkeit gehört, ist zu ihrer Aneignung und Ausübung kein Hegelstudium erforderlich. Zum Glück, denn anders würde das »Kapital« — müßte vor seiner Lektüre Hegels Logik studiert werden — zweifelsohne nicht nur für die Arbeiter und Angestellten, sondern auch für die Studenten, zum Buch mit sieben Siegeln werden.

Im übrigen ist auch die Annahme problematisch, Kautskys Einführung sei frei von Hegelianismen. Wenn man darunter nicht SatzbaufORMen und bestimmte Wortwahl versteht, sondern eine (mit Marx zu reden) noch »mystifizierte Form« (MEW 23, 27) von Entwicklungstheorie begreift, wird man entdecken, daß Kautsky eine versimpelte Form davon vertritt. Man vergleiche nur seine Fassung der Analyse der Wertformen und der theoretischen Rekonstruktion ihrer Entwicklung zum Geld, dann zum Kapital, mit der Fassung von Marx; und man wird entdecken, daß er von den »Grenzen der Dialektik« (vgl. etwa Grundrisse, 29) nichts weiß. »Mit der Zeit entwickelt sich« bei ihm Kapital aus Geld (52). Daß dies keine einfache »Entwicklungs«-Linie ist, als würde sich das Kapital aus dem Geld herausentwickeln, kommt nicht in seinen Blick. Die von Marx kenntlich gemachten Brüche, der Rekurs auf Praxis und auf praktische Mängel bestimmter Formen etc. sind bei Kautsky weggeglättet. Gramsci und nach ihm Althusser haben mit Recht diese mechanistische Entwicklungsvorstellung als Hegelianismus der Armen kritisiert. Also von Enthegelianisierung in einem weniger als sprachoberflächlichen Sinn kann bei Kautsky keine Rede sein. Wolfgang Fritz Haug (Berlin/West)

Schwarz, Winfried: Vom »Rohentwurf« zum »Kapital«. Verlag das europäische buch, Westberlin 1978 (287 S., br., 19,80 DM).

Manchmal erreichen uns mehrere Rezensionen zum selben Buch, die so unterschiedlich sind, daß man nicht ohne weiteres glauben möchte, daß sie sich wirklich auf den gleichen Gegenstand beziehen. Wenn uns die behandelten Probleme wie im vorliegenden Fall wichtig genug erscheinen, haben wir schon früher kurzerhand beide Texte abgedruckt, wobei die Sparte »Replik« dem Verfasser des rezensierten Werkes die Gelegenheit zur Antwort bietet.

Die Redaktion

Auch wenn es nur der verspätete Nachkömmling einer früheren Forschungsperiode zu sein scheint — das Buch ist hochaktuell. Tuchscheerer, Wygodsky, Rosdolsky, Reichelt und andere mehr haben sich mit der Entstehungsgeschichte des Marx'schen Hauptwerkes »Das Kapital« befaßt und über die Untersuchung methodologischer Fragen weithin den Zugang zu diesem Werk besser erschlossen. Auch Schwarz beschäftigt sich mit diesen Fragen. Er weist nach, daß die verschiedenen ökonomischen Manuskripte von Marx — Grundrisse, zwei bislang auf deutsch unveröffentlichte Manuskripte aus den Jahren 1861-63 und 1863-65, sowie das »Kapital« — nicht als gleichberechtigte »Varianten« der Darstellungsweise aufzufassen sind, sondern als Entwicklungsschritte zur fertigen Form (9). Sicherlich spielt es dabei eine Rolle, daß er durch die Auswertung der Manuskripte von 1861-65 gewissermaßen den gesamten theoretischen Entwicklungsgang von den »Grundrissen« bis zum »Kapital« mit in die Untersuchung einbeziehen konnte. Das Buch liest sich deshalb besonders spannend, weil die alle Kapitel und Problemstellungen verbindende Grundlage die Untersuchung der gesellschaftlichen Beziehungen der Produzenten und der sie bestimmenden Bedingungen ist. Im Buch selbst wird dieser Zusammenhang nicht explizit ausgesprochen, deshalb muß man ihn erwähnen.

Schwarz geht von der These aus, daß es für denselben Gegenstand, das Kapital, nicht mehrere, gleichermaßen adäquate Formen der Darstellung geben kann (9). Man kann darüber streiten. Der Autor legt jedoch der Untersuchung stets den Wert (das gesellschaftliche Verhältnis zwischen arbeitsteilig produzierenden und gegeneinander selbstständigsten Produzenten) und seine Gesetzmäßigkeiten als verbindendes Band zugrunde. Der Begriff des »Kapital im allgemeinen«, der auch bei Schwarz durchaus im Mittelpunkt steht, erscheint dagegen als begriffliche Fassung eines besonderen Verhältnisses, das sein Wesen kennzeichnet, welches sich nicht verändert, solange dieses Verhältnis besteht und was immer für Entwicklungen es durchmachen mag: des Profitverhältnisses. D.h. den Wert als Verkörperung gesellschaftlicher Beziehungen zwischen

den Warenproduzenten gibt es vor und nach dem Kapitalismus. Was den Kapitalismus unterscheidet, ist das Ausbeutungsverhältnis, welches sich in diese Wertbeziehungen einschleibt. Durch diese Einschleibung wird das allgemeine Wertverhältnis nicht verändert, aber es ergeben sich neue Bedingungen, die seine Bewegungs- und Erscheinungsformen verändern: Der Profit wird zum Regulator der Produktion, das Wertgesetz setzt sich über das Gesetz der Durchschnittsprofitrate durch, der Wert einer Ware erscheint als Produktionspreis usw. Eine solche Veränderung gegebener Bedingungen aber geschieht nicht nur in bezug auf die Ablösung alter Produktionsweisen, sondern auch innerhalb der gegebenen Produktionsweise. Weil alles im Fluß ist und sich die Erscheinungsformen der gesellschaftlichen Beziehungen und die Durchsetzungsformen ihrer Gesetzmäßigkeiten verändern, muß sich der den Charakter einer Produktionsweise bestimmende Begriff auf die Erfassung des wesentlichen Verhältnisses beziehen. Deshalb reicht das »Kapital im allgemeinen« begrifflich nicht über das Profitverhältnis ganz allgemein hinaus und ist die Konkurrenz per se schon ausgeschlossen; ebenso die Durchschnittsprofitrate, obwohl sie das Ergebnis der Bewegung des Kapitals ist, die seinen inneren Gesetzmäßigkeiten am adäquatesten ist. Nicht die Konkurrenz schlechthin ist ausgeschlossen. Das ist unmöglich. In einer Gesellschaft, in der die individuellen Interessen durch das Privateigentum an den Produktionsmitteln mit einer materiellen Basis versehen sind, die ihnen gesellschaftlich Durchsetzungskraft verleiht, gehört die Konkurrenz zum inneren Kern ihrer wirtschaftlichen Ordnung. Aber die Bedingungen, die die Bewegungsformen der Konkurrenz bestimmen, können sich verändern — und sie verändern sich gesetzmäßig, denn aus der Akkumulation des Kapitals erwachsen die Bedingungen für das Monopol. Es entstehen auch Bedingungen, unter denen das private Eigentum an den Produktionsmitteln nicht nur zur Machtbasis der Aneignung fremder Arbeit, sondern auch noch der Aneignung von Profitbestandteilen fremder Kapitale wird. Die Konkurrenz bleibt bestehen, denn nach wie vor sind die Produktionsmittel Machtbasis für die Durchsetzung der Eigeninteressen ihrer Eigentümer. Aber die Macht der Eigentümer zur Durchsetzung ihrer Interessen ist nicht mehr gleich. Daher verändern sich auch die Formen, in denen sich das Wertgesetz durchsetzt. Zwar bleibt der Profit Triebkraft und Regulator der Produktion, aber das Ergebnis der Konkurrenz ist nicht mehr der Durchschnittsprofit. Das »Kapital im allgemeinen«, begrifflich als das durch die spezifischen Ausbeutungsbedingungen bestimmte Profitverhältnis gefaßt, aber bleibt unberührt. Auf die Produktionsweise bezogen: Wir haben nach wie vor Kapitalismus, er unterscheidet sich als solcher von anderen, vorausgegangen Produktionsweisen, aber er wird doch in seinen eigenen Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten nunmehr durch bestimmte veränderte Bedingungen geprägt (vgl. 37ff.). Weil Schwarz dieses Element der *Entwicklung* hervorhebt, die Vielschichtigkeit der Einflüsse in der Entwicklung, liefert er eine Analyse, die schon über die Erschließung des Marxschen »Kapital« hinausgeht und hilfreich ist bei der Untersuchung brennender Gegenwartsfragen. Es werden Fragen berührt, bei denen es um die gesellschaftlichen Beziehungen der Produzenten *heute* geht, um die Möglichkeit ihrer analytischen, verallgemeinernden Erfassung. Daß Schwarz die gesellschaftlichen Beziehungen in ihrer Bedingtheit und Entwicklung betrachtet, wenn auch immer nur in bezug auf eine spezifische Entwicklungsstufe, aber doch in der begrifflichen Verallgemeinerung darüber hinausweisend, dies macht sein Buch spannend und verleiht ihm Aktualität in bezug auf die theoretische Verarbeitung gegenwärtiger Probleme.

Robert Katzenstein (Berlin/West)

* * *

Die vorliegende Rezension konzentriert sich auf das methodische Marxverständnis des Autors, um eine wissenschaftstheoretische und -politische Einordnung des Buches

in die seit der Studentenbewegung wiederlebte Marxismusdiskussion zu ermöglichen.

Schwarz vertritt die Auffassung, daß die »ökonomischen Kategorien« von Marx »gedankliche Abstraktionen«, bzw. »geistige Kopien des realen Konkreten sind« (14). Im Prozeß der Erkenntnisgewinnung ist nach Schwarz das Verhältnis von Forschungs- und Darstellungsweise folgendermaßen bestimmt: Erstere hat die Funktion, »die innere Einheit konkreter Erscheinungen« bzw. das den Erscheinungen zugrundeliegende »allgemeine Gesetz« aufzuspüren, während die Darstellung als gedankliche Rekonstruktion der wirklichen Erscheinungen auf Basis der zuvor aufgefundenen Gesetzmäßigkeiten aufgefaßt wird. Der Darstellungsprozeß stellt über das »Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten« den »Vermittlungszusammenhang zwischen allgemeinem Gesetz und seinen konkreten Erscheinungsformen« (16) her. Die Darstellung im Kapital wird als »Kategorienabfolge« begriffen, deren Anordnung den Entwicklungszusammenhang zwischen allgemeinem Gesetz und konkreten Erscheinungen wiedergeben muß. Anfangspunkt ist das einfachste Verhältnis des Konkreten (soweit ich verstehe, meint er die Ware), und dann wird Element für Element hinzugefügt, so daß der Kategorienaufbau immer komplizierter wird. Am Ende ist die fertige Konkrektion erreicht. Schwarz benutzt für die Entwicklung der Kategorien und die Vermittlung von allgemeinem Gesetz und konkreten Erscheinungsformen den Begriff »genetische Entwicklung« und bestimmt diese als »Verkomplizierungsprozeß der ökonomischen Kategorien«. In dieser Verkomplizierung darf kein Element weggelassen werden. Sie muß eine innere Logik haben, die der immanenten Entwicklung des Konkreten entsprechen muß. Außerdem muß die nächstfolgende Kategorie in diesem Entwicklungsverhältnis auch die nächstkompliziertere sein, die dann aber ihrerseits die vorhergehende als Bildungselement ihrer selbst in sich aufbewahrt (23). Schließlich diskutiert Schwarz die Frage, ob Marxens Darstellungsweise als *historisch*, *genetisch* oder *logisch* zu verstehen sei. Dabei äußert er: »Genetische Darstellungsweise ist identisch mit der von Engels so bezeichneten logischen Methode« (23). *Logisch* ist für ihn das Aufsteigen vom einfachen Verhältnis zum komplizierten. Diese Methode sei das »einheitliche Strukturprinzip der Darstellung« im »Kapital«. »Logische Methode« sei nicht unmittelbar gleichzusetzen mit der »historischen Methode«, da letztere die Kategorien in der Reihenfolge ihres geschichtlichen Auftretens anordne. Von logisch-historischer Methode könne man nur dort im »Kapital« sprechen, wo der Geschichtsprozeß identisch sei mit der Abfolge der Kategorien vom einfachen zum komplizierten Verhältnis. Zwar sei eine solche »Parallelität« im »Kapital« durchaus möglich, stelle jedoch kein »einheitliches« Darstellungsprinzip dar. Das primäre Kriterium bei der Abfolge der Kategorien im »Kapital« ist seiner Meinung nach der »unterschiedliche Kompliziertheitsgrad der verschiedenen gleichzeitig existierenden Seiten des realen Konkreten« (24). Dies ist für ihn die »dialektische Entwicklungsmethode«.

Folgende Probleme bleiben bei Schwarz im Methodenteil offen: a) Wie kann der Leser des »Kapitals« überprüfen, ob die Kategorienfolge den konkreten Gegenstand adäquat erfaßt? Wie kann garantiert werden, daß Marxens Kategorienabfolge nicht beliebig ist, insbesondere dann, wenn Schwarz durch Begriffe wie »geistige Kopien« und »Widerspiegelung« die Praxisseite ausklammert? b) Schwarz übernimmt den Begriff »genetische Entwicklung« von Haug/Holzcamp und setzt sich mit deren Begriff der logisch-historischen Methode auseinander, indem er durch Uminterpretation zunächst *logisch* und *historisch* auseinanderreißt, anschließend falsch gegenüberstellt und schließlich die »logische Methode« als *genetische* anbietet (vgl. Anm. 37). So kann er dann auch behaupten, Holzcamp's Auffassung von logisch-historischer Methode entspreche nicht der Marx'schen Methode (vgl. ebenda). Auffallend ist hierbei, daß Schwarz sich nicht mit der in den »Vorlesungen zum 'Kapital'« von W.F. Haug (von 1974) am Beispiel der »Wertformanalyse« entwickelten Theorie der logisch-historischen

Methode auseinandersetzt. (Dies umso mehr, als der Autor bereits 1976 in den »Marxistischen Blättern 6/76« die »Vorlesungen« positiv gewürdigt hat.)

Das methodische Marxverständnis von Schwarz stellt sich dar als Sammlung von formelhaften Lehrbuchätzen, versetzt mit Auffassungen von Kapitallogikern (wie beispielsweise Reichelt), wobei Schwarz deren verkürztes, auf die Logik der Kategorienabfolge konzentriertes Methodenverständnis in Begriffen faßt, die er der Schule der logisch-historischen Marxinterpretation entlehnt hat. Dabei behandelt Schwarz die Methoden- und Darstellungsprobleme des Marx'schen Hauptwerkes auf einer sehr abstrakten und z.T. spezialistischen Ebene, so daß diese Abhandlung nur für einen kleinen Kreis von Experten zu empfehlen ist. Eberhard Göbel (Berlin/West)

Tugendhat, Ernst: *Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1979 (365 S., br. 14,— DM).

Bei diesen »Sprachanalytischen Interpretationen« handelt es sich um die »stark überarbeitete« Fassung einer Reihe von Vorlesungen. Thema ist die Erörterung »zweier Phänomene« des »epistemischen Selbstbewußtseins« einerseits und des »praktischen Sichsichverhaltens« (32) andererseits. Zentraler Kritikpunkt ist der von Tugendhat als »primitiv« durchschaute und als »Hypostasierung« entlarvte traditionelle Versuch, theoretisches Selbstverständnis und praktische Selbstbestimmung im Rahmen des »Subjekt-Objekt-Modells« zu begreifen und darzustellen. Demgegenüber soll — im Falle des »epistemischen Selbstbewußtseins« mit Wittgensteins Hilfe, im Falle des »praktischen Sichsichverhaltens« mit Heideggers und George Meads Unterstützung — der sprachanalytisch detaillierte Nachweis geführt werden, daß das Selbstverhältnis keine nach innen gewendete substantielle Objektbeziehung, sondern eine zum Ausdruck gebrachte propositionale Sachverhaltsrelation ist. Für das »epistemische Selbstbewußtsein« ergibt sich daraus die Forderung, theoretische Sätze über mich selbst nicht als Sachreflexionen, sondern als Zustandsbestimmungen aufzufassen, deren mit Wittgenstein ausgefüllte Besonderheit nun aber darin bestehen soll, daß sie nicht bloß Aussagen über zustandsbedingtes Verhalten, sondern Aussage und Verhalten ineins, nicht einfach »kognitiv«, »empirisches Gewahrhaben«, sondern »expressiv«, »expressives Ausdrücken« (124, 134) sind. Indem so aber Selbsterkenntnis sich auf eine Reihe von Statusquo-Kommentierungen in der Form von Verhaltensäußerungen reduziert, muß unvermeidlich Selbstbestimmung zum Problem und vordringlichen Desiderat werden. Man braucht nur, wie Tugendhat das auch prompt tut, die propositionalen Zustände, auf deren »expressives Ausdrücken« das Selbstbewußtsein sich beschränkt, mit dem Phänomen gesellschaftlichen Rollenverhaltens in Zusammenhang zu bringen, um gewahr zu werden, daß diese seine theoretische Beschränkung das Selbstbewußtsein auf eine Situation permanenter und vollständiger Heteronomie vereidigt. Gegen diese offenkundige Heteronomisierung des theoretischen Selbstbewußtseins ruft nun Tugendhat die angebliche Autonomie »praktischen Sichsichverhaltens« auf den Plan. Am Leitfaden des Heidegger'schen Existenzbegriffs entwickelt er ein Modell von Selbstbestimmung, das dem Subjekt in dem Maße ein Moment von Autonomie verspricht, wie es ihm angesichts der propositionalen Sachverhalte oder gesellschaftlichen Rollen, an denen es seinen heteronomisch ausschließlichen Inhalt und zwischen denen es die Qual der Wahl hat, die Möglichkeit eröffnet, sich selbst zu wählen. Diese Selbstwahl ist nun allerdings nicht etwa Wahl einer zu den Zuständen oder Rollen, auf die das Subjekt theoretisch sich reduziert findet, alternativen Praxis, sondern ausschließlich Wahl einer Praxis des Wählens zwischen den mit jenen Zuständen oder Rollen gegebenen Alternativen. Indem das Subjekt sich selbst — mit Heidegger gesprochen: die Existenz — wählt, »wählt es das Wählen« (232), entscheidet es sich für die Entscheidungsfreiheit einer im Rahmen gegebener Sachverhalte sich verhaltenden multiple choice. Den bei Heidegger die-

sem »praktischen Sichzusichverhalten« anhaftenden Zug von Willkür und Irrationalität glaubt Tugendhat dadurch beseitigen zu können, daß er es als ein im Gegenteil der objektiven Begründung zugängliches, »vernünftiges« Verhalten nachweist. Für diesen Nachweis werden explizit der Sozialphilosoph Mead und implizit der Hermeneut Habermas bemüht, als deren gemeinsames Verdienst es erscheint, die kraft »Sichzusichverhalten« gewählte Wahlfreiheit als gründend in einem Kontext ideeller Diskursivität oder vernünftiger Rede und geleitet durch eine Tradition erfahrungsvermittelter Autonomie begriffen zu haben.

Theoretischer Ausgangspunkt Tugendhats ist die Erfahrung einer von ihm zum Naturzustand enthistorisierten und zum Rollenspiel funktionalisierten Heteronomie des Subjekts, die von Selbstbewußtsein im herkömmlichen Sinn einer substantiellen Reflexionsbeziehung eigentlich gar nicht mehr zu reden erlaubt. Praktisches Ziel Tugendhats ist ein im Umgang mit den heteronomen Zuständen und Rollen, aus denen das Subjekt sich zusammensetzt, dennoch mögliches Moment von subjektiver Autonomie. Was die Episteme und Theorie dem Subjekt an persönlicher Identität und reflexivem Sachgrund ausgetrieben findet, das soll die Praxis und Ethik ihm in der Form kritischer Vernunft und diskursiver Kompetenz kompensatorisch zurückgewinnen. An die Stelle einer als kriterielles Realfundament allen Heteronomisierungen des Subjekts trotzen den materialen Substanz des Bewußtseins tritt eine als funktionelle *reservatio mentalis* in allen Heteronomisierungen des Subjekts sich behauptende existentielle Vernunft des Sichverhaltens. Mit dieser funktionalistischen Ersatzleistung gelingt es Tugendhat, nicht bloß der Selbsttäuschung einer ungebrochenen Kontinuität und zeitlichen Aktualität der Selbstbewußtseinsproblematik im allgemeinen zu erliegen, sondern im besonderen auch der Frage nach dem historischen Schicksal der — auf jene inzwischen verlorene Substanz des Bewußtseins sich berufenden — traditionellen Selbstbewußtseinstheorie und den historischen Erben dieser Theorie aus dem Weg zu gehen. Eben dieser Frage hätte er sich dort zu stellen, wo er mit jener Instinktsicherheit, die die Bewußtlosigkeit verleiht, den Intimfeind seiner Vernunftvorstellungen im Hegel'schen Geistbegriff entdeckt. In der Tat markiert dieser Geistbegriff den historischen Punkt, an dem nach Maßgabe des veränderten Verhältnisses von Individuum und Klasse, persönlicher Identität und gesellschaftlicher Haftung das Problem der Selbstreflexion die Grenzen einer Selbstbewußtseinstheorie unwiderruflich sprengt. Wenn Tugendhat dennoch und mit dem sprachanalytischen Brustton einer von keiner historischen Erfahrung angekränkelten Unmittelbarkeit die Selbstbewußtseinstheorie als solche einmal mehr auflegt, so nur um den Preis jener von ihm als fundamentale Erneuerung gefeierten Verdünnung und Formalisierung der Selbstreflexion, die in einem auf die hermetische Kunst der Elaboration der Rollenwahl zur Rolle des Wählens bzw. des Abwägens zwischen Existenzweisen zur eigenen Existenzform reduzierten Vernunftbegriff ihren Ausdruck findet.

Ulrich Enderwitz (Berlin/West)

Wittgenstein, Ludwig: Vorlesungen über die Grundlagen der Mathematik. Cambridge 1939. Hrsg. v. Cora Diamond (Schriften Bd. 7), Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1978 (363 S., Ln., 48,— DM).

Wittgenstein hielt die Vorlesungen ohne Aufzeichnungen. Cora Diamond hat aus den Mitschriften von R. G. Bosanquet, N. Malcolm, R. Rhees und Y. Smythies eine einheitliche Fassung hergestellt. Trotz dieser philologischen Einschränkung ist das Buch ein hilfreicher Beitrag zum Verständnis von Wittgensteins später Mathematikphilosophie. Nicht weil wichtige Gedanken hier enthalten sind, die nicht schon in den »Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik« (1937-44, Schriften Bd. 6, abgekürzt BGM) oder im zweiten Teil der Philosophischen Grammatik (Schriften Bd. 4) nachzulesen waren. Gegenüber diesen schwer verständlichen aphoristischen Zettelsammlungen ent-

wickelt Wittgenstein in den Vorlesungen seine Gedanken in größeren Zusammenhängen auf spannende und vergnügliche Weise. Wittgensteins Hauptthemen sind: Welche Sätze sind mathematische Sätze (Vorlesungen 2-4); was heißt »etwas Suchen« in der Mathematik am Beispiel des weißen Löwen und des 17-Ecks (5-9); Verhältnis mathematischer zu Erfahrungssätzen und Experimenten (10-14); Mathematik und Spiel und die Anwendung der Mathematik auf die Mathematik (15-17); in welchem Sinne sind die Sätze der Logik wahr (18-24); Diskussion des Satzes: »Den mathematischen Sätzen entspricht eine Realität« (25, 26); das Verhältnis von Logik und Arithmetik (27-31). Gelegentliche kurze Diskussionen, insbesondere mit dem Logiker Turing, verdeutlichen Wittgensteins Ansichten.

Mit diesem Text kann besser gegen das Miß- und Unverständnis angegangen werden, dem Wittgensteins Fragestellungen und Antwortversuche weitgehend ausgesetzt sind — auch im *Argument*: »Konstruieren kann er (Wittgenstein — gh) immer eine reelle Zahl, die zwischen zwei vorgegebenen liegt. Demnach liegen zwischen je zwei unendlich vielen. Das wurmt den Verfasser sehr, aber wo ist das Problem außer in seiner nicht abklingenden Überraschung?« fragt G. Accardo in seiner Rezension von BGM (*Argument* 96, 371f.). Wittgensteins Problem an der zitierten Stelle (BGM 137f.) ist die Bekämpfung des platonistischen mathematischen Alltagsbewußtseins: Mathematik als die »Mineralogie der Zahlen« (BGM 229), mathematische Sätze scheinen »gleichsam die Naturgeschichte der mathematischen Gegenstände selbst zu betreffen« (BGM 137). Denn was soll der Satz, daß zwischen je zwei Zahlen »unendlich viele liegen«, für einen klaren Sinn haben? »Wenn ich mir bei dem Satz ... das Bild einer unendlichen Reihe von Dingen mache, und zwischen jedem Ding und seinem Nachbar werden neue Dinge sichtbar, und wieder zwischen jedem Ding und seinem Nachbar neue, und so fort ohne Ende, so haben wir hier sicher etwas, wovor einem schwindlig werden kann.« (BGM 137) Just diese Zumutung an das Denken wird aber jedem Schüler und jedem Studenten der Mathematik aberlangt. Wittgensteins Lösung ist dagegen von durchsichtiger Klarheit: Wir verfügen über eine *Technik* der Interpolation von rationalen und reellen Zahlen, die wir unbegrenzt anwenden können. Die Vorstellung von der »Existenz« unendlich vieler Zahlen zwischen zwei vorgegebenen ist ein falsches Bild, eine unklare »philosophische« Analogie zu der Art von Existenz, die wir aus dem Alltag und aus »endlichen« Fällen in der Mathematik kennen.

Accardo liest aus dem Text heraus, Wittgenstein scheinete die »Hinnahme von Widersprüchen zu dulden oder gar als allgemeine wissenschaftliche und soziale Regel empfehlen zu wollen«, obwohl doch »aus A und non-A jedes beliebige Ergebnis folgt«. Wittgenstein will dagegen zeigen, daß gerade die Formulierung »es 'folgt' Beliebige« (die Accardo Wittgenstein etwas undeutlich unterschiebt) die Vorstellung einer »logischen Maschinerie« hervorruft, eines Apparates, der durch seinen Mechanismus die Folgerungen erzwingt. Wittgenstein hält dagegen, daß nur das »folgt«, was wir *folgern*, und daß selbst die elementaren Sätze der Propositionslogik wie der vom ausgeschlossenen Widerspruch nicht Gesetze sind, die *außerhalb* unserer Praxis »wirken«. Etwas flapsig pointiert er diesen Standpunkt in den Vorlesungen: »Na schön, dann zieh ich halt keine Schlüsse aus einem Widerspruch« (266). Immerhin haben sich die Pioniere der Infinitesimalrechnung eher daran orientiert als an den Gesetzen der Aussagenlogik.

In der »Widerspiegelungsdiskussion« hat R. Zimmermann dem späten Wittgenstein das »Verdienst« zugeschrieben, die »Letztgegebenheit von elementaren Funktionen, Strukturen, Regeln und Kriterien, die im Gebrauch der Grundumgangssprache liegt«, aufzuzeigen (*Argument* 85, 199). Schon die obige Behandlung der Widerspruchsthematik deutet an, daß Zimmermann sich einen schlechten Zeugen für diese seine Position gesucht hat. »Was notwendig ist, wird durch die Regeln bestimmt.« So spricht Wittgenstein in den Vorlesungen (294). Sind die Regeln »Letztgegebenes«, dann sollte

er hier aufhören. »Darauf könnte man die Frage stellen, ob es notwendig oder willkürlich war, diese Regeln aufzustellen. Und hierauf könnten wir erwidern, eine Regel sei dann willkürlich, wenn man sie einfach zum Spaß aufstellt, und notwendig, wenn das Vorhandensein dieser bestimmten Regel lebensnotwendig ist.« (ebd.) Das ist sehr global, und Wittgenstein verfügt auch nicht über Kategorien, die ihm eine differenziertere Antwort auf die Frage nach der Entstehung der sprachlichen und mathematischen Praxis und ihrer Regeln gestatten, ja er *stellt* nicht einmal diese Frage, sondern er stößt nur auf sie. Immerhin aber bewahrt ihn dies vor der platten Verkürzung: Alles ist Verhalten, dahinter ist nichts mehr. Wittgensteins Betrachtung schließt die Frage auf nach der Entstehung, der Funktionsweise und den Gesetzen der Praxis. Daß bei diesem Versuch der rationalen Erklärung die »Grundumgangssprache« nötig ist, ist ebenso selbstverständlich wie daß man beim Begreifen der stammesgeschichtlichen Entwicklung des Auges mit eigenen Augen hinsehen muß. Gerhard Herrgott (Berlin/West)

Wuchterl, Kurt und Adolf Hübner: Ludwig Wittgenstein in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Rowohlt Monographien 275, Reinbek 1979 (158 S., br., 6,80 DM).

Wuchterl und sein Mitautor, der Vorsitzende der österreichischen Ludwig Wittgenstein Gesellschaft, wollen das »positivistische Mißverständnis« Wittgensteins (7) bekämpfen: »Der eigentliche Schlüssel zum einheitlichen Verständnis der *gesamten* Wittgensteinschen Philosophie und seines Lebens liegt in seinem Verhältnis zur Ethik.« (78)

Der wissenschaftliche Ertrag dieser »religiös-metaphysischen« (81) Fixierung der Autoren zeigt sich auf S. 83: »Logik, Sprachphilosophie und die angewandte Methode ändern sich beim Übergang zur Spätphilosophie. Das philosophisch-ethische Grundanliegen aber bleibt unverändert: es geht ... um das Freiwerden für ein sinnerfülltes Leben in funktionierenden Kommunikationseinheiten...«. Wer so gleichgültig die revolutionäre Wandlung der Wittgensteinschen Philosophie behandelt, der kann auch die Bedeutung jener »äußeren Ereignisse« im Leben Wittgensteins nicht sehen, die diese Wandlung herbeiführen: jene Periode, in der Wittgenstein innerhalb des — damals revolutionären und für die Bildungsreformer in ganz Europa vorbildhaften — austromarxistischen Schulreformprogramms als Volksschullehrer tätig war, und aus welcher Zeit seine zweite (und letzte) Veröffentlichung stammt, das »Wörterbuch für Volksschulen« (1926) (vgl. den Bericht von S. Amato, *Argument* 117, 707ff.). Ein Zusammenhang, der immerhin Anlaß sein kann, über die These nachzudenken, daß ein Theoretiker in dem Maße fruchtbar wird, wie er sich — ob bewußt oder nicht — auf die großen politischen Strömungen seiner Zeit bezieht.

Bei Wuchterl/Hübner ist Wittgensteins Entschluß, Volksschullehrer zu werden, »eine Folge seiner Philosophie« (67), beginnen damit »Jahre des Schweigens« (70), die »Zeit der 'verlorenen Jahre'« (84), aus der Wittgenstein lediglich die Überzeugung mitbringt, »daß die simple Unterrichtung von Kindern seinem Temperament und seinen geistigen Ansprüchen nicht gemäß war« (99). Wittgensteins Philosophie der Mathematik scheint mit solcher Sichtweise schwer zu vereinbaren. Wie ist es sonst zu erklären, daß dieser gewichtige Teil, fast die Hälfte von Wittgensteins Lebenswerk, auf genau zwei Seiten (124ff.) abgehandelt wird? Die Behauptung, daß dies eine »auf Nichtmathematiker oft abstrakt, ja langweilig wirkende Fachproblematik« (124) sei, kann man nur als Ausdruck der Borniertheit und/oder Unkenntnis der Autoren ansehen. Der größte Teil der Mathematik-Philosophie Wittgensteins behandelt die gewöhnlichsten mathematischen Alltagserfahrungen, das Rechnen, das Phänomen des »logischen Zwangs«.

Weniger Wittgensteins als ihre eigene politische Haltung dokumentieren die Verfasser mit dem Hinweis, Wittgenstein habe es selbstverständlich gefunden, »für sein Vaterland, in dem er leben durfte (sic!), zu kämpfen«, ganz im Gegensatz zu Russell mit

seinen »pazifistischen Vereinigungen«, auf deren »Unehrllichkeit« Wittgenstein hingewiesen habe, »als ob er Russell-Tribunale und ähnliches vorausgesehen hätte« (55). Zur Einführung in Wittgensteins Werk wird man auch weiterhin die sorgfältige Biographie von W. W. Bartley III heranziehen müssen. Gerhard Herrgott (Berlin/West)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Braun, Peter: Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1979 (184 S., br., 14,— DM).

Von einem Buch mit diesem Titel würde man erwarten, daß es bestimmte Entwicklungen in der Sprache, Sprachwandel, beschreibt. Der Autor äußert sich selbst leider nicht zu seinen Zielvorstellungen, ist überhaupt im gesamten Verlauf des Buches sehr zurückhaltend mit seiner Meinung. Es fehlt — unter anderem — ein roter Faden, eine Fragestellung, ein irgendwie greifbares erkenntnisleitendes Interesse.

Kapitel 1 beschäftigt sich mit der »Sprachgeschichte nach 1945«. Im wesentlichen werden hier drei Standpunkte gegeneinander gehalten: Sprachbenutzer (z.B. Schriftsteller), die eine gewisse Betroffenheit hinsichtlich der Tatsache artikulieren, daß die Sprache nach 1945 noch genau dieselbe ist wie während der Naziherrschaft, Sprachkritiker (wobei hier nicht Wittgensteins Nachfahren, sondern die Verfasser von Stilfibern gemeint sind), die die Sprache genau wegen dieser Tatsache kritisieren, und die Kritiker dieser Kritiker (in der Regel bekanntere Namen aus der deutschen Linguistik), die diese Kritik für unberechtigt halten. Da der Autor auf eine grundsätzliche Diskussion der verschiedenen Standpunkte verzichtet, wird nicht ganz klar, welchen Stellenwert das Kapitel innerhalb des Buches hat oder haben soll. Im folgenden Kapitel geht es um »Sprachwissenschaftliche Grundlagen«. Verschiedenste Probleme (Synchronie, Diachronie) werden sehr kurz angerissen, eigentlich nur genannt. Sprachwandel, Ökonomie der Sprache, Begriffe, die zentral für eine solche Arbeit sind, werden auf allerknappstem Raum abgehandelt, was natürlich zu unvermeidlichen Verkürzungen führt. Obwohl der Autor sich auf S. 45 einem Zitat anschließt, das besagt, daß man, um Tendenzen überhaupt feststellen zu können, eine Vergleichsbasis benötigt, bleibt diese Einsicht im weiteren Verlauf des Buches ohne Konsequenzen.

Ähnliche Folgen hat die Erkenntnis, daß man nur Texte der gleichen funktionalen Stilebene miteinander vergleichen kann. Im Kapitel zu »Tendenzen im Bereich des Satzes« finden sich dann solche Gegenüberstellungen: »Rowohl, FAZ, Lessing, Herder, Schiller, Goethe«. Aber was findet sich sonst noch in diesem Kapitel? Eine unerhörte Ansammlung von Statistiken zu allen möglichen Bereichen des Satzes: Satzlänge, Art der Nebensätze, Satzklammer usw. Kommentarlos wie sie präsentiert werden, geht ihnen sogar die Sinnhaftigkeit, die sie in den ursprünglichen Untersuchungen vielleicht gehabt haben, ab. Daß weder der Satzbegriff noch die statistischen Ergebnisse auch nur ansatzweise problematisiert werden, fällt in diesem Kontext schon kaum mehr ins Gewicht. Man fragt sich, was der Autor in diesem Kapitel zeigen will. Tendenzen? Welche Tendenz kann durch einen Vergleich von BILD und FAZ (S.54) hinsichtlich der relativistisch angeschlossenen Nebensätze gezeigt werden (BILD 33%, FAZ 44%)? Welchen Wert hat eine Aussage wie: »Die logische Modifikation der Inhalte der Nebensätze wird mehr und mehr von einigen wenigen Konjunktionen geleistet«, wenn nicht klar ist, wann und wo das anders war.

Im Aufbau sehr ähnlich sind auch die beiden letzten Kapitel zum Wortschatz und zur deutschen Ost-West-Problematik: viel Material, keine durchgängige Argumentation. Dem Buch gebriert es von vornherein an einem theoretischen Rahmen, in dem die mit großem Fleiß zusammengetragenen Fakten eine Aussagekraft erhalten würden.

Auch als Forschungsbericht ist es m.E. wenig geeignet, da man auch für einen solchen eine gewisse Stringenz in der Präsentation der Ergebnisse erwarten würde.

Da der Autor den »anecdotic level« nicht verläßt, ist es schwierig, sich eine Zielgruppe von Lesern vorzustellen. Auch unter dem Rubrum »Populärwissenschaft« hätte dieses Werk keinen Platz: Dafür ist es wieder zu wenig »journalistisch«. Da der Autor keinen Anspruch formuliert hat, braucht er auch keinen einzulösen. Er müßte sich aber der Frage stellen: Was soll dieses Buch? Ich wüßte darauf keine Antwort.

Theo Harden (Birmingham)

Hermant, Jost (Hrsg.): Literatur nach 1945. Bd.1: Politische und regionale Aspekte. Bd.2: Themen und Gentes. Neues Handbuch der Literaturwissenschaft. Bd.21, 22. Hrsg. v. Klaus von See. Akademische Verlagsanstalt Athenaion, Wiesbaden 1979 (423 S., 578 S., Ln., je 145,— DM).

Gegenüber den bisherigen Darstellungen der Gegenwartsliteratur bieten die Bände des Handbuchs deutliche Vorzüge: Indem sie versuchen, mancherlei traditionelle Borniertheiten zu überwinden — die nationalliterarische, die auf die »anspruchsvolle« Literatur prominenter Autoren, die auf die herkömmliche Gattungstrias —, tragen sie den Veränderungen des Literaturbegriffs Rechnung, die den literarischen Prozeß seit 1945 reflektieren.

Hermant zeigt in seiner engagierten Vorbemerkung (I) und Einleitung (II), weshalb die Postulate nicht voll eingelöst werden konnten: die Ursachen liegen in Forschungsstand wie gesellschaftlich bestimmter Forschungsorganisation. »Denn von der Weite und Vielfalt der Weltliteratur der letzten fünfunddreißig Jahre auch nur einen annähernd vollständigen Eindruck vermitteln zu wollen, dazu bedürfte es eines systematisch arbeitenden Instituts für Weltliteratur mit einem großen Stab nationalliterarisch und zugleich komparatistisch arbeitender Literaturwissenschaftler, Historiker und Soziologen.« (I, 6) Weil der Anspruch nur »additiv« (I, 6) zu realisieren war, tritt das Konzept vor allem in der Auswahl der Gegenstände zu Tage, während die einzelnen monographischen Beiträge »das gesamte Spektrum der heutigen Polarisierung westlicher Literaturwissenschaft in die verschiedensten politischen Lager widerspiegeln« (I, 7). Die offensichtlich komplizierte Entstehungsgeschichte der Bände schlägt sich in den Hinweisen auf die »Anschauungen« der Beiträger nieder, »deren ideologische Austichtung von antisowjetisch und rechtsliberal bis zu linksliberal, ja maoistisch reicht (mit denen sich in einigen Fällen der Gesamtherausgeber, in anderen Fällen der Bandherausgeber nicht zu identifizieren vermögen)«, sowie auf Autoren, »welche — durch die verschiedensten Umstände bedingt — an der Abfassung ihrer Artikel verhindert wurden« (I, 7). I bezieht sich einerseits auf Nationalliteraturen (die sowjetische, chinesische, japanische, afrikanische, lateinamerikanische, die der BRD und der DDR), andererseits auf komparatistisch bearbeitete Zusammenhänge unterschiedlicher Art: die Darstellung des Zweiten Weltkriegs (Jost Hermant), den Kalten Krieg (Alexander von Bormann), die Brecht-Rezeption (Rainer Nägele), den Existenzialismus (Walter Heist). Insbesondere Hermant und Bormann erschließen Neuland. Hermant bezieht die thematischen und technischen Haupttendenzen der Kriegsdarstellung vergleichend auf die unterschiedlichen gesellschaftlich-politischen Verhältnisse der Nachkriegszeit. »Die sogenannte 'Kriegsliteratur' muß ... als Nachkriegs- und damit Gegenwartsliteratur beschrieben werden ... Sie stellt nicht einfach den letzten Weltkrieg dar, sondern sieht ihn stets durch die Brille der Nachkriegsentwicklung, was zu höchst aufschlußreichen Brechungen führt.« (I, 12) Nicht zuletzt durch ihren Materialreichtum fordert Hermants Abhandlung zur weiteren Erforschung dieses in den 70er Jahren zunehmend wichtiger gewordenen Gegenstandes heraus. Die strikte Orientierung der Thesen an den Quellen zeichnet auch Bormanns Analyse der literarischen Auswirkungen des Kalten Krieges

aus. »Man hat vielfach bemerkt, daß ökonomische Interessen und Differenzen nicht ausreichen, um den Kalten Krieg zu erläutern — 'die Umsetzung in das Machtpolitisch-Moralische' sei der entscheidende Schritt. Diese Umsetzung ist es auch, die dem Kalten Krieg die künstlerisch-kulturelle Dimension und Mitarbeit sichert.« (I, 76) Deshalb untersucht Bormann nicht nur die Abkehrbücher (»Ein Gott, der keiner war«), den McCarthyismus und die Berlin-(»Blockade«)-Literatur, sondern auch und gerade solche literarischen Strategien, denen ihre Funktionalität für den Kalten Krieg nicht auf der Oberfläche anzusehen ist: das Konzept »welthafter Richtung« und den Absurdismus. »Die Abstraktion 'der' Mensch bestimmt die heterogensten Literaturkonzepte und Ideologiedebatten« (I, 109) der Nachkriegszeit. Bormann liefert, was Westdeutschland betrifft, einen Beitrag zur jüngst noch einmal in der »Zeit« geführten Diskussion über Kontinuität und Diskontinuität in der Nachkriegsliteratur. Weil »die Frage, ob Neuanfang oder (verdeckte) Kontinuität die literarische wie gesellschaftliche Nachkriegsentwicklung kennzeichnen, von verschiedenen politischen Positionen her verschieden beantwortet wird«, fordert er zu Recht: »Was diese Idee bedeutet, warum sie aufkam und welche Funktion ihr zukam, ist wohl zu erläutern, bevor man sie als Illusion abrut.« (I, 67) Wenngleich dem zweiten Band nicht vollständig die Abkehr von der traditionellen Gattungshierarchie gelungen ist (vgl. schon in I den Artikel Franz Schonauers zur Prosa, hier besonders Bodo Heimann und Gerald Stieg zu absurdem Theater und konkreter Poesie), so ist dennoch die Einbeziehung der Medien und die Orientierung auf das System der gesellschaftlich vermittelten Literatur — jenseits traditioneller ästhetischer Normen — ebenso deutlich wie die Intention, die kulturpolitischen Anstrengungen zur Aufhebung der Spaltung von U- und E-Literatur zugunsten einer A-Literatur literaturhistorisch zu fördern. »...selbst in den westlichen Ländern haben sich in den letzten zehn bis zwanzig Jahren hoffnungsvolle Ansätze zu einer *A-Literatur* entwickelt, die dem undemokratischen Kulturverfall, der auch mit dem Schlagwort 'Pluralismus' nicht verschleiert werden kann, eine neue — breitere Schichten der Bevölkerung erfassende — Allgemein-Literatur entgegenzustellen versuchen, welche diese Massen nicht nur unterhalten, sondern auch über sich selbst aufklären wollen.« (II, 10/11) Wohl weil die gesellschaftlichen Bedingungen der Produktion, Distribution und Rezeption nie direkt thematisiert werden, finden sich in einzelnen Abhandlungen ökonomistische Klischees, allzu direkte Ableitungen der Inhalte aus der Warenform, so bei Friedrich Knilli und Peter Aley. Im übrigen aber bringen die Abschnitte zur Arbeiter- (Bernd Witte) und Frauenliteratur (Evelyn Torton Beck, Patricia Russian), zu Popliteratur (Hermant) und Protestsong (Karl Riha), zum Trivialroman (Gert Ueding) und Bestseller (Bernhard Zimmermann) nicht nur fundierte Informationen über literaturhistorische wie sozialgeschichtliche Fakten und Zusammenhänge, sondern sie bemühen sich erfolgreich um Anschaulichkeit (nicht zuletzt durch klug ausgewählte Abbildungen). Der Grad der Systematisierung ist unterschiedlich; bei Riha kann man unter dem Handbuch-Gesichtspunkt die allzu rigorose Anwendung des exemplarischen Prinzips, das zur Beschränkung auf Degenhardt und Biermann führt, bedauern, während Hermant, Ueding und Zimmermann in ihren historischen Analysen zugleich funktionale Typologien der untersuchten Literatur bieten; demgegenüber nähert sich Schonauers leider nur teilweise selbständig aus den Quellen gearbeiteter Beitrag dem annalistischen Namenskatalog, der auf das Herausstellen literaturgeschichtlicher Linien verzichtet und deshalb zur assoziativen Verknüpfung oder zum gewollt originellen Werturteil greift (vor allem im Vergleich mit den bisher vorliegenden Untersuchungen Frank Trommlers und Heinrich Vormwegs fällt dies negativ auf).

Die audiovisuellen Medien werden nicht nur in den Artikeln zu Radio, Fernsehen (Knilli) und Film (Renate Möhrmann) untersucht, sondern ihre Bedeutung z. B. für die Dokumentarliteratur der 60er Jahre behandelt auch Klaus L. Berghahn, der den bisher

umfassendsten und prägnantesten Überblick über den Dokumentarismus vorlegt, auch wenn er auf die an diesem Gegenstand beliebten theoretischen Klimmzüge verzichtet. Daß im einzelnen über vieles zu streiten bleibt, ist wohl auch für ein Handbuch kein Nachteil, so z. B. über Wittes Mahnung an den Werkkreis, Politik durch den »emanzipatorischen Charakter des Schreibens« (II, 352) zu ersetzen.

Helmut Peitsch (Berlin/West)

Bock, Sigrid, und Manfred Hahn (Hrsg.): Erfahrung Exil: Antifaschistische Romane 1933-1945. Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1979 (478 S., br., 10,80 DM).

Obwohl die Geschichte des antifaschistischen literarischen Exils inzwischen intensiv untersucht wurde, ist der vorgelegte Sammelband geeignet, eine Forschungslücke zu schließen: Er beschreibt in der Analyse 14 antifaschistischer Exilromane von 1933 bis 1945, wie sich die Erfahrung des Exils in der Organisation des ästhetischen Materials und in den Schreibstrategien der Autoren ausdrückt. So stellt Sigrid Bock im einleitenden Aufsatz »Roman im Exil« neben den bekannten Fakten zu Arbeits- und Publikationsmöglichkeiten von Exilautoren das Problem des Leserbezugs und der daraus entstehenden neuen Anforderungen an die Romangestaltung in den Mittelpunkt. Sie analysiert vor allem die Neubestimmung der Rolle des Romans als »allseitige(r) Gesellschaftsanalyse und breitangelegte(r) Wirklichkeitsdarstellung« (35) und die Wendung an breitere, vor allem nicht-deutschsprachige Bevölkerungskreise. Dieser neue Adressatenbezug hatte zur Konsequenz, daß herkömmliche Formen wie der Bildungs- und Entwicklungsroman des 19. Jahrhunderts nicht mehr genügen konnten, sondern daß das im Rahmen der Volksfrontstrategie sich herausbildende neue Epochenverständnis den Einbezug von Montage- und Simultantechnik ebenso forderte wie die Nutzung der Genres Chronik, Autobiographie oder Bericht.

Diese Umorientierung verlangte von den proletarisch-revolutionären Schriftstellern nicht mehr »die Weitergabe von unmittelbaren Kampferfahrungen« (83), sondern die Darstellung des »langsamen und schwierigen Selbstverständigungsprozesses« (84) der deutschen Bevölkerung angesichts des sich ausbreitenden Faschismus. Dieser Prozeß wird an der Entwicklung der Konzeption von Hans Marchwitzas »Kumiak«-Trilogie dargestellt. In ihr prägt sich das im Exil gewonnene neue Epochenverständnis vor allem in der Individualisierung der Zentralfigur und im Einbezug ihrer subjektiven Zweifel und Schwankungen in die Romanhandlung aus.

Auf der anderen Seite führt die Exilsituation stark auf bürgerliche Forderungen orientierte Schriftsteller wie Klaus Mann dazu, im Roman »die Summe von Einzelerfahrungen und Einzelfragen« zu ziehen, »die sich wesentlich aus dem Widerspruch von individueller Lebensführung und zeitgeschichtlichen Erfordernissen ableite(t).« (223) In dem gestalterisch sehr vielschichtig aufgebauten Roman »Der Vulkan« rückt vor allem die psychische Situation der Exilierten in den Mittelpunkt, wobei der Bezug auf die Bohème präsent bleibt. Entsprechend präsentiert sich die Faschismus-Problematik als Ausprägung des alten Dualismus von Geist und Macht, so daß die humanistische Perspektive des Romans nicht durch politisch eindeutige Entscheidungen gesichert wird, sondern durch eine »Botschaft aus visionären Sphären« (241), die formal der Tradition spätbürgerlicher Literatur angehört.

Auch in Ernst Weiß' erst 1963 posthum veröffentlichtem Roman »Der Augenzeuge« prägt sich der Dualismus bürgerlichen Denkens in der Zweischichtigkeit der Romankomposition aus. Die modellhafte Verallgemeinerung der eigenen Biographie als Geschichte der unaufhörlichen Katastrophen, Rückschläge und Krisen wird auf den angeblichen Irrationalismus des faschistischen Systems projiziert. Damit aber legt Ernst Weiß die »psychologische und individuaethische Grundlage einer Politisierung« (320),

so daß die Position »eines objektiven Augenzeugen (...) im Laufe des Romans der Kritik ausgesetzt und ein Prozeß gegen die eigenen liberalen Illusionen eingeleitet« (322) werden kann.

Daß die Herausforderung durch das politische Sujet zu einer ausgewogenen Verbindung modellhaften und historisch-konkreten Erzählens führen kann, weist Sigrid Bock im letzten Kapitel des Bandes, der Analyse von Anna Seghers' Roman »Die Toten bleiben jung«, nach. Der Schwierigkeit, die gesellschaftlichen Beziehungen der Klassen ganzheitlich im Roman zu gestalten, begegnet die Dichterin durch die Kombination der Darstellung der allgemeinen Funktionsmechanismen zwischen Individuum und Klasse mit dem Erzählen des Schicksals einzelner Personen in Handlungssträngen. Dieser Stil soll »beim Leser Impulse erzeugen, die der Ausbildung eines materialistisch-dialektischen Geschichtsverständnisses dienen konnten.« (409) Neben den genannten Werken werden in der Arbeit noch folgende untersucht: Johannes R. Becher, Abschied; Bertolt Brecht, Tui Roman; Willi Bredel, Die Prüfung; Alfred Döblin, November 1918; Lion Feuchtwanger, Exil; Heinrich Mann, Henri Quatre; Thomas Mann, Lotte in Weimar; Adam Scharer, Die Maulwürfe; F.C. Weiskopf, Vor einem neuen Tag und Arnold Zweig, Das Beil von Wandsbek. Claudia Albert (Berlin/West)

Naumann, Uwe: Faschismus als Grotteske: Heinrich Manns Roman »Lidice«. Georg Heintz Verlag, Worms 1980 (199 S., br., ca. 30,— DM).

Kann man das Grauen als Grotteske darstellen? Diese Frage sucht der Autor an Hand des Romans »Lidice« von Heinrich Mann zu beantworten. Nimmt man die primäre Rezeption des Buches als Maßstab, so lautet die Antwort nein. Der Leser — nicht nur der spontane, sondern auch der intellektuelle — sträubt sich gegen die Vorstellung, die Greuel des Faschismus als Puppentheater anzunehmen. Zu brutal, zu schmerzhaft ist die erinnernde Vorstellung des Geschehenen. Der große Moralist Heinrich Mann, unerbittlicher Ankläger, ist in der Distanz, welche die Grotteske im Verhältnis zur Realität einnimmt, nicht ohne weiteres annehmbar.

Lidice nimmt unter den Greuelthaten des Nazifaschismus immer noch eine Spitzenstellung ein. Ein ganzes Dorf mit Männern, Frauen und Kindern ausgerottet, seine Wohnhäuser und Kindergärten dem Erdboden gleichgemacht — so etwas hat es in der neueren Geschichte noch nicht gegeben. Die Täter dieses Greuels realistisch darzustellen, ist nicht die Sache von Heinrich Mann. In der Übersteigerung der Unmenschlichen, die das alles anbefohlen und durchgeführt haben, wird die Theatralik sichtbar, die arrangierte Schauerszene, die in Lidice Gestalt annimmt.

Uwe Naumann findet zu Recht, daß der Roman »Lidice« gar kein Roman ist, sondern eine Szenenfolge des Schreckens. Es ist auch keine einfache Szenenfolge, wiewohl der Dialog das annehmen läßt, sondern zur »polyperspektivischen« Darstellung gesteigert. Das setzt voraus, daß an die Stelle von Personen Masken treten, Zerrbilder der Realität. In solcher Überdimensionierung kann das Tragische komisch werden, Beispiele aus anderen Werken sind »Der falsche Nero« von Feuchtwanger oder in einem anderen Feld »Der Große Diktator« von Chaplin. Der Verfasser weist auf die Analogie in der Anlage des Brecht'schen »Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui« hin; daß das Tragische ins Komische gesteigert werden kann, hat Brecht auch in seinem »Schwejk im Dritten Reich« überzeugend gezeigt. Brecht hat den Kern des Problems genau umrissen, im »Messingkauf« heißt es: »Und jetzt schlage ich vor, zu untersuchen, wie die Unterdrücker unserer Zeit Theater spielen, nicht in ihren Theatern, sondern auf der Straße und in den Versammlungshäusern sowie in ihren Privatwohnungen. Es ist da kein Zweifel möglich, daß sich die Faschisten ganz besonders theatralisch benehmen. Sie haben einen besonderen Sinn dafür. Sie sprechen selber von Regie, und sie haben einen ganzen Haufen von Effekten direkt aus dem Theater geholt...« (98/99). Uwe Nau-

mann hat damit Brecht als Zeugen für seine These »der Faschismus als Grotteske« aufgerufen. Ob diese krasse klare Definition auf Heinrich Manns Roman übertragbar ist, wird vom Rezensenten bezweifelt. Freilich kann der Autor dem Zweifel entgegensetzen, wie Heinrich Mann selbst seine Grotteske des Faschismus begründet: »Ich war nicht geneigt, der deutschen Tyrannis über Europa entgegenzukommen und sie ernst zu nehmen. Sie ist furchtbar. Sie könnte tödlich sein. Ernst — ist sie nicht.« (170/71)

Diese ideenreiche Untersuchung im Grenzgebiet von Erzählgrotteske (zweidimensionale) und Bühnengrotteske (dreidimensional) läßt die Frage offen, warum Heinrich Manns Roman »Lidice« den Lerneffekt Brecht'scher Bühnengrotteske nicht erreicht. — Satire ist weniger als Grotteske. Bruno Frei (Wien)

Mittenzwei, Werner: Exil in der Schweiz. Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933-1945, Bd. 2, Röderberg-Verlag, Frankfurt/M. 1978 (447S., br., 4,— DM).

Der Band erscheint als erster eines umfangreichen Projektes zur »Geschichte des antifaschistischen Exils in Länderdarstellungen« (5) und entstand in Zusammenarbeit zwischen der Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Künste der DDR. Weitere Bände über das Exil in der UdSSR, in den USA, in Lateinamerika, in Skandinavien, England und Palästina sowie in Frankreich, den Niederlanden, der Tschechoslowakei und Spanien werden folgen. Alle Länderdarstellungen sind nach einer dreiteiligen Gliederung aufgebaut: Zunächst werden die wesentlichen gesellschaftlichen Bedingungen des Gastlandes im Hinblick auf den antifaschistischen Kampf der Emigranten vorgestellt, danach die verschiedenen Zentren, Treffpunkte und Gruppierungen und schließlich »herausragende(n) künstlerische oder politisch-publizistische Leistungen« (9). Diese Gliederung hat den Vorteil, individuelles Emigrantenschicksal, künstlerische Produktion und allgemeinpolitische Bedingungen des antifaschistischen Kampfes in seinen verschiedensten Schattierungen miteinander zu verknüpfen und so der Gefahr zu entgehen, das Exil entweder als Lebensform (oder gar als existenzielle Grenzsituation) zu verabsolutieren oder eine mehr allgemein-politische und von den konkreten Erfahrungen der Betroffenen abstrahierte Vorstellung des Exils zu vermitteln (vgl. B. Frei und L. Winckler in: *Das Argument* 99, 793-804).

Als Motto für den vorliegenden Band könnte dementsprechend gelten: »Die marxistische Literaturforschung hat der Psychologie des Exils bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Für das Leben eines einzelnen Menschen sind die psychischen Probleme nicht weniger wichtig als die politischen, die wirtschaftlichen.« (267) So schildert das erste Kapitel »Die Zerstörung der Illusion vom klassischen Land des Exils« (15). Hier werden zunächst die Etappen der offiziellen Schweizer Flüchtlings- und Asylpolitik dargestellt. Diese orientierte sich zunehmend an der faschistischen und antisemitischen Linie der Frontlerpartei und führte dazu, daß die Schweiz nurmehr Durchgangsland für Emigranten und nicht mehr politisches Asyl im eigentlichen Sinne ist. Dennoch existierte eine breite Front von Helfern, die entweder rein humanistisch-karitativ eingestellt oder wie die Schweizer Arbeiterbewegung eindeutig antifaschistisch motiviert waren.

Das zweite Kapitel stellt an exemplarischen Beispielen Etappen und Zentren des schweizerischen Exils dar. Für die Zeit zwischen 1933 und 1939, in der das Emigrationsproblem für die Schweiz und insbesondere für die organisierte Arbeiterbewegung zunehmend akut wurde, analysiert der Autor schwerpunktmäßig die Aktivitäten Hermann Hesses und Thomas Manns und der sie unterstützenden humanistischen Bürgerhäuser einerseits, die durch Wolfgang Langhoffs authentischen Roman »Die Moorsoldaten« wesentlich geprägte antifaschistische »Ästhetik des Widerstands« (166) andererseits. Als wesentliche Verbreitungsinstanz für antifaschistische Kunst und Literatur werden der Verlag Emil Oprecht, die Züricher Kabarets »Die Pfeffermühle« und »Corni-

chon«, das Tanz- und Musiktheater Jo Mihalys und schließlich die kommerziell orientierte Filmstoffvertriebsfirma »Thema« des Geschäftsmannes Julius Marx genannt. Aus der Inhomogenität der Ansätze zur Verbreitung der Exilkunst wird deutlich, wie groß die Verschiedenheit der Tendenzen und Methoden, wie schwierig aber ihre Publikation war. Während des 2. Weltkrieges verschärften sich die Bedingungen für die Emigranten, von denen die eindeutig kommunistisch orientierten ohnehin in der Illegalität leben und arbeiten mußten, erheblich. An einer Fülle individueller Emigrantenschicksale dokumentieren die Autoren den Weg zwischen Anpassung und Widerstand. Für die Verbreitung antifaschistischer Tendenzen ebenso wie für die psychische Stabilisierung der Emigranten spielen die kulturellen Aktivitäten in den Internierungslagern eine entscheidende Rolle. Aus das »wichtigste und eingreifendste Ereignis der politischen Emigration« (302) wird der »Bund Freies Deutschland« analysiert, der die Mehrzahl der Hitlergegner auf der Basis eines bürgerlich-demokratischen Forderungskataloges zusammenschloß und sein Sprachrohr in der Zeitschrift »Über die Grenzen« fand.

Das zentrale Thema des 3. Kapitels bildet das Züricher Schauspielhaus, das über 12 Jahre hinweg antifaschistische Künstler mit verschiedensten Erfahrungen aus den 20er Jahren vereinte und dessen Leitlinie der Humanismus der deutschen Klassik bildete. Hier vollzog sich zum einen die später von der schweizerischen Dramatik aufgenommene Aneignung der zeitgenössischen französischen und amerikanischen Dramenästhetik, zum anderen wurden die Grundlagen gelegt für die von Wolfgang Langhoff später geleitete Arbeit des Deutschen Theaters in Berlin, die »neben der des Berliner Ensembles als eigenständige Richtung sozialistisch-realistischer Theaterkunst betrachtet werden muß.« (384) Gerade an diesem letzten Abschnitt wird besonders gut deutlich, was diese Darstellung des Exils über die Rekonstruktion historischer Zusammenhänge hinaus leistet: die Grundlegung dessen, was von einem heutigen antifaschistischen Standpunkt aus kritisch anzueignen und weiterzuentwickeln ist. Claudia Albert (Berlin/West)

Jarmatz, Klaus, u.a.: Exil in der UdSSR. Röderberg Verlag, Frankfurt/M. 1979 (661 S., br., 6,50 DM).

Midell, Eike, u.a.: Exil in den USA. Röderberg Verlag, Frankfurt/M. 1979 (590 S., br., 6,50 DM).

Im Eingangskapitel von »Exil in der UdSSR« umreißen Simone Barck und Klaus Jarmatz die Haupttendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung der Sowjetunion in den 20er und 30er Jahren und die daraus resultierenden kulturpolitischen Rahmenbedingungen für die Exilierten. Aufgabe von Kunst und Literatur war die Teilnahme am sozialistischen Aufbau und die antifaschistische Sammlung im Rahmen der Volksfront, beides Forderungen des 1. Allunionskongresses sowjetischer Schriftsteller 1934. Das Hauptbetätigungsfeld deutscher Emigranten bildete die Analyse des Faschismus und der Kampf um die vom Faschismus bedrohte Literatur, die Schaffung einer antifaschistischen Kulturfront aus bürgerlich-demokratischen und sozialistischen Schriftstellern und schließlich einer Volksfrontliteratur. Auch die negativen Seiten der sowjetischen Entwicklung, die Stalinära mit ihren Verfolgungen, denen u.a. Ernst Ottwalt, Carola Neher und Hans Günther zum Opfer fielen, bleiben nicht unerwähnt.

Die folgenden Kapitel befassen sich mit den Arbeitsfeldern und herausragenden künstlerischen Leistungen des Exils. Eines der wichtigsten Arbeitsfelder waren Exilzeitschriften und -zeitungen: die »Deutsche Zentralzeitung«, die »Internationale Literatur/Deutsche Blätter« und »Das Wort«. Aus einer Vielzahl bislang nicht veröffentlichter Fakten — Briefwechselln, Erinnerungen etc. — werden Arbeitsweise und Programmatik dieser Zeitschriften rekonstruiert. Breiter Raum wird ihrer Funktion als internationales Diskussionsforum demokratischer Literatur eingeräumt.

Das anschließende Kapitel über die literarische Produktion der Sowjetverlage mit detaillierten Informationen über Titel und Auflagenhöhe antifaschistischer Literatur gehört zu den interessantesten des Bandes und verdeutlicht: In der SU stand »Exilliteratur« nicht im Abseits. So hatte Bredels »Prüfung« eine Auflage von 100.000 Exemplaren, Feuchtwangers »Geschwister Oppenheim« wurde in 50.000 Exemplaren verlegt.

Peter Diezel befaßt sich mit dem Arbeitsfeld Theater. Er gibt einen genauen Überblick über die Aktivitäten exilierter Dramatiker und Schauspieler: über Wangenheims »Deutsches Theater Kolonne Links Moskau«, das »Deutsche Kollektivistentheater Odessa«, das »Deutsche Gebietstheater Dnepropetrowsk« unter der Leitung Maxim Vallentins und das »Deutsche Staatstheater« in Engels. Deren Hauptaufgaben: politisches Theater im Dienst der Volksfront, Lehr- und Unterhaltungstheater für deutsche Minderheitengruppen.

Einen bislang kaum beachteten Aspekt der Exiltätigkeit stellt die umfangreiche Arbeit vieler Schriftsteller am Rundfunk und in Propagandaabteilungen der Roten Armee während des Krieges dar. Flugblatt- und Nachrichtenliteratur von Weinert, Erpenbeck, Friedrich Wolf und Hedda Zinner stellt in dieser Phase die einflußreichste Form antifaschistischer Literatur dar.

Der letzte Teil des Bandes befaßt sich mit herausragenden künstlerischen Leistungen des sowjetischen Exils: mit den autobiographischen Romanen Bechers, Scharrers und Bredels, mit der antifaschistischen Filmarbeit von Piscator (u. a. der Verfilmung von A. Seghers' »Aufstand der Fischer«) und schließlich mit dem umfangreichen malerischen Werk des hierzulande kaum als sozialistischen Künstler bekannten Heinrich Vogeler.

»Exil in den USA« beschreibt die Arbeits- und Lebensbedingungen antifaschistischer deutscher Künstler in einem Land, das in jeglicher Hinsicht das genaue Gegenteil der SU war: das »big business« konnte nach Belieben schalten und walten, trotz vorsichtiger kapitalistischer Reformpolitik hatte die Arbeiterbewegung kaum politischen und sozialen Spielraum. Dazu kam ein in höchstem Maße kommerzialisierte Kunstmarkt, der den Produzenten Anpassung und Unterordnung abverlangte, des weiteren eine restriktive, antikommunistisch orientierte Einwanderungspolitik. Dies dokumentiert der Verfasser des Eingangskapitels, Jürgen Schebera, am Fall Hanns Eislers, der jahrelang mit den Einwanderungsbehörden um eine Aufenthaltserlaubnis zu kämpfen hatte. Dies ist der Hauptgrund dafür, daß das US-Exil in erster Linie ein bürgerliches Exil war (mit den Ausnahmen Brecht, Eisler, Marchwiza, Heym). Döblin, H. Mann, Th. Mann, Feuchtwanger, Werfel, Vicky Baum und O.M. Graf seien hier stellvertretend für viele genannt. Ohne die gründlich dokumentierte Hilfe von privaten Initiativen, von Hilfsorganisationen wie dem »American Jewish Committee«, von Colleges und vor allem der New Yorker »New School for Social Research«, die vielen Künstlern Arbeitsverträge — eine der Voraussetzungen für die Aufenthaltsgenehmigung —, gab, wäre vielen die Einreise verwehrt geblieben. Im US-Exil hing ihr Erfolg vom Grad der Anpassung an den Bestseller-orientierten Kunstmarkt ab. Und damit die materiellen Lebensverhältnisse: Man war Erfolgsautor wie Werfel oder Remarque, oder Tellerwäscher wie Bloch.

Das zweite Kapitel stellt das politische und kulturelle Engagement der Exilierten vor. Als wichtigste kulturpolitische Organisationen werden der 1935 gegründete »Deutsch-amerikanische Kulturverband«, die 1938 entstandene »German American Writers Association« (mit O.M. Graf und Ferdinand Bruckner als Vorsitzenden) und die 1942 von Kurt Rosenfeld gegründete »German American Emergency Conference« genannt. Ihre Hauptaufgaben: die politische und kulturelle Auseinandersetzung mit dem Faschismus durch Kundgebungen, Zeitungen, Lesungen, aber vor allem durch den jährlich stattfindenden »Deutschen Tag« (1936 unter dem Motto »Frieden, Freiheit, Kultur«) zu organisieren. Eine wichtige Rolle spielten die »Deutsch-Jüdischen Klubs« in New York und Los Angeles, nicht zuletzt wegen der von ihnen herausgegebenen Exilzeitschrift

»Aufbau — Reconstruction«, Anfang der 40er Jahre mit einer wöchentlichen Auflage von 40.000. und der Rundfunksendung »We fight back«.

Den Hauptteil des Bandes beansprucht die Darstellung des künstlerischen Schaffens in den USA. Der Umfang der literarischen Produktion war zwar nicht groß — zu berücksichtigen sind hier das Fehlen von Exilverlagen und der Bestseller-orientierte Kunstmarkt —, doch entsteht hier das Spätwerk Thomas und Heinrich Manns, findet hier die »Entwicklung und Vollendung Lion Feuchtwangers als Autor historischer Romane« (USA, 209) statt, vollzieht Döblin die Wendung zum romanhaften Aufriß der deutschen Novemberrevolution, kehrt Broch mit dem »Tod des Vergil« zum Roman zurück. Hauptthemen der amerikanischen Exilliteratur waren Stoffe aus der nationalen Geschichte und der literarische Epochenrückblick (Döblin: »Novembertrilogie«, H. Mann: »Ein Zeitalter wird besichtigt«, Th. Mann: »Doktor Faustus«), waren Werke, die den Antifaschismus (Klaus Mann: »Der Vulkan«, Toller: »Pastor Hall«), Mythos und Utopie zum Inhalt hatten (Broch: »Tod des Vergil«, Th. Mann: »Joseph und seine Brüder«). — Noch stärker zeigte sich die Abhängigkeit von der Kulturindustrie bei Komponisten, Theater- und Filmschaffenden. Deutlich wird das bei den von Schebera dargestellten Entwicklungswegen der drei Brechtkomponisten Eisler, Weill und Dessau. Eisler verstand das Exil nur als Zwischenstation, die Arbeit in Hollywoods Filmindustrie war notwendiger Broterwerb, seine künstlerische Produktion für das »andere« kommende Deutschland bestimmt. Gegensätzlich dazu die Entwicklung Weills. Er bricht im US-Exil radikal mit Deutschland, auch mit der Musik, die er bis 1933 geschaffen hatte. Seiner vollkommenen Assimilation an den amerikanischen Publikumsgeschmack entsprechen seine erfolgreichen Broadway-Musicals wie »Lady in the Dark« und »Lost in the Stars«. Dessau schließlich fand im Entscheidungsprozeß Exil in der Zusammenarbeit mit Brecht den Weg zum Marxismus, zur fortschrittlichen Musik.

Die letzten Kapitel befassen sich mit dem »Exiltheater« in den USA und der antifaschistischen Filmarbeit in Hollywood. Hier finden ähnliche Entwicklungen statt wie bei Weill. An fortschrittliche Film- und Theaterarbeit aus der Weimarer Republik kann nicht mehr angeknüpft werden, die »Kunst der Anpassung« wird zum Überleben notwendig. Das zentrale Anliegen antifaschistischer Kunst im Exil war es, zum endgültigen Sieg über den Faschismus ihren spezifischen Beitrag zu leisten. Doch dieser Beitrag kann in seiner Tragweite nur in der direkten Wechselbeziehung mit den politisch-kulturellen, den gesellschaftlichen Bedingungen des entsprechenden Gastlandes analysiert und beschrieben werden. Das haben beide Bände geleistet und gehen damit weit über die bislang vorliegende Forschungsliteratur hinaus. Norbert Kortz (Tübingen)

Kunst- und Kulturwissenschaften

Schebera, Jürgen: Hanns Eisler im USA-Exil. Zu den politischen, ästhetischen und kompositorischen Positionen des Komponisten 1938 bis 1948. Akademie Verlag, Berlin (DDR) 1978 (235 S., br., 7,50 M)

Im Gegensatz zum literarischen Exil, dem inzwischen umfangreiche Untersuchungen gewidmet wurden, ist das musikalische Exil bisher relativ unbeachtet geblieben. Diese Forschungslücke bot im Falle Hanns Eislers »ultralinke(n) Kräfte(n)« (137) die Gelegenheit, Eislers Engagement für eine volkstümliche und parteiliche Musik zu diskreditieren und ihn »in seiner Verbindung zum sozialistischen Aufbau der DDR zu diffamieren« (8). Schebera bezieht die organisatorischen Probleme des Exils und die Entwicklung von Eislers kompositorischen und ästhetischen Positionen in seine Untersuchung ein. Dokumentarischen Wert gewinnt seine Arbeit durch die Wiedergabe des erstmals in deutscher Sprache erschienenen Verhörprotokolls vor dem »Ausschuß zur Untersuchung

unamerikanischer Tätigkeit« von 1947.

Die bis heute weiterwirkende Bedeutung des musikalischen Exils bei Eisler sieht der Autor vor allem darin, daß sich seine antifaschistische Haltung zu einer »Parteinahme für ein neues, demokratisches Deutschland« (14) ausprägte. Die Exilbedingungen in den USA konfrontieren Eisler mit dem Problem, eine volkstümliche und gleichzeitig auf kompositorischem Niveau qualitätvolle Musikkultur zu entwickeln, die das politische Bewußtsein der Arbeiterklasse unterstützte. Hier gelangt er vom an den Bedingungen des antifaschistischen Kampfes in Deutschland orientierten »Kampfliedstil« (103) zu Überlegungen zum Verhältnis von musikalisch avancierter Technik und den Zielen einer volkstümlichen proletarischen Musik. Am Punkte seiner Auseinandersetzung mit der spätbürgerlichen musikalischen Technik Schönbergs wird ihm oft die Zurücknahme politischer Positionen zugunsten der »Heimkehr zum Lehrer Schönberg« (107) nachgesagt. Daß Eislers theoretische und kompositorische Arbeiten im Gegenteil an einer Nutzbarmachung avancierter Kompositionstechnik für proletarische Zwecke orientiert sind, weist Schebera an einigen in den USA komponierten Liedern und der »Deutschen Sinfonie« nach, sowie an dem aus Eislers eigener Arbeit an Filmmusiken hervorgegangenen Buch »Composing for the films« (1944). Hier konfrontiert Eisler der herkömmlichen, meist nur »schön klingenden«, den Gehalt des Films übertüchenden Filmmusik ein Konzept, das politischen Standpunkt und Adressatenbezug als das Primäre sieht. Schebera analysiert als Beispiel die Musik zu dem 1942/43 in Zusammenarbeit mit Fritz Lang entstandenen Film »Hangmen also die« (89ff.). Insgesamt sieht er die politische Bedeutung des Exils für Eisler darin, daß es Tendenzen intensivierete, die vorher angelegt waren, und »in der Konfrontation mit der neuen historischen Situation zu neuen ästhetischen und künstlerischen Überlegungen führte (...), die das Schaffen ab 1949 wesentlich bestimmen« (138).

Claudia Albert (Berlin/West)

Naumann, Uwe (Hrsg.): Sammlung 2. Jahrbuch für antifaschistische Literatur und Kunst. Röderberg Verlag, Frankfurt/M. 1979 (260 S., br., 12.— DM).

Nicht nur das Spektrum der Themen, die im zweiten Band der »Sammlung« vorkommen, ist erfreulich breit, auch im Umgang mit traditionellen Tabuthemen ist eine neue Ernsthaftigkeit und Unbefangenheit zu verzeichnen. So kann etwa Peter Weiß die Veröffentlichungspolitik der DDR gegenüber seinem 1975 in der BRD erschienenen Roman »Ästhetik des Widerstands, Band 1« ironisch kommentieren: »Nach den Informationen, die ich erhalten habe, wird eine Ausgabe der 'Ästhetik' ernsthaft erwogen, obgleich vieles im Text nicht, wie es heißt, der Geschichtsschreibung der DDR entspricht« (224). So warnen etwa Jaretsky und Taubald in ihrer Untersuchung der Faschismusverarbeitung in neueren westdeutschen Romanen vor dem »penetranten Abfragen von poetischer Literatur nach politwissenschaftlich Gewußtem« und resümieren: »Bei allem Anspruch auf politische und soziologische Erkenntnis wäre es wünschenswert, wenn die kurzgriffige Suche nach dem 'Monopolkapital' im antifaschistischen Roman von linken Literaturkritikern und Rezensenten als obsolet erkannt würde« (79).

Walser sieht sich mit seiner Kritik an faschistischer Traditionsbildung bei heutigen liberalen Intellektuellen massiver Kritik ausgesetzt (134ff.). Abendroth bescheinigt ihm beispielsweise, daß er das Monopolkapital vernachlässige (136), und Carlenbach wehrt den Gedanken Walsers, daß der Faschismus »auch in uns selbst« (139) stecke, so ab: »Als antifaschistischer Widerstandskämpfer, der elf Jahre in Hitlers Gefängnissen und KZs zubringen mußte, möchte ich Martin Walser fragen, ob er eigentlich überlegt hat, was er da schreibt?« (140) Den Rezensenten zumindest hat Walsers Äußerung zum Überlegen angeregt, zum Beispiel über die Dialektik von Verfolgern und Verfolgten, die zu dem führte, was der einstige KZ-Häftling Kogon in seinem »SS-Staat« über die

Behandlung der homosexuellen Häftlinge im Lager berichtete: Diese stellten bei Transporten in Vernichtungslager »im Verhältnis zu ihrer Anzahl den höchsten Prozentsatz, da das Lager immer die verständliche Tendenz hatte, weniger wichtige und wertvolle oder als nicht wertvoll angesehene Teile abzuschieben« (Kogon: SS-Staat, 210).

Das Thema Homosexuellenverfolgung der Faschisten und der Anifaschisten, das bislang zu den gehüteten Tabus antifaschistischer Vergangenheitsbewältigung gehörte, wird von Mattenklott am Beispiel des schwulen Antifaschisten Klaus Mann erstmals beherrscht. Der Selbstmord Manns wird interpretiert als ein Nachgeben gegenüber dem damals auf Schwulen lastenden »Rechtfertigungsdruck, der von den moralischen Ansprüchen linker Politik auf das Leben des Autors ausging« (35). Diese vermeintlich moralischen Ansprüche stempelten Klaus Mann zum »Juden der Antifaschisten« (31), ein Wort, das, ähnlich wie Walsers Rede vom Faschismus, in jedem von uns, die Chance zur selbstkritischen Reflexion bietet, sofern nicht routinierter Entrüstung über so viel Ehrenrührigkeit der Vorzug gegeben wird.

Hervorzuheben aus der Fülle der lesenswerten Aufsätze ist ferner Hermands Analyse des »Arzt von Stalingrad« von Konsalik, in der jedoch allzu stark darauf abgehoben wird, daß die Bildzeitungs- und Konsalikleser lediglich wehrlose Objekte von Propaganda sind. »Man« versuche, das »Populärbewußtsein zu verseuchen« und die Leser »mit einem falschen Bewußtsein auszustatten« (39 und 41). Daß die Empfänglichkeit des Bewußtseins der Konsalikkonsumenten für derartige Seuchen in ihrem gesellschaftlichen Sein zu suchen ist und als solche zu analysieren wäre, scheint Hermand nicht bedacht zu haben. So bleibt es bei der recht hilflos wirkenden Warnung vor dem »Gefährlichen« der Konsalikschen Texte.

Erwähnt werden sollen auch die Aufsätze von Starke, Naumann, Marsen und Joachim über die Erfahrungen mit antifaschistischen Themen im Schulunterricht (166ff.).

Nicht nachvollziehbar ist mir die Aufnahme des Aufsatzes von Witte über die für die Nazis hergestellten Spielfilme Helmut Käutners ausgerechnet in ein »Jahrbuch für antifaschistische Literatur und Kunst«. Daß Käutner nicht ganz so enthemmt wie etwa Harlan oder Riefenstahl seinen glamourösen Schund für die Kinos der Nazis fabrizierte, ist für Witte Grund genug, um sich mit dem wunderbar abstrakten Wort von der ästhetischen Opposition als Weißwäscher für einen zu betätigen, der es sich unter den Nazis gut gehen ließ. Zielinski macht in seinem Vergleich zwischen Käutners »In jenen Tagen« und Staudtes »Die Mörder sind unter uns« deutlich, welches Ausmaß Käutners Unfähigkeit aufwies, seine und seiner braunen Arbeitgeber Vergangenheit zu bewältigen (124ff.). Ungebrochen und ohne Scham konnte Käutner seine Karriere als Komödienregisseur in Westdeutschland fortsetzen. Wittes Deutung der Käutnerschen Nazikomödien ist von einer Provokation nicht allzuweit entfernt, führt sie doch eine Methode der formalen Untersuchung vor, die es gestatten würde, auch in UFA-Wochenschauen und Zarah-Leander-Liedern Spuren der ästhetischen Opposition gegen den Nazifaschismus zu entdecken.
Manfred Herzer (Berlin/West)

Kracauer, Siegfried: Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films (Siegfried Kracauer, Schriften Bd. 2, hrsg. v. Karsten Witte). Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1979 (632 S., br., 40,— DM).

Es ist nicht leicht, Kracauers wohl bekannteste Arbeit heute, 33 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen in London und New York, zu besprechen. Denn schon lange vor der Publikation dieser ersten vollständigen Übersetzung in der BRD gehörte das Buch zu den Standard-Werken für jeden filmgeschichtlich und -wissenschaftlich Interessierten — auch wenn das Original bei uns nur zu Höchstpreisen in Antiquariaten zu kaufen war, und die meisten nur die völlig verstümmelte Taschenbuch-Ausgabe des Rowohlt-Verlages rezipieren konnten. Die für mich wichtigsten Gründe, eine Rezeption der

Neuausgabe unbedingt zu empfehlen, sind:

1. *Der Gegenstand Kracauers*. Die Geschichte des deutschen Films von 1895 bis 1933 ist in der Bundesrepublik noch immer kaum systematisch erforscht, vor allem bezogen auf die lange Phase des Stummfilms. Kracauer stellt für diese notwendige historische Rekonstruktion, insbesondere für die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, eine Fülle von Material und Interpretationen zur Verfügung.

2. *Der methodische Ansatz Kracauers*. Das leitende Erkenntnis-Interesse des Autors ist es, mithilfe der Filminterpretation einen Beitrag dazu zu leisten, »Hitlers Aufstieg und Machtergreifung zu begreifen« (18). Er geht davon aus, daß »die Filme einer Nation (...) ihre Mentalität unvermittelter als andere künstlerische Medien« reflektieren (11) und nennt dafür zwei gute Gründe: »Erstens sind Filme niemals das Produkt eines Individuums« (11), sondern *kollektive Werke*. »Zweitens richten sich Filme an die anonyme Menge« und befriedigen »herrschende Massenbedürfnisse« (11). Aus diesen Grundvoraussetzungen schließt Kracauer, daß die Filme jener Zeit die entscheidenden »psychologischen Dispositionen« (12) des deutschen Volkes zwischen erstem Weltkrieg und Faschismus *vermitteln*, nicht etwa platt *widerspiegeln*, wie er oft mißinterpretiert wurde. Es geht ihm also um den »Typus einer psychologischen Geschichte« (14) des deutschen Films; einen Ansatz, mit dem er in der Tat alleine in der deutschen Film-Geschichtsschreibung steht. Dabei interessieren ihn nicht besondere Formen des Genres des Spielfilms: Seine Analyse geht quer durch die unterschiedlichsten Produkte hindurch. Freilich konzentriert er sich auf die jeweiligen *Motive*, die in den Streifen zum Ausdruck kommen, und über die er den Zugang zu den massenpsychologischen Grunddispositionen sucht. Von außerordentlicher Wichtigkeit ist seine Interpretation also nicht nur in filmästhetischer Hinsicht, sondern auch im Hinblick auf die Erstellung einer Faschismus-Theorie, die den Anteil des gesellschaftlichen Subjekts am Faschisierungs-Prozeß in Deutschland nicht unter den Teppich kehrt. Kracauers Analysen helfen, die kollektiven Bewußtseinsformen zu verstehen, die *mit* zur Entstehung und Gewährung der faschistischen Herrschaft beigetragen haben. Bei der Lektüre ist aufmerksam im Hinterkopf zu behalten, daß die Interpretation auf den Aspekt der Motiv-Geschichte des deutschen Films bis 1933 konzentriert ist und dabei noch einmal diejenigen Momente herausselektiert sind, die für die Entstehung des Faschismus relevant sind. Dies hat zur Folge, daß andere wichtige Aspekte — etwa die warenästhetischen Dimensionen, ökonomischen Eigenarren, filmpolitischen Bedingungen, etc. — vernachlässigt werden oder gar wegfallen. Sie sind vom Leser analytisch zu ergänzen. Ich habe dabei die Erfahrung gemacht, daß diese notwendigen Ergänzungen bei einzelnen Filmen durchaus zu Kollisionen mit den Kracauerschen Positionen führen, allerdings zu sehr produktiven. — Das Buch enthält nicht nur den vollständigen Text der Arbeit zum vorfaschistischen Film, sondern auch die Studie »Propaganda und der Nazi-Kriegsfilmm« (Anhang 1), die Kracauer 1942 im US-amerikanischen Exil anfertigte. Er setzt sich hier mit filmischen Materialien auseinander, »die eigens produziert wurden, um Nazi-Deutschlands Anstrengung zum totalen Krieg anzuheizen« (322). Für Kracauer sind dies die Kriegswochenschauen sowie die »Feldzugsfilme von Spielfilmlänge« (322) (»Feuertaufe«, »Sieg im Westen«). Diese Spezifizierung des Propaganda-Begriffes ist sehr wichtig. Denn die bis heute bei uns noch weit verbreitete Dichotomie von Unterhaltung und Propaganda war Kracauer schon damals fremd: »Sicher waren alle Nazi-filme mehr oder weniger Propagandafilme — sogar die reinen Unterhaltungsfilme, die mit Politik scheinbar gar nichts zu tun hatten.« (322) Zu Unrecht bisher kaum beachtet wurde das Modell einer »Strukturanalyse« für Spielfilme, das diese Studie enthält. Es erscheint mir durchaus weiterentwickelbar und über den Kriegsfilmm des Faschismus hinaus verallgemeinerungsfähig.

3. *Die editorische Arbeit Wittes*. Die Wartezeit auf das in den letzten Jahren immer

wieder angekündigte Buch hat sich gelohnt. Übersetzer (zusammen mit Ruth Baumgarten) und Herausgeber Karsten Witte hat den Primärtext mit einer Reihe von Ergänzungen bereichert. Ein Anhang 2 enthält sämtliche Filmkritiken, die Kracauer bis Mai 1939 vornehmlich in der »Frankfurter Zeitung« veröffentlicht hat. Die ohnehin schon ausführliche Bibliographie Kracauers wurde noch durch eine »Nachtragsbibliographie« des Herausgebers vervollständigt, die Arbeiten zum Gegenstand berücksichtigt, welche nach 1945 erschienen sind. In einem Nachwort setzt sich Witte außerdem mit der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Buches auseinander. Eine abschließende Bibliographie zur bisherigen publizistischen Rezeption der Kracauer-Studie macht deutlich, welchen Stellenwert das Buch bereits für die filmgeschichtliche Auseinandersetzung einnimmt.

Ein wenig zu vorsichtig sind für mich die Übersetzer mit der Sprache des englischen Originals umgegangen. Die streng wörtliche Transkription wirkt stellenweise hölzern. Dies macht sich insbesondere bei den bilder- und metaphorreichen Interpretationen Kracauers bemerkbar. Da ging wohl die Achtung vor der filmhistorischen Autorität des Autors zu weit. Bedauerlich ist auch die mäßige Qualität der Abbildungen, die hinter die des Originals zurückfällt. Das ist bei den heutigen technischen Möglichkeiten der Reproduktion (und dem recht hohen Verkaufspreis) nicht nötig.

Siegfried Zielinski (Berlin/West)

Soziologie

Albert, H., und K.H. Stapf (Hrsg.): *Theorie und Erfahrung. Beiträge zur Grundlagenproblematik der Sozialwissenschaften*. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1979 (382 S., Ln., 38,— DM).

Der vorliegende Sammelband enthält die Beiträge eines »interdisziplinären Symposiums zu Grundproblemen der Sozialwissenschaften.« Nach über 15 Jahren »Positivismusstreit« ist diese Neuauflage einer sozialwissenschaftlichen Methodendiskussion bemerkenswert einverständlich auf die Sprachspiele der »positivistischen« Positionen eingeschränkt. Die Herausgeber nehmen allerdings unter dem Titel eines sozialwissenschaftlichen »Kritizismus« Bezug auf den Gegenspieler »Kritische Gesellschaftstheorie« und versuchen, die in den Texten durchaus unterschiedlichen Ansätze (analytische Handlungsphilosophie, heuristische Hermeneutik, Paradimentheorie u.a.) auf eine gemeinsame Opposition gegen die »antirealistischen Strömungen des neueren philosophischen Denkens« (10) einzustimmen. Die hier wirksamen Suggestionen Heideggers und Wittgensteins (!) machen es ihrer Auffassung nach notwendig, die ältere Konfrontation »Positivismus oder Kritische Gesellschaftstheorie« durch die neue Formel »Kritizismus oder Hermeneutik« zu ersetzen. Am interessantesten an der »neuen« Demarkation ist vielleicht die Tatsache, daß allgemein die sterile Verbotlogik des älteren Verifikationsprinzips durch eine eigentümliche Konzession aufgebrochen ist: durch die Einführung von »Metaphysik« als »heuristischem Prinzip« der Sozialwissenschaften. Nun ist bekannt, daß die neuere Wissenschaftslogik (seit Stegmüller) im *Auffinden* wissenschaftlicher Zusammenhänge (»context of discovery«) hermeneutische Gesichtspunkte zuläßt, ohne freilich die *Begründung* dieser Zusammenhänge (»context of justification«) anders als im Rahmen logisch-positivistischer Normen sich vorstellen zu können. In den vorliegenden Texten ist diese »moderne« Verschiebung des Verhältnisses von hermeneutischem »Entdecken« und logischem »Begründen« als Neufassung des Verhältnisses von »Metaphysik« und »Wissenschaft« von besonderer Bedeutung: Sie ist gegen einen *Universalitätsanspruch* der Hermeneutik gerichtet, der nun anstelle einer »Kritischen Gesellschaftstheorie« als Einflußbahn metaphysischer Ideen identifiziert

wird: Der »Kritizismus« erhebt hier auf merkwürdige Weise einen metaphysischen Exorzismus der Metaphysik zum sozialwissenschaftlichen Programm. Als zweiter Punkt dieses Programms kann eine ebenfalls gegen den Universalitätsanspruch der Hermeneutik geplante Rehabilitierung eines sozialwissenschaftlich gehaltvollen Begriffs der Korrespondenzwahrheit angegeben werden. Für »szientistisch« denkende Sozialwissenschaftler ist natürlich die Idee einer Konsensustheorie der Wahrheit (wie sie eine sozialwissenschaftlich reformulierte Hermeneutik entwirft) gänzlich unannehmbar. Im Gegenteil: Einer auf der Sprachspielthese gegründeten Sozialwissenschaft (in der Wittgenstein-Nachfolge von Winch bis Habermas) werden gerade die »kontraproduktiven« Defizite »bloßer Emanzipationswissenschaft« vorgehalten. Demgegenüber soll eine nach emanzipatorischem Überschwang ernüchterte Sozialwissenschaft zur »klassischen Wahrheitstheorie« (der der Korrespondenz) zurückkehren. Beide Momente, die heuristische Einsetzung der »Metaphysik« als Form der Metaphysikkritik und die Einsetzung des korrespondenztheoretischen Wahrheitsbegriffs als Form der Kritik emanzipatorischer Sozialwissenschaft, muß man eigentlich im Auge behalten, will man interne Muster einer sozialwissenschaftlichen Tendenzwende verstehen lernen. Erklärtes Ziel der Herausgeber ist es, das »strenge theoretische Denken verbunden mit exakter empirischer Forschung« gegen die »Lockungen (!) der philosophischen Hermeneutik« (11) wieder einzusetzen. Soviel Bußfertigkeit gegenüber den verderbten Sozialwissenschaften ist natürlich nicht unpolitisch; sie wird vor allem auch den »produktiv« orientierten Sozialwissenschaftler auf Dauer nicht vor dem politischen Selbstverständnis seiner Praxis schützen können.

Dieter Hirschfeld (Berlin/West)

Müller, Ursula: Reflexive Soziologie und empirische Sozialforschung. Untersuchungen der Sozialforschungsstelle Dortmund. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1979 (162 S., br., 28, DM).

Die Autorin fragt, wie empirische Sozialforschung und ihre Methodologie das Problem der Reflexivität behandeln (können). Mit »Reflexivität« ist der Tatbestand gemeint, daß gesellschaftliche Sachverhalte nicht nur Forschungsgegenstand der Soziologie sind, sondern daß Soziologie selbst ihrem Forschungsgegenstand in bestimmter Weise angehört. »Traditionelle« Sozialforschung, Ethnomethodologie, Aktionsforschung und Marxsche Theorie werden danach befragt, welche Konsequenzen sie in ihrer jeweiligen Methodologie und Forschungspraxis daraus ziehen. — Müller sieht die traditionelle Sozialforschung durch folgende Merkmale charakterisiert: a) Festhalten am Postulat der Einheitswissenschaft, b) Verpflichtung auf das Hempel-Oppenheim-Schema deduktiv-nomologischer Erklärung, c) strikte Trennung von Gewinnungs-, Begründungs- und Verwendungszusammenhang. Dieser soziologischen Richtung wird bescheinigt, daß sie das Problem der Reflexivität weitgehend verdrängt, was sich in der Divergenz zwischen methodologischen Postulaten und tatsächlichen Vorgehensweisen in der Forschungspraxis niederschläge. Insbesondere bemängelt die Autorin, daß statt fundierter Theorie »unreflektierter Common-sense« die Definition der Untersuchungsfrage, Konstitution des Forschungsgegenstandes und Auswahl der relevanten Erklärungsvariablen anleite, daß wenig Sorgfalt auf die Begründung der Kompatibilität von Konstrukt und Methode gerichtet und schließlich die Relevanz der Daten und Ergebnisse für potentielle Adressaten nicht hinlänglich berücksichtigt werde. Der Autorin gelingt es, derartige (freilich durchaus nicht erstmalig entdeckte) Probleme und Mängel klar darzustellen. Inwieweit sich die konstatierten Schwächen notwendigerweise aus den Postulaten ergeben, die die traditionelle Sozialforschung kennzeichnen sollen, wird nicht deutlich.

Die Ethnomethodologie bestimmt die Reflexivitätsproblematik ausdrücklich als Ausgangspunkt ihrer methodischen Überlegungen: Sozialforschung ist nur deshalb mög-

lich, weil ihre Alltagspraxis strukturelle Ähnlichkeit zur Alltagspraxis des »Mannes auf der Straße« aufweist; gesellschaftliche Realität ist das Produkt der Sinndeutung aller Handelnden im Alltagsleben; ihren inhärenten Konstitutionskriterien sind die empirischen Forschungsmethoden anzupassen, mit denen der Soziologe immer auch in diese Realität eingreift — ein Eingriff, der selbst zum Untersuchungsgegenstand zu machen ist. Daraus ergibt sich eine methodische Präferenz für teilnehmende Beobachtung. Die Diskussion der Grundlagenarbeit von Cicourel (Methode und Messung in der Soziologie) macht jedoch ein Dilemma deutlich: Eine Theorie von Alltagswissen und Interaktion erscheint als Voraussetzung zur Lösung der Meßprobleme in der Soziologie; wie aber soll diese Theorie empirisch fundiert entwickelt werden, ohne daß die meßtheoretischen Probleme zuvor gelöst sind? Die positiv vermerkte Einsicht in die reflexive Struktur ist in der Ethnomethodologie mit dem meta-theoretischen Manko verbunden, keine theoretischen Vorstellungen explizieren zu können über gesellschaftliche Realität, soweit sie »unabhängig von den Sinndeutungen der Gesellschaftsmitglieder besteht« (112).

Die Aktionsforschung berücksichtigt das Reflexivitätsproblem insofern, als sie Sozialforschung ausdrücklich als Bestandteil gesellschaftlicher Praxis begreift, deren Ziel es ist, die Handlungsmöglichkeiten der von der Forschung Betroffenen zu verbessern. Bei diesem Bemühen beobachtet die Autorin eine fatale Vernachlässigung theoretischer Reflexion. »eine mehrfach reduzierte Interpretation des Status von Theorie« (102), die den Forscher schließlich dazu führe, seine Theorie der Praxis unterzuordnen. — Nachdem drei soziologische Forschungsrichtungen kritisch durchleuchtet und deren Lösungsvorstellungen in wesentlichen Punkten verworfen worden sind, wartet man im Abschnitt über »Marxsche Theorie und empirische Sozialforschung« gespannt auf Alternativen. Es folgt aber lediglich ein Kurzreferat über einige sehr allgemeine Überlegungen, die von J. Ritsert u. a. angestellt worden sind und die im wesentlichen um die Frage kreisen, inwieweit die Marxsche Theorie (für die der Kuhnsche Paradigma-Begriff in Anspruch genommen wird) forschungsanleitend oder gar empirisch überprüfbar sein kann. Für die Frage nach der forschungspraktischen Lösung der Meßproblematik und nach den adäquaten Methoden der Datenerhebung und -analyse bietet Müllers Arbeit jedoch keine neuen Vorschläge. Welcher Typus von Forschungsmethoden der Marxschen Theorie angemessen sei, werfe Probleme auf, deren Erörterung über den Rahmen der vorliegenden Arbeit hinausgehe. Es fällt jedoch zunehmend schwer, solche weiterführenden Erörterungen zu vermissen, die über die Darstellung gesellschaftstheoretischer Aspekte der Reflexivität und der darauf bezogenen methodologischen Grundsätze hinaus sich auf eine detaillierte wissenschaftslogische Analyse alternativer Forschungsmethoden einlassen.

Helmut Thome (Berlin/West)

Gerdas, Klaus (Hrsg.): Explorative Sozialforschung. Einführende Beiträge aus »Natural Sociology« und Feldforschung in den USA. Enke Verlag, Stuttgart 1979 (183 S., br., 32.— DM).

In seiner kurzen, angenehm unpräzisen Einführung stellt der Herausgeber fest, worum es bei der »Explorativen Sozialforschung« geht: um die Frage, »wie der Forscher eigentlich zu sinnvollen Vorstellungen, Einsichten und Hypothesen über den untersuchten Sozialbereich kommen kann« (1). »Explorative Sozialforschung« beruht auf der Einsicht, die insbesondere in der Tradition der interaktionistisch und an Sozialproblemen orientierten Chikagoer Schule formuliert und in vielen Varianten von Feldforschung praktiziert worden ist, daß eine soziologische Forschungsstrategie nicht fruchtbar ist, die lediglich darauf aus ist, »beliebige« Hypothesen zu testen; daß es vielmehr nötig ist, Konzepte und Hypothesen systematisch zu entwickeln, die sich auf den unmittelbaren Kontakt des Forschers mit dem untersuchten sozialen Wirklichkeitsbereich

stützen können. Auch hierzulande gewinnt diese Einsicht zunehmend Anhänger, wobei dann oft ein unfruchtbarer Streit über »qualitative« versus »quantitative« Methoden ausgetragen wird, als ob quantitative Methoden nur hypothesentestend, nicht auch explorativ eingesetzt werden könnten und als ob die Praxis der Exploration das Testen überflüssig mache oder die logische Differenz zwischen beiden aufhebe. Demgegenüber stellt Gerdes unmißverständlich fest: »Theorien und Hypothesen müssen mit allen erdenklichen Mitteln geprüft werden...« (3).

Die programmatischen Arbeiten von Filstead, Blumer und Glaser/Strauss, die auszugsweise präsentiert werden, fallen gelegentlich in diese falschen Frontstellungen zurück, vermitteln aber einen guten Überblick über Argumente und Zielvorstellungen für eine explorative Sozialforschung. Dem programmatischen Teil folgen acht weitere Texte über »Einstiegsprobleme« sowie »Datensammlung und -analyse«, die bis auf einen alle aus dem Englischen übersetzt sind. Sie dürften vor allem für den Forschungspraktiker von Interesse sein, weil sie Erfahrungen wiedergeben und Strategien vorschlagen, derer er sich bei der eigenen Arbeit bedienen kann: Wie verschafft man sich Zugang und wie verhält man sich beobachtend in sozialen Gruppen, denen man nicht selber angehört und deren (Sub-)Kultur einem fremd ist; wie sammelt und registriert man seine Beobachtungen; wie geht man vor, wenn es gilt, den dicken Stapel von Beobachtungsberichten und Notizen auszuwerten, Konzepte und Hypothesen zu entwickeln? — Der Herausgeber hat es mit einer Ausnahme (dem Aufsatz von Herbert Blumer) vermieden, Texte nochmals vorzulegen, die bereits in den Sammelbänden der Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit) oder bei Weingarten/Sack/Schenkein (Ethnomethodologie) erschienen sind. Vor dem Hintergrund einer in den letzten Jahren breiter gewordenen Diskussion sozialwissenschaftlicher Methoden, die forschungspraktische Probleme oft vernachlässigt hat, bietet der vorliegende Band eine nützliche Einführung in die explorativen Methoden der Soziologie, wenn auch anzumerken ist, daß in den USA umfassendere Informationen in weniger teuren Studienbüchern zugänglich gemacht worden sind.

Helmut Thome (Berlin/West)

Hopf, Christel, und Elmar Weingarten (Hrsg.): *Qualitative Sozialforschung*. Klett-Cotta-Verlag, Stuttgart 1979 (255 S., br., 28,— DM).

»Seit Beginn der 70er Jahre gibt es in der Bundesrepublik eine wachsende Zahl qualitativ arbeitender Projekte.« (11) Formal ein Gegenbegriff zu quantitativer Empirie, zeichnet sich qualitative Sozialforschung aus durch die Verwendung »offener Verfahren« wie Feldbeobachtung, Gruppendiskussion, Interviews mit offenen Fragen oder Dokumentenanalyse. Nicht das Fehlen jeglicher Quantifizierung, sondern der weitgehende Verzicht auf die Verwendung standardisierter Techniken wie Einstellungs- oder Intelligenzskalen oder »fertige« Beobachtungs- und Befragungsschemata ist entscheidendes Merkmal (13-15). Die knapp und präzise geschriebene Einleitung von Christel Hopf »Soziologie und qualitative Sozialforschung« (11-37) — die gegenwärtig klarste Übersicht zum Thema — macht die Vielfalt der »weichen« empirischen Verfahren durchschaubar. Mit wenigen Sätzen charakterisiert sie die wesentlichen Probleme: »Verallgemeinernde Aussagen, die über die untersuchten Bereiche hinausgehen, sind theoretisch zu begründen... mit Argumenten der Statistik können sie nicht begründet werden.« »Es wird versucht, 'widerständige', nicht selektive Daten zu produzieren.« »Konstitutiv für qualitative Forschung sind also die enge Wechselbeziehung zwischen theoretischem Vorverständnis und empirischem Material und das Verfahren einer sich schrittweise vortastenden Klärung und Revision von Begriffen, Interpretationen und theoretischen Annahmen.« (15, 28f.)

Auf den ersten Blick scheint es, als habe sich die Methodenkritik der späten sechziger

Jahre durchgesetzt, in der statistisch ausgefeilte Empirie als Vehikel der Reduktion gesellschaftlicher Totalität gebrandmarkt und die Rolle des »Befragten« als Objekt perfekter Wissenschaftsmaschinerie beschrieben wurde. Der von den Soziologen Hopf und Weingarten herausgegebene Band erñüchert den auf emanzipatorische Sozialforschung hoffenden Leser (der sich mit vorliegenden Handlungsforschungskonzepten nicht begnügt) ebenso wie er in der Tradition qualitativer Forschung Methoden und Kriterien identifiziert, die den Subjektwert der Beteiligten möglichst unangetastet lassen. Er enthält sieben Beiträge aus der US-amerikanischen Diskussion zwischen 1945 und 1965, deren Autoren meist prominente mainstream-Soziologen sind. Der Band zeigt, wozu die Rückbesinnung auf die damals geführten Debatten nützen kann. Er dokumentiert, daß längst vor der Ersetzung von Gedächtnisprotokollen und Beobachtung durch Tonband- und Videoaufnahmen die Fragen »nach dem Beitrag qualitativer Forschung zu einer angemessenen soziologischen Deskription«, nach ihrer Leistung »für ein hermeneutisches Verstehen« und nach ihrem Beitrag »zur Hypothesen- und Theoriebildung« in einer Gründlichkeit diskutiert wurden, von der laufende Projekte profitieren können (13). Die beiden wichtigsten Beiträge sind der Trendbericht von Barton und *Lazarsfeld* (41-89) und die Überlegungen zu »teilnehmender Beobachtung« von *Becker* und Geer (139-166). Hier wird dargelegt, wie »ein prozeßhaftes Geschehen« durchschaubar gemacht werden kann (am Beispiel von *Whytes* Cornerville-Studien) und wie Alltagsbeobachtungen in Trendtheorien wie die von *Mills* über den Zusammenhang von Urbanisierung, Geschmacksstandardisierung und Statusunsicherheit münden (67, 83ff.). Hier werden die verschiedenen Stadien der Feldforschung von der Exploration und Problembeschreibung über eine »quasi-statistische« Häufigkeitsprüfung bis zur Konstruktion von Modellen sozialer Systeme und zur Deutung von handlungsleitenden »Gruppenorientierungen« vorgestellt (144ff., 152ff.). Von den übrigen Beiträgen ist interessant der Versuch von Zelditch, soziale Probleme und die zu ihrer Analyse geeigneten Methoden zusammenzustellen (Schema S. 135). Eher zur Dokumentation der gelegentlich sehr hoch geschraubten Erwartungen an qualitative Forschung taugt der Aufsatz von Glaser und *Strauss* »Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie« (91-111), die gegen eine deduktive Strategie argumentieren und den Hypothesen eine Chance lassen wollen, »von sich aus in Erscheinung zu treten« (111, Anm. 31). Die im engeren Sinne methodologischen Artikel von *Merton* und Kendall »Das fokussierte Interview« (171-204) und von Richardson, Dohrenwend und Klein »Die Suggestivfrage« (205-231) sind eher als Spezialprobleme, die auch in aktueller Methodenliteratur verhandelt werden, von Interesse. Resümee: Mindestens die Einleitung ist Pflichtlektüre für jeden, der sich mit Alternativen zur statistischen Großforschung befaßt.

Traugott Schöfthaler (Berlin/West)

Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1979 (439 S., br., 62,— DM).

Der Sammelband vereinigt 19 Beiträge eines Forschungskolloquiums, das 1977 an der Universität Essen stattfand. Anspruch der Tagung war es, verschiedene mit der Erarbeitung qualitativer Datenerhebungs- und -auswertungsverfahren befaßte Forschungsvorhaben in den Sozialwissenschaften zu konfrontieren und eine Methodendiskussion in Gang zu setzen. Die Aufsätze des Bandes sind nach drei Abteilungen gegliedert, deren erste mit »Die Erzeugung und Durchsetzung institutioneller Perspektiven und Handlungsabläufe gegenüber Betroffenen« überschrieben ist. Wie Richter im Strafprozeß und Polizeibeamte in der Vernehmung ihre Kontrolle über die »externen« Verfahrensfolgen kommunikativ einsetzen, mittels welcher »Aushandlungszüge« die Äußerungen der Betroffenen in verfahrens- und entscheidungsrelevante Bahnen gelenkt

werden, analysieren die Beiträge von *Schmitz* und *Schumann*. Ob hier freilich das praktische Forschungsinteresse vorherrscht, die Position der Verfahrensoffer zu stärken (wie man das etwa aus einschlägigen Arbeiten von *Brusten* und *Schütze* kennt), oder Interesse an der Effektivität der Verfahren, bleibt undurchsichtig. Eine (sprech-) handlungstheoretische Untersuchung von Situationen instrumenteller Instruktion bzw. praktischer Bedeutungsübertragung im Kindergarten bietet der Beitrag von *Giesecke*. Den übrigen drei Aufsätzen der ersten Abteilung ist gemeinsam, daß sie Funktion und Aufbau narrativer Sequenzen in institutionellen Zusammenhängen behandeln: erzählende Darstellung von Arbeitsplatz Erfahrungen ausländischer Arbeitnehmer (*Dittmar/Thielecke*); die beziehungsdefinierende Funktion von Erzählungen in Beratungsgesprächen auf dem Sozialamt (*Quasthoff*); die Rekonstruktion alltäglicher Wissens- und Orientierungsmuster von Obdachlosen aus deren Erzählungen (*Riemann*). Es stimmt bedenklich, daß — besonders in der letztgenannten Arbeit — die Ergebnisse mit denen der »normativ«-sozialwissenschaftlichen Forschung umstandslos zur Deckung kommen.

Unter den Beiträgen der zweiten Abteilung, die der »Rekonstruktion von Handlungsabläufen bei Klienten psychotherapeutischer Institutionen« gewidmet ist, verdienen besonders die Untersuchungen von *Hildenbrand* und *Pollner/Wikler* Erwähnung. Erstere beschreibt anhand einer Einzelfallstudie den pathologischen Orientierungs- und Kompetenzverlust, welcher aus der Verstrickung des 'Opfers' in ein hermetisches Familienmilieu folgt, was schließlich psychische Krankheit als einzige Distanzierungsmöglichkeit zuläßt; letztere beschreibt die kognitiv-interpretierende Arbeit, die zur Stützung und Reproduktion einer familiären Beziehung(wahn)welt geleistet werden muß.

Im dritten Abschnitt (»Zur Problematik sozialwissenschaftlich-hermeneutischer Verfahren«) findet die eigentliche Methoden- und Grundlegendiskussion statt. Beherrschende Themen sind: Der methodologische Status sozialwissenschaftlicher »Daten« sowie die Beziehungen und Unterschiede zwischen alltäglicher und wissenschaftlicher Interpretation. Durchgehend werden sozialwissenschaftliche Daten als »Texte« (da notwendig zeichenhaft repräsentiert und interpretiert; *Soeffner*) aufgefaßt. Eine Ausnahme machen hier *Eblich/Rehbein*, die die Rolle sprachlicher Handlungsmuster innerhalb gesellschaftlicher Tätigkeitsabläufe theoretisch einordnen. Von Umfang und Gehalt am gewichtigsten unter den verbleibenden Beiträgen ist der von *Oevermann* u. a., die — radikaler als *Soeffner* — auf der Erkennbarkeit und Objektivität der in Handlungsbeziehungen realisierten Bedeutungen insistieren, denen die Motive, Intentionen und Selbsteutungen der Akteure auf objektive Eigenschaften der Handlungsgefüge hindeuten, in welchen die Akteure sozialisiert werden und sich späterhin bewegen. Den Unterschied zwischen alltäglicher und wissenschaftlicher Interpretation sehen die Autoren — ähnlich wie *Soeffner* — darin, daß die erstere verkürzt, zielbezogen und unter Handlungsdruck stattfindet, während die letztere alle Perspektiven ihres Gegenstandes methodisch elaborieren, aneinander und am Text kontrollieren muß. Darin liegt zweifellos die Gefahr und Versuchung, den Akteur als bloß pragmatisch verkürzten Sozialwissenschaftler zu etablieren. Mit Problemen literaturwissenschaftlicher Rezeptionsforschung befassen sich die Beiträge von *Eggert/Rutschky* und *Ter-Nedden*. Beide setzen die Diskussion über *Hillmanns* »Rezeptionsexperiment« mit *Brechts* *Keuner-Geschichte* »Das Wiedersehen« fort.

Qualität und Lesbarkeit der Beiträge sind naturgemäß recht unterschiedlich. Die Spannweite reicht von der blauäugigen Präsentation eines Bündels von Trivialhypothesen (»Frauen stellen sich anders (!) dar als Männer«; *Wodak-Leodolter*) über peinliche Starallüren (unverdaulich, großkötzig und gehaltlos reiht *Hess-Lüttich* frisch erfundene Fremdwörter; möge er sein einziger Leser bleiben) zu interessanten und sachhaltigen Texten.

Clemens Knobloch (Bonn)

Paul, Sigrid: *Begegnungen. Zur Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie, Soziologie, Psychologie.* 2 Bde. Klaus Renner Verlag, Hohenschäftlarn 1979 (XXI, 413 u. 541 S., br., 80.— DM).

Das fast 1000seitige Werk — eine Habilitationsschrift aus Salzburg — ist eine Fundgrube für alle diejenigen, die sich für die Geschichte der Entstehung und Verwertung persönlicher Dokumente in der Soziologie, Psychologie, Ethnologie und Kulturanthropologie interessieren. Es präsentiert, gelegentlich durch eine Überblicksthese gebündelt, Inhalt, Methode, Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der wichtigsten Individualstudien aus diesen Disziplinen. Wer einen Beitrag zum Methodenstreit um quantitative und qualitative Forschung erwartet, wird nicht befriedigt; eine Anleitung zur Verwendung persönlicher Dokumente für die Sozialforschung im weitesten Sinne wird von der Autorin nicht angestrebt (XIX). Das Werk enthält eine nach Kapiteln geordnete Bibliografie mit etwa 2000 Titeln (I, 365-413; II, 463-527). Trotz der gründlichen Arbeit der Autorin ist es allerdings nicht immer ratsam, Literaturangaben ohne Prüfung zu übernehmen: Z.B. ist die im Text noch vermißte Neuauflage von Thomas und Znaniecki (I, 174) schon 1974 erschienen; Thrashers Studie über Chicago-Gangs wurde 1936 nicht »erweitert«, sondern revidiert neu herausgebracht (I, 395); der Parin-Studie von 1963 (II, 513) folgte 1971 eine für das Gesamtverständnis wichtige zweite ethno-psychoanalytische Untersuchung aus Westafrika.

Der Entstehungsprozeß vieler der bibliografierten Werke wird im Text genau nachgezeichnet; konsequent liefert die Autorin auch die Biografien, insbesondere die beruflichen und politischen Karrieren der Forscher mit. Ein Beispiel: W.I. Thomas mußte 1918 die Universität von Chicago verlassen, weil er angeblich durch die Wahl seines Forschungsfeldes »Prostituierten-Saloons« das Ansehen der Universität gefährdete. Vermutlich habe jedoch der Angriff seiner Frau und deren antinationalistische Arbeit in der Friedensbewegung gegolten (I, 163). Oder die Geschichte von Nels Anderson, der, bevor er die Soziologie des wohnsitzlosen Menschen verfaßte, selbst ein »Hobo« (Gelegenheitsarbeiter, der illegal mit dem Güterzug herumreist) war (I, 239ff.); oder politische Aktivitäten, die in umfangreiche Forschungsarbeiten mündeten, Protektion und Geldvergaben... Damit wird der Schein akademischer Isolation durchbrochen; Person und Werk fügen sich zusammen.

Kapitel I zur Vor- und Frühgeschichte biografischer Forschung von der Antike bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts (I, 3-150) belegt die These der Autorin, die überkommene Bindung schriftlicher Überlieferung an die Mächtigen und deren Institutionen sei die Ursache für die undifferenzierte Unterscheidung von »führenden Persönlichkeiten« und »Massen« in den ersten Jahrzehnten völkerpsychologischer und kulturanthropologischer Forschung. Kapitel II »Zur Geschichte persönlicher Dokumente in der Soziologie« (I, 151-283) wird durch die These eingeführt, »umfassender sozio-kultureller Wandel« sei die wesentliche Voraussetzung für das Aufkommen einer biografischen Forschung, die sich des Schicksals von Einzelpersönlichkeiten innerhalb der zuvor global betrachteten Massen annimmt. Da sich Polen und die U.S.A. zu Zentren der neuen Forschungsrichtung entwickelten, ist diese Annahme plausibel (I, 156-158). Leider verschwimmt die These durch teilweise Psychologisierung der Forschermotive (»Menschen zur Selbstbestimmung anregen«, sich »mit Anteilnahme und einer gewissen Wärme (den) ... Mitmenschen zuwenden«, I, 155). Der klassischen Arbeit von *Thomas* und *Znaniecki* »The Polish Peasant in Europe and America« (von 1918-1920 in fünf Bänden erschienen) sind mit Recht fast siebenzig Seiten gewidmet (I, 159-226). Hier finden sich gründliche Informationen über Autoren, Zugänglichkeit, Theorie, Methode, Herkunft und Erwerb der Quellen und die Kritik der Fachkollegen an dem Werk, das zwangsläufig den gewaltigen Anspruch, die nationalen und wirtschaftlichen Umwälzungen in Polen und die Stellung polnischer Einwanderer in den U.S.A. zugleich erklären zu wollen,

nicht durch Formulierung theoretisch und empirisch eindeutiger Thesen einlösen konnte. Innerhalb der Darstellung amerikanischer Soziologie (I, 227-283) nehmen die im Gefolge der Kritik an Thomas und Znaniecki begrenzteren Studien der Chicago-Schule über Großstadt, Familie, Emigranten, Neger, Jugendkriminalität und Bandenwesen den größten Raum ein, da sie zur Entwicklung der heute *symbolisch-interaktionistisch* genannten Theorien führten. In der Zusammenfassung zur biografischen Methode in der soziologischen Forschung (I, 276-283) werden die wichtigsten Positionen des Social Science Research Council vorgestellt: Innovation für den Forschungsprozeß, Hypothesengenerierung am empirischen Material, Verifizierung von Hypothesen und Validierung von Begriffsschemata, Illustration für bestehende Theorien und nicht zuletzt die Position von H.S. Becker: die biografische Methode als eine Methode der Analyse von Handlungsverläufen und die Funktion der biografischen Methode als Wissenssoziologie (I, 281-283). — In dem Exkurs »Persönliche Dokumente von Sklaven, Exsklaven und deren Nachkommen« (I, 285-300) werden Forschungsmaterialien vorgestellt, welche bisher nur sparsam ausgewertet worden sind. — Daß die vielen Arbeiterbiografien (von Rehbein bis Bebel) und die anderen Skizzen zum Alltag der Arbeiterklasse in Deutschland (von Göhres »teilnehmender Beobachtung« bis zu Levensteins Fragebogen- und Briefaktion) wesentlich durch die *soziale Bewegung* und kaum durch die *akademische Soziologie* getragen wurden, zeigt der Abschnitt »Persönliche Dokumente deutscher Arbeiter« (I, 301-333). So können neuere wissenschaftliche Interpretationen mit Kategorien wie »kollektive Deutungsmuster« (Osterland) oder proletarische »zweite Kultur« (Emmerich) erst sehr rudimentäre Erklärungsansätze bieten (I, 330-333).

Band II beginnt mit der Geschichte der persönlichen Dokumente in der Psychologie (II, 3-132). Hierin werden Arbeiten zur Religionspsychologie, Entwicklungspsychologie, der Lebenslaufforschung, Psychopathologie und Psychiatrie, die Arbeiten S. Freuds und späterer Psychoanalytiker (Kardiner, Thomas, Fromm), Kriminalpsychologie, Verarbeitung politischer Krisen, Vorurteilsforschung und Kleingruppenforschung vorgestellt. Ein besonderes Kapitel (II, 119-132) ist der Arbeit von J.F. Dollard »Criteria for the Life History« gewidmet, einem theoretischen Leitfaden zur Analyse der Entwicklung eines Individuums in einem kulturellen Milieu.

Persönliche Dokumente von Augenzeugen und Opfern des Alltags in den afrikanischen Kolonien, im ökonomisch ausgepreßten Lateinamerika und Asien und im Konflikt zwischen Ureinwohnern und Siedlern in den U.S.A. und in Australien werden in dem der Ethnologie und Kulturanthropologie gewidmeten vierten Kapitel (II, 149-417) dargestellt. Leider fehlt hier eine einheitliche Strukturierung: Unter einer Grobgliederung nach nationaler Herkunft der Forscher folgt die Autorin meist regionalen und ethnischen Ordnungskriterien, selten einer Problemsystematik. Meist wird das Material recht assoziativ und deskriptiv dargeboten. So im Abschnitt über die deutschsprachige Forschung (II, 153-190): Nur gelegentlich äußert sich die Autorin selbst: Verwundert über einen Missionar, der europäische Erziehung zur Vorbedingung afrikanischer Mündigkeit erklärt (II, 161), oder durch ein Ausrufezeichen, hinter ein Zitat gesetzt, das vom Nutzen der Forschung für die Kolonialpolitik spricht (II, 175). Die Informationen über biografisches Material erscheinen als bunter Bilderbogen der südlichen Hemisphäre, nur gelegentlich der Theorie einzelner Forscher wie *Boas* (II, 254ff.) oder Problemen wie »prophetische Führer«, »Frauen« und »psychische Störungen unter Einfluß von Kultur bzw. Kulturwandel« (II, 361-377) zuzuordnen. Die Diskussion von Literatur, die persönliche Dokumente in umfangreichere theoretische Arbeiten integriert wie Fanons »Die Verdammten dieser Erde« oder die psychoanalytischen Untersuchungen von Parin/Morgenthaler/Parin-Matthey, fehlt hier, so daß kaum eine der vorhandenen Brücken zwischen biografischem Material und sozialanthropologischer Theorie sichtbar wird. Eine Ausnahme macht der Abschnitt über Oscar *Lewis* und seine Dokumente zur

»Kultur der Armut« in Mexico und Puerto Rico (II, 377-391). Hier findet der Leser wieder umfassende Information über Werk, Methode, Ergebnisse und Erklärungsversuche. Aus der Fülle des im vierten Kapitel vorgestellten Materials ragen die in der Darstellungsweise (»ethnologischer Realismus«) und in der Methodik (z.B. Rashomon-Technik: Validierung subjektiver Berichte durch Vollerhebung einer Gruppe) bahnbrechenden Arbeiten von Lewis heraus.

Am Ende des Buches werden der Argumentationsgang und die wesentlichen Probleme idiografischer und nomothetischer Biografieforschung zusammengefaßt (II, 419-430). Der Schluß, das Personenverzeichnis (leider unvollständig) und die Zusammenfassungen der einzelnen Kapitel erschließen tausend Seiten Text und zweitausend Titel (Individualstudien und Sekundärliteratur) auch dem ungeduldigen Leser so weit, daß er den Ort seiner Interessen in der hundertjährigen Tradition biografischer Sozialforschung bestimmen kann. Erika M. Hoerning und Traugott Schöfthaler (Berlin/West)

Niethammer, Lutz (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«. Syndikat Verlag, Frankfurt/M. 1980 (375 S., Ln., 38.— DM).

Zu einer Zeit, da sich auch in der Bundesrepublik immer mehr Historiker der »mündlichen Geschichte« zuwenden, bietet der Band eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand der internationalen Forschung und übersichtlich gegliederte Literaturhinweise (354-367). Von den in vier Abschnitte (kulturelle Kontexte; kritische Reflexionen; Arbeitererfahrungen; disziplinäre Bemühungen) gegliederten 16 Artikeln sind besonders hervorzuheben R. Samuel »Oral History in Großbritannien« (55-73), D. Bertraux und I. Bertraux-Wiame »Autobiographische Erinnerung und kollektives Gedächtnis« (108-122), R.J. Grele »Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History« (143-161), L. Passerini »Arbeitersubjektivität und Faschismus. Mündliche Quellen und deren Impulse für die historische Forschung« (214-248) und L. Steinbach »Lebenslauf, Sozialisation und 'erinnerte Geschichte'« (291-322). Erstaunen löst die Aufnahme des Artikels von F. Brüggemeier — »Soziale Vagabundage oder revolutionärer Heros? Zur Sozialgeschichte der Ruhrbergarbeiter 1880-1920« (193-213) — aus: In diesem Beitrag geht es überhaupt nicht um »Oral History«. Es handelt sich um eine konventionelle sozialgeschichtliche Darstellung zum Wohnen und Arbeiten der Bergleute.

Samuel stellt die »Oral History« als eine Möglichkeit dar, »die Forderung nach einer alternativen Geschichtsschreibung zu erfüllen« (62). Sie könne der arbeitenden Bevölkerung »eine Vergangenheit, die unmittelbar als ihre eigene erkennbar ist« (62), vermitteln. Er beschreibt die verschiedenen Wurzeln der »Oral History« in Großbritannien (z.B. die Gründung des Ironbridge George Museums, die »Labour History« oder die Wiederinbesitznahme des Volkslieds) und folgert, »hinter all diesen Projekten zur Wiederaneignung vergessener Geschichte« (66) stehe der Impetus, die noch überlebenden Artefakte einer im Untergehen begriffenen Welt zu erhalten: »In einer solchen Perspektive ist Oral History nichts weiter als ein später Ausdruck einer sehr viel allgemeineren Bewegung« (66). Noch arbeiteten die oral historians jedoch mit »sehr simplen soziologischen Begriffen« (71).

Bertraux und Bertraux-Wiame unterscheiden zwischen einem »autobiographischen« (individuellen) und einem »kollektiven« Gedächtnis. Zum Thema »kollektives Gedächtnis« entwickeln die Autoren zwei Zeittypen: lineare und zyklische Zeit (113). Während die »'bürgerliche' Geschichtsauffassung« »ganz in der linearen Zeit der vorwärtsschreibenden Geschichte« denke, befinde sich »das arbeitende Volk ... am Schnittpunkt zweier Wahrnehmungen von Zeit ...: in der linearen Zeit, in der es der kapitalistischen Bourgeoisie gegenübersteht, ... und in der zyklischen Zeit, (in der) es seinen

Alltag« erlebe (116). Diesen zwei Zeittypen entsprächen zwei Formen des kollektiven Gedächtnisses der Arbeiter: Die »Geschichte der Klassenkämpfe« und die Volks- oder Arbeiterkultur (116). Diese Kultur sei Trägerin »von Erinnerung und Identität« (120) und könne und müsse der »Erinnerung der Herrschenden« (119), die sich in der bürgerlichen Historiographie niederschläge, entgegengesetzt werden.

Grele setzt sich mit der herkömmlichen Kritik an der »Oral History«, die von seiten der »Zunft« vorgetragen wird, auseinander (144-151). So sei der Einwand, das Material sei nicht repräsentativ, falsch: »Interviewpersonen werden nämlich nicht danach ausgewählt, ob sie irgendeiner statistischen Norm entsprechen, sondern vielmehr danach, ob sie bestimmte historische Prozesse exemplarisch verdeutlichen können« (147). Als wichtigstes Ziel von »Oral History« betrachtet Grele die Erarbeitung einer »Vorstellung von Geschichte und deren Beziehung zu Mythos und Ideologie« (154). Deshalb will er die Interviewpartner dazu bewegen, ihre »Auffassungen von historischem Wandel, Kausalität und institutioneller Entwicklung« sowie ihre »Vorstellungen über die Art und Weise, in der die Vergangenheit strukturiert und rationalisiert wurde, zu artikulieren« (155). Das dürfte jedoch fast alle Interviewpartner überfordern.

Einen Einblick in die Ergebnisse von »Oral History« vermittelt Passerinis Beitrag. Die Autorin hat in längeren Passagen mündliche Zeugnisse, die sich mit den Arbeits- und Lebensbedingungen während der Herrschaft des Faschismus in Italien befassen, vorgelegt. Allein deshalb ist dieser Artikel wohl der spannendste des Buches. Passerini versteht »Oral History« als notwendige Alternative zum herkömmlichen »stereotype(n) Bild einer unter der Diktatur ungebrochen fortexistierenden Arbeiterklasse, die treu an ihren von Generation zu Generation weitergegebenen Traditionen festhält« (216). Unter Bezugnahme auch auf Togliatti macht Passerini auf die Ambivalenz der Bedürfnisse der Massen und auf deren Bereitschaft aufmerksam, »sowohl den Weg des Umsturzes einzuschlagen als auch die eigenen Bedürfnisse durch Faschismus und Kapitalismus befriedigen zu lassen« (217). Sie weist dies — gestützt auf ihr Interviewmaterial — anhand der Widersprüchlichkeit der Einstellung von Arbeitern zur Arbeit (einerseits Stolz auf die Arbeit, andererseits ein Gefühl der Mühsal (222)) nach. Sie zeigt auf diese Weise deutlich die Schwächen bisheriger — auch linker — Historiographie auf, die diese Ambivalenz vielfach nicht akzeptieren möchte.

Für die Befragung alter Menschen ist der Beitrag von Steinbach wichtig, weil er außer Problemen der Lebenslaufanalyse auch praktische Fragen der Interviewsituation behandelt (293-306). — Das Buch ist mit einem ausführlichen Register ausgestattet (371ff.) und enthält einen nicht ganz vollständigen Überblick über laufende »Oral History«-Projekte in der Bundesrepublik (Stand: 1978) (349-353). Der Sammelband gehört zum Handwerkszeug eines jeden Sozialhistorikers und Volkskundlers, der jetzt ein »Oral History«-Projekt in Angriff nehmen will oder sich bereits »im Feld« befindet.

Stefan Bajohr (Marburg)

Merton, Robert K.: Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfadens durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit. Syndikat Verlag, Frankfurt/M. 1980 (243 S., br., 28,— DM).

Der Titel ist Programm. Merton erzählt — im besten Sinne des Wortes und in bester englisch-humoristischer Manier à la Swift und Sterne — von den verschlungenen Pfaden neuzeitlicher Wissenschaft, deren Erfolge Newton in die Bescheidenheitsgeste des bekannten Aphorismus gekleidet hat: »Wenn ich weiter gesehen habe, so deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stehe« (38). Die aufschlußreichen wissenschaftstheoretischen Implikate dieses Satzes, dem Merton sein volles (sinnlich-anschauliches) Gewicht in der Frage zurückerstattet, ob sitzender- oder stehenderweise sich erst der wahre Genuß des Weitblicks einstellt, lassen sich, da wir über keine sicheren Belege verfügen

(vgl. 154), nur unter Voraussetzung des Primats vehementer Parteilichkeit lösen; denn will man auf dem Problem nicht sitzen bleiben, muß man Stellung beziehen, d. h. muß man Stehvermögen haben: »Letztlich steht jeder von uns vor der schweren Aufgabe, Wache zu stehen angesichts ständig bedrohter Eindeutigkeit. Wer sich untersteht, hier förmlich zu sein und zu zögern, wird, ehe er sich's versieht, den Mächten der Mehrdeutigkeit unterstehen. Wir stehen vereint, sofern wir nicht auf unseren Differenzen bestehen, sondern zueinander stehen. Wir müssen einander beistehen und dürfen nicht zurückstehen. Nur so werden wir imstande sein, die bestehenden Verhältnisse zu bestehen; nur so werden wir imstande sein, einander zu verstehen. Dieses Vorhaben ist kein geringes, es stellt sich nur die Frage: Steht man es durch?« (155) Ein Meisterstück sophistischer Wortakrobatik hat also entschieden: Die vitale Kraft des Stehvermögens (moderner) Zwerge entscheidet über deren erweitertes Blickfeld gegenüber den (alten) Riesen. Wichtiger noch als die — nun geklärte — Haltung des zweifellos stehenden Sir Isaac Newton ist die Frage nach der Genese des Aphorismus von den Riesen und den Zwergen. In endlosen Vor- und Rückgriffen, Vergleichen, Analogien, weitläufigen — jedoch nie langweiligen — Fußnoten, (alles in allem) in peinlich philologischer Akribie weist Merton nach, daß sich Spuren der Tradition jenes Aphorismus schon im 12. Jhd. bei Bernhard von Chartres (und anderen) finden (vgl. 224/225). Was jedoch »die vollständige Geschichte« des Aphorismus betrifft, vertröstet uns Merton auf eine — noch ausstehende — weitere Publikation. Vielleicht wird uns dann auch offenbart, auf welche Art und Weise es Zwergen gelingt, die berühmten Schultern zu erklimmen. Eine Fußnote läßt darauf hoffen: »Gerade der Riese sollte die Schultern nicht hängen lassen, sondern für den Ansturm von seinesgleichen, aber auch von Zwergen bereit sein« (202).

Mertons Buch bietet rundum ein intellektuelles Vergnügen, es schildert aber auch aus ironischer Distanz die abseits aller »seriösen« wissenschaftshistorischen Untersuchungen liegenden Ränke, Auseinandersetzungen und Selbstherrlichkeiten von — solcherart — sich selbst wieder zu Zwergen degradierenden Riesen, die Hintertreppe der Geschichte!

Werner Jung (Aachen)

Erziehungswissenschaften

Ruhloff, Jörg: Das ungelöste Normproblem der Pädagogik. Eine Einführung. Verlag Quelle & Meyer, Heidelberg 1980 (231 S., br., 26,— DM).

Können die Hauptströmungen gegenwärtiger Pädagogik ihre Normen wissenschaftlich begründen? Ruhloff untersucht das inhaltlich-immanent, damit will er sich von »Standpunktkritik« und bloß formaler Prüfung auf Widerspruchsfreiheit abgrenzen. Den verschiedenen Richtungen widmet er ausführliche, leicht verständliche Darstellungen, bevor er sich an die Arbeit macht, darin steckende unausgewiesene Voraussetzungen zu suchen.

Am Ausgangspunkt der *geisteswissenschaftlich-hermeneutischen Pädagogik* stehe *Diltheys* Kritik an den überhistorischen Erziehungsidealen der Aufklärung: »Eine abstrakte, mit falschem Anspruch auf Allgemeingültigkeit auftretende Theorie wirkt revolutionär und zersetzend auf die geschichtlichen Ordnungen der Gesellschaft.« (zit. 44) Sie kann nach Dilthey »am besten dadurch widerlegt werden, daß sie als der Ausdruck für das Lebens- und Erziehungsideal einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Volkes historisch begriffen werden« (zit. 45). Mit dieser historischen Relativierung verschärft sich das Normenproblem. *Nohl* habe es zu lösen versucht durch hermeneutische Gewinnung des »pädagogischen Gesichtspunkts«. Die »geistigen Mächte« Kirche, Wirtschaft, Wissenschaft, politische Gruppierungen usw. geben demzufolge nur den »Inhalt« der Bildung. Sie müssen sich dessen »Übersetzung« in die Form der zweckfreien Bildung gefallen lassen« (Nohl, zit. 48). Diese Umformung geht aus der Frage her-

vor: »Welchen Sinn bekommt diese Forderung im Zusammenhang des Lebens dieses Kindes für seinen Aufbau und die Steigerung seiner Kräfte« (zit. 48). Nur durch das Erfüllen dieser ewigen Grundstruktur könnten die »kulturellen Objektivationen« »re-subjektiviert« werden. Für Weniger korrespondiert der Bildungsprozeß »seiner inneren Struktur nach der staatlichen Funktion für das gesellschaftlich-kulturelle Leben. Beide sind übergreifend zweckmäßig und vereinheitlichend« (42). Der Staat greift in den Kampf der »geistigen Mächte« aufgrund seines Gewaltmonopols ein, um so eine »öffentlich-allgemeine und nicht bloß partikular-private Bildung für alle«, »die Einheit des geistigen Lebens« (zit. 40) herzustellen. Der Staat repräsentiert »die Einheit der Gegensätze im Leben« (zit. 54) vermittels eines »Bildungsideals«, das einen »allgemeinen Habitus« (zit. 55) konstituiere durch Angabe eines »überhöhenden Gemeinsamen« (55). Ruhloff kritisiert diese Konstruktion der »Gemeinsamkeit des Übergreifenden« (Weniger, zit. 57). Wie jede hermeneutische Auslegung von Sinn funktioniere sie nur bei vorausgesetztem Konsens. Wer außerhalb stehe, werde ausgegrenzt. Die hermeneutische Deutung schlage um in normativen Dogmatismus. — Fragt man nach der Genese von Normen, lassen sich diese Theorien auch als affirmative aber kenntnisreiche Untersuchungen über die Organisation des »Subjekt-Effekts« im ideologischen Staatsapparat Schule lesen.

Stellvertretend für die *erfahrungswissenschaftliche Pädagogik* analysiert Ruhloff den in der Tradition des Kritischen Rationalismus argumentierenden Brezinka, mit der strikten Trennung von Tatsachenfeststellungen und Wertungen. Dessen Erziehungsbegriff sei normativ, wo er reine Tatsachen zu analysieren beanspruche, nämlich orientiert am Muster von Naturbearbeitung. »Der Erziehende wird zum Material, das in Richtung auf ein Dispositionsdesign hin zu bearbeiten ist.« (94) In seinem Normkonzept propagiere Brezinka einerseits die prinzipielle Irrationalität von Normen, halte aber zugleich, wie die alte normative Pädagogik, »an der Notwendigkeit endgültiger Antworten auf Sollensfragen« fest. Das »geht so weit, daß in aller metatheoretischen Gelassenheit von der Unumgänglichkeit des Mutes zu Werten, Entscheiden und Bekennen gesprochen werden kann, ohne damit schon die inhaltliche Empfehlung eines besonderen Wertes zu verbinden, so daß es beinahe wichtiger zu sein scheint, überhaupt eine unumstößliche Sollensbindung einzugehen als eine gültige.« (103)

Als Vertreter der *emanzipatorischen Pädagogik* figuriert Mollenhauer mit seinen Gewährsleuten Habermas und Apel. Bei der Analyse des bloß negativen, normkritischen Verfahrens dieser Richtung stößt Ruhloff auf eine Reihe von Glaubenssätzen: »... auf den Glauben an die Widervernünftigkeit der Herrschaft von Menschen über Menschen, auf den Glauben an die gattungsgeschichtliche Entwicklungsmöglichkeit der Menschen zu vollkommener Vernünftigkeit, auf den Glauben an die Einlösbarkeit aller Wahrheitsansprüche durch Verständigung und an das darüber sich erhebende, angeblich wahrheitsverbürgende Ideal der universalen Verständigungsgemeinschaft, auf den Glauben an einen höheren, absoluten Sinn der geschichtlichen Wendung zur Demokratie, bei deren Interpretation als unbedingt-sinnvoll Pädagogik und Politik im angeblich gleichen Interesse an Emanzipation zu einander ergänzendem Handeln aufgerufen zu sein scheinen.« (150)

In Ruhloffs eigener *transzendental-kritischer Pädagogik* besteht die Lösung des Normproblems in einer am Neokantianismus orientierten »normkritisch-skeptischen« »Umwendung des Normproblems«. Die Frage nach den Normen sei falsch gestellt, sie enthalte die Aporie, etwas Unbedingtes zu fordern, daß aber immer nur auf bedingte Weise gedacht werden könne. Die Normfrage sei die falsche Formulierung eines richtigen Problems, des Legitimationsproblems: Hauptaufgabe der Pädagogik sei »die Frage nach dem Grund der Geltung von inner- oder außerwissenschaftlichen Sätzen und von Lebensweisen« (188). Allerdings könne man nicht mehr wie in der frühen Transzenden-

ralphilosophie nach dem Absoluten suchen; Transzendentalkritik sei heute nur noch als Methode möglich, als »grenzbewußtes und Grenzüberschreitungen kritisch aufdeckendes und zurückweisendes Denken« (170), als Kritik von »auffassungsleitenden und bedingenden Rechtsgründen« (173). Diese Kritik sei »die Grundform pädagogischen Agierens« (179). Das Zentrum legitimer pädagogischer Bemühungen liege deshalb im Philosophieren. Was dabei herauskomme, seien Menschen, die »ihr Leben als Gebildete in Besonnenheit zu führen vermögen« (180f.).

Von Ruhloffs Haltung, alles zu befragen, kann man etwas lernen. Beeindruckend ist die Fruchtbarkeit einer immanent-inhaltlichen Kritik beim Aufspüren unausgewiesener normativer Voraussetzungen. Wendet man jedoch das Verfahren auf Ruhloffs Pädagogik selbst an, stößt man jedoch auch hier auf normatives Abschneiden von Begründungen und Fragen. Warum fragt Ruhloff nicht nach den Bedingungen, die dafür sorgen, daß er überall auf die »Normform« stößt? Wodurch wird sie hervorgebracht? Er setzt voraus, daß Aufklärung über Normen wirksam ist — aber was sind die Bedingungen der Wirksamkeit? Was sind die Bedingungen dafür, daß man sich mit schlechten Gründen nicht zufrieden gibt? Warum sollte man nach den Grenzen von Erkenntnis fragen, wenn nicht, um diese Grenze ein Stück weit zurückzuschieben und die Kontrolle der Lebensbedingungen zu erhöhen? Aber vor welchem höheren Zweck sollte sich dieses Ziel rechtfertigen müssen? — Ruhloff spricht der Philosophie einen spezifischen Zugriff auf Wahrheit zu, neben, ja über den Fachwissenschaften — mit welchem Recht? — Ohne gesellschaftliche Produktion wäre auch Ruhloff denkunfähig. Das figuriert bei ihm unter Notwendigkeiten, die die Menschlichkeit bedrohen (187). Vor dieser Schwelle soll die Analyse der Bedingungen pädagogischen Agierens halt machen — mit welcher Legitimation?

Rolf Nemitz (Berlin/West)

Hall, Robert T.: *Unterricht über Werte. Lernhilfen und Unterrichtsmodelle.* Verlag Urban & Schwarzenberg, München/Wien/Baltimore 1979 (232 S., br., 18,— DM).

Das amerikanische Original, ebenfalls 1979 erschienen, heißt zutreffend: »Moral Education. A Handbook for Teachers«. Der vorliegende deutsche Titel sucht offenkundig publizistischen Anschluß an die konservativ angezettelte Diskussion über »Werterziehung«, jenen bildungspolitischen Wechselbalg von »Tendenzwende« und Grundwerteprogrammatik. Das führt dazu, daß unter »Werte« ununterschieden Gebote wie Maximen, Rechte wie Güter, Normen wie Zwecke, seien diese hypothetisch oder kategorisch, firmieren und daß vom Unterricht über dieselben die Rede sein kann, ohne je von Tugenden oder Pflichten zu sprechen.

Die Entscheidung über die Methode moralischer Erziehung in der bürgerlich-pluralistischen Gesellschaft steht vor der klassischen Frage: »Wie kultiviere ich die Freiheit bei dem Zwange?« (Kant) — hier formuliert als »Dilemma« zwischen »Rigidität und Gewährenlassen« (3). Es soll gelöst werden durch einen »Unterricht über Moral« (statt »Unterricht in Moral«). Dieser Unterricht soll darin bestehen, Moralbegriffe bewußt und verständlich zu machen (12). Er setzt freilich die jeweils herrschende Moral als autonome Größe voraus; er setzt ferner darauf, daß Einsicht in Moral sich einstellt im Diskurs über sie und daß ein solcher Diskurs von keinem anderen denn dem Interesse an Erkenntnis selbst bestimmt wird — ein Irrtum, den schon Sokrates teuer bezahlte. Das Erkenntnisinteresse wiederum wird konsequenterweise als allein psychologisch determiniert angesetzt. Unter diesen Prämissen werden für den Unterricht über Moral fünf Strategien entwickelt: die Bewußtmachungs-, die Gesprächs-, die Begriffsbildungs-, die Argumentations- und die Spielstrategie. Sie werden anschließend an folgenden »Werten« durchexerziert: Gerechtigkeit, Eigentum, Ehrlichkeit, Integrität und persönliche Beziehungen.

Die mit den geschilderten Unterrichtsverfahren zweifellos geförderte Einsicht in alltägliche Moralität und die Abklärung, besser: Veranschaulichung von Moralbegriffen bleibt immanent — bezieht sich auf die Tatsache, nicht auf die Qualität von Moral — und subjektiv beliebig. Der Verzicht auf gesellschaftliche Analyse (als didaktischer Größe) hat den Verzicht auf kritisches Urteilen (als Lernziel) zur Folge. Ergänzungen oder Anmerkungen hierzu sucht man im Vorwort des Übersetzers vergeblich.

Gisela Miller (Hamburg)

Dollase, Rainer (Hrsg.): Handbuch der Früh- und Vorschulpädagogik. 2 Bde. Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf 1978 (956 S., br., 124,— DM).

Dieses Handbuch soll die früh- und vorschulpädagogischen Ansätze in einer Bilanz aufarbeiten und Lücken wie Desiderate aufzeigen. Zwei Schwerpunkte sind vorweg gesetzt: 1) das Säuglings- und Kleinstkindalter, 2) Heterogenität der Positionen und Argumentation. Das Handbuch gliedert sich inhaltlich in folgende Blöcke: Grundlagen und Überblick; Recht, Organisation, Administration; Familie; Institutionalisierte Kleinkinderziehung; Didaktik und Methodik der Vorschulerziehung; Entwicklung und Förderung des Kleinkindes; Forschungsperspektiven; Sonderfragen. Eine Übersicht auf dem Buchrücken erleichtert die Orientierung über die Einzelthemen. Im einzelnen: Grossmann (I, 19ff.) zeigt in einem Abriss die geschichtliche Entwicklung der Vorschulpädagogik. Sie stellt kurz die Entwicklung der Institution Kindergarten dar, sie zeigt, wie seine Entstehung mit der Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft, Rekrutierung von Arbeitskräften, Funktionswandel der Familie und Emanzipation des Bürgertums zusammenhängt. Sie verfolgt die Entwicklung über das 19. Jhd., die Weimarer Republik, den Nationalsozialismus bis zur BRD der Nachkriegszeit. Dabei erörtert sie jeweils kurz wichtige Klassiker der Kindergartenpädagogik. Der soziologische Beitrag (Karsten, 53ff.) stellt »Das Kind in der Gesellschaft« vor. Er zeigt, wie aus dem Bruch des organischen Lebenszusammenhangs (»Einheit von Leben, Arbeiten, Reproduktion und Erziehung«) eigenständige Kindheit und Kinderleben entstehen; Probleme von Kinderlosigkeit, Kinderfeindlichkeit, Kindheitsfeindlichkeit werden erörtert. Einige psychologische Beiträge bringen gute Übersichten über die empirische Forschungsliteratur. So Lehr (I, 119ff.) über die »Bedeutung von Mutter und Vater für die Persönlichkeitsentwicklung des Kleinkindes«. Sie stellt dezidiert die entwicklungspsychologische Forschung dar zu Mutter-Kind-Bindung (u. -deprivation) und Berufstätigkeit von Müttern, weist nach, daß die »Bekehrungsfeldzüge« (124) konservativer Experten (Kind braucht die Mutter; Zurück an den Herd) wissenschaftlich haltlos sind. Zur Rolle des Vaters referiert sie neuere, vorwiegend amerikanische Forschungen, nach denen Väter insgesamt aktiver, origineller mit Kleinkindern umgehen und in Spiel und Interaktionen größere Abweichungen vom gewohnten Stil erlauben und fördern. Eine frühe Bindung Säugling-Vater scheint diesen Forschungen nach von Vorteil. Leider erörtert Lehr die Ergebnisse zu wenig unter dem Gesichtspunkt geschlechtsspezifischer Sozialisation. Ein weiterer Beitrag (Schultz-Gambard, II, 27ff.) referiert Forschungen zu »umweltsychologischen Aspekten frühkindlicher und vorschulischer Sozialisation«. Übersichtlich und komprimiert zeigt er ökosychologische Befunde auf aus Familie, Wohnbedingungen, Spielplätzen und Kindergärten. Gesellschaftliche Benachteiligung und Aneignungsbehinderung werden sichtbar, denn bereits Erkundungs- und Manipulationsfreude von Säuglingen sind gesichert abhängig von Vielfalt und Möglichkeit zu Zugang von Räumen und Objekten. »Grenzsetzungen sind abhängig vom Bildungsstand (...) und vom sozialen und ökonomischen Status der Eltern und damit entsprechend von den wohnungsmäßigen, finanziellen und haushaltsorganisatorischen Möglichkeiten...« (II, 31) Weitere gut aufbereitete Sammelreferate bieten Nickel u. Schmidt-Denter über »Entwicklung und Förderung des Sozialverhaltens« (II, 379ff.) und Rudinger über me-

thodologische Probleme von Entwicklungsforschung (II, 79ff.). Insgesamt ist das Handbuch in Aufbau und Problemstellung pragmatisch ausgerichtet, es orientiert sich am Faktischen. Das geht bis in die Themenstellung hinein. Eine Arbeit zu religiöser Früh-erziehung läßt sich am ehesten mit dem Einfluß der Träger dieser Einrichtung begründen, wenn andere, thematisch mindestens ebenso wichtige Beiträge fehlen, wie: geschlechtsspezifische Sozialisation, Umweltbelastung von Kindern (Umweltgifte, Arzneimittel etc.), zu sozialpolitischen Vorstellungen und Programmen von Parteien, Gewerkschaften, Fachverbänden. Nur sehr wenige Beiträge zeichnen sich durch eine bewußte Integration von wissenschaftlicher und sozialpolitischer Perspektive aus. Allen voran Hänsel und Reyer: Kleinkinder in Krippe und Krabbelstube (I, 313ff.). Sie berücksichtigen sowohl wirtschafts-, gesellschafts- und frauenpolitische Faktoren (z.B. geschlechtsspezifischer Arbeitsmarkt), die ideologische Werte-Diskussion (Mutter-Entbehrung, Rolle der Familie) und entwickeln klare Zielstellungen zu Ausbau und Verbesserung der Krippenerziehung. Eine sozialpolitische Einbettung ist noch zu erkennen bei den Beiträgen von Sprey-Wessing über Familienbildung (I, 143ff.) und Schleicher über Integration von Bildungs-, Sozial- und Gesundheitsdiensten (I, 275ff.) Ein Beitrag mit klarer politischer Richtung ist unter jedem wissenschaftlichen Niveau - eine Zumutung. Es handelt sich um den Beitrag von Claßen zur antiautoritären Kleinkinderziehung (II, 163ff.). Er leistet weder einen Rekurs auf die Restauration, das innenpolitische Klima und die politische Kultur der 50er-60er Jahre, alles Anstöße für die antiautoritäre Erziehung. Stattdessen befließigt er sich einer unbeholfenen Etymologie, Denunziation und Angstmache (Kinder als verführte Objekte sexueller Übertragungen Erwachsener, 172). Resümee: ein Handbuch, das die Früh- und Vorschulpädagogik recht unterschiedlich zu Papier gebracht hat. Einige Artikel empfehlen sich als gute Sammelreferate zum schnellen Überblick; insgesamt fehlt analytische Strenge im Detail der jeweiligen Sacherörterung wie in der gesellschaftlichen Einbettung. Offene Forschungsfragen werden zu wenig pointiert. Erkenntnisinteresse ist selten benannt. Ob dieses Handbuch der Wiederbelebung vorschulpädagogischer Diskussion dient, oder eben nur einfach Ergebnis einschlägigen Marketings des Verlags ist, sei dahingestellt. Eine klare editorische Entscheidung für Praxisbezug oder wissenschaftliche Systematik und Forschung wäre wünschenswert gewesen. Josef A. Rohmann (Bochum)

Geschichte

Zwahr, Hartmut: Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchung über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution. Akademie-Verlag, Berlin/DDR 1978 (364 S., br., 28.— M).

Die vorliegende Strukturuntersuchung über die Leipziger Arbeiterklasse kann als Pionierleistung einer sozialgeschichtlich orientierten, marxistischen Proletariatsforschung angesehen werden. Zugleich stellt sie einen bedeutenden Schritt innerhalb der DDR-Arbeitergeschichtsschreibung der 1970er Jahre dar: von der eher traditionellen Politik- und Parteiengeschichte hin zur Sozialgeschichte der Arbeiterklasse. Eine Tendenz übrigens, die — wie der Autor im einleitenden Forschungsüberblick zeigen kann — in der sowjetischen und polnischen Proletariatsforschung (und nicht nur dort!) schon längst weiter vorangeschritten ist. Als Forschungsansatz liegt der Arbeit das vom Autor im Anschluß an Bemerkungen von Marx und Engels entwickelte Konzept der historischen Klassenkonstituierung zugrunde. Der langandauernde Entstehungsprozeß der Arbeiterklasse umfaßt demzufolge »drei große Bereiche der Klassenkonstituierung: die ökonomische, die soziale und die politisch-ideologische Konstituierung.« (319) Aber nicht allein der historische Prozeßcharakter, sondern zugleich auch interne Strukturwandlungen der Arbeiterklasse stehen zur Debatte, also Fragen wie: Aus welchen sozia-

len Herkunftsgruppen rekrutiert sich die entstehende Arbeiterklasse? Welche besonderen Beziehungen bestehen zwischen den einzelnen Arbeitergruppen untereinander, welche zu den komplementären Teilen der antagonistisch gegenüberstehenden Bourgeoisie? Es kann als unumstrittene Tatsache gelten, daß Leipzig während der Entstehung der deutschen Arbeiterbewegung mehrfach (z.B. 1846/47: Buchdruckerbewegung; 1848/50: »Arbeiterverbrüderung«; 1862/63: ADAV; 1867/69: Eisenacher Parteigründung) eine führende Rolle innehatte. Warum ausgerechnet Leipzig? — Diese leitende Fragestellung durchzieht das ganze Buch. Der Autor ist bestrebt, durch eine systematische Analyse der »drei Bereiche«: der Ökonomie, der sozialen Strukturen/Prozesse sowie der lokalen Konstitutionsbedingungen für Politik eine ursächliche Erklärung für die Vorhutrolle der Leipziger Arbeiter zu gewinnen.

Was liefert die ökonomische Konstituierung an Plausibilität? Eigentlich gar nicht so viel: Leipzig war traditionelles Zentrum einer Handelsbourgeoisie, hinzu kamen vor allem Druckereibetriebe, während schwerindustrielle Leitsektoren der Industrialisierung eher schwach vertreten waren, und die Industrie bis in die 1860er Jahre überwiegend Manufakturcharakter beibehielt. Verglichen mit anderen Städten (z.B. Berlin, Hamburg, Köln, Elberfeld/Barmen, Solingen) war das Entwicklungsniveau der »großen Industrie« keineswegs herausragend. Daß sich dennoch in Leipzig drei Arbeitergruppen konzentrierten, die generell eine führende Rolle in der frühen Arbeiterbewegung spielten, scheint eher historischer Zufall oder glücklicher Umstand zu sein. Wie auch immer, die anschließende Analyse einzelner Arbeitergruppen (Handwerksgelesen, Handarbeiter, Buchdrucker, Buchbinder und Zigarrenarbeiter) ist gute Sozialgeschichtsschreibung, ohne auffregend neue Ergebnisse zu bringen. Die Versuche des Autors, Angleichungsprozesse innerhalb der Arbeiterklasse hier im ökonomischen Bereich nachzuweisen, erscheinen mir etwas zwanghaft und nur z.T. überzeugend. Der vereinheitlichenden Tendenz durch Zusammenfassung unter ein und derselben Fabrikordnung wirkte immer auch eine Tendenz zur Ausgestaltung innerbetrieblicher Hierarchien entgegen. Den auffallend schwachen Nachweisen einer Angleichung der Lohnniveaus (108f.) ließen sich ebenso Fälle anhaltender oder fortschreitender Lohndifferenzierung entgegenhalten.

Die eigentlich innovative Leistung bildet das Kap. II, wo die soziale Konstituierung untersucht wird. Ausgangspunkt bildet die zutreffende Beobachtung, daß in der Frühgeschichte der Klasse einzelne Arbeitergruppen relativ isoliert nebeneinander standen und oft den sozialen Herkunftsschichten der zerfallenden Feudalgesellschaft enger verbunden waren als anderen Proletariatsgruppen mit objektiv gleicher Klassenlage. Es brauchte Jahrzehnte, bis durch die Verdichtung sozialer Integrationsprozesse die gemeinsame Klassenidentität wirklich empfunden und gelebt wurde, und Verhaltensweisen proletarischer Solidarität sich durchsetzen konnten. Eben dieser Vorgang wird hier, vor allem mithilfe einer quantitativen Patenwahlanalyse, überzeugend sichtbar gemacht. Durch Auswertung von Taufbüchern eines Arbeiterbezirks gelingt es, über 50 Jahre hinweg die Patenwahl von Tausenden von Arbeitern im einzelnen zu rekonstruieren. In der Benennung von Taufpaten sieht der Autor eine auch in Arbeiterfamilien von Zufälligkeiten freie Entscheidung, die »sine wesentlichen Ausschnitt der sozialen Herkunft und Umgebung der jeweiligen Familie widerspiegelt.« (165) Die Analyse belegt die deutliche Zunahme proletarischer Patenbeziehungen bei einzelnen Arbeitergruppen (Buchdrucker, Schriftsetzer, Handarbeiter). Zigarrenarbeiter erweisen sich als Gruppe mit den frühesten stark proletarisch-bestimmten Sozialbeziehungen und entsprechender Abgeschlossenheit gegenüber anderen sozialen Schichten. Ferner zeigt die weitgehende Abschließung qualifizierter Arbeitergruppen (Buchdrucker/Schriftsetzer) gegenüber ungelerten Arbeitergruppen eine manifeste interne soziale Rangordnung in der entstehenden Arbeiterklasse. Wichtig ist hier der gelungene Nachweis der zuneh-

menden klasseninternen Integration ungelernter Arbeitergruppen im Industrialisierungsprozeß der 1860er Jahre. Insgesamt konnte mittels Patenanalyse erstmals ein sich verdichtendes soziales Beziehungsgeflecht der entstehenden Arbeiterklasse transparent gemacht werden.

Im dritten Abschnitt wird schließlich die politisch-ideologische Konstituierung behandelt: über etwa vier Jahrzehnte hinweg (1830-70) läßt sich im ganzen gut und eindrucksvoll detailliert verfolgen, wie sich die Leipziger Arbeiter, anfänglich noch unter großbürgerlicher, in den 1840er Jahren dann besonders unter kleinbürgerlicher politisch-ideologischer Hegemonie stehend, durch Erfahrung und Lernschritte zu einem eigenständigen historisch-politischen Subjekt entwickeln. Hervorzuheben sind einige neue Forschungsergebnisse, so die Herausstellung der Septembererhebung von 1830 als wesentlich schon antikapitalistischer Strömung (210ff.). Werden nicht von daher die üblichen Verratsvorwürfe an die betroffene Großbourgeoisie obsolet? Wichtig ist ferner der konkrete Nachweis zahlreicher persönlicher politischer Kontinuitätslinien von Aktivisten der 1848er Revolution — über die Reaktionsperiode hinweg — bis zur Vereinsgründungswelle Anfang der 1860er Jahre.

Andererseits leidet dieser Abschnitt gelegentlich unter einem verengten »Eisenach-Blickwinkel«: Der untersuchte Emanzipationsprozeß ist in ein allzu strammes Korsett geschnürt, die ganze Entwicklung lief — natürlich »gesetzmäßig« — auf die Eisenacher Parteigründung von 1869 hinaus, die Pluralität und Komplexität des Bewußtseins- und Politikbildungsprozesses *unter* den Arbeitern wird stromlinienförmig beschnitten. Wünschenswert wäre daher, mehr über das empirisch-vorfindbare Arbeiterbewußtsein zu erfahren. Dies gilt hier insbesondere für die Phase der Parteigründungen der 1860er Jahre: Während die Analyse der Jahre 1830-50 sich durch gegenstandsnahe, sozialgeschichtlich breit angelegte Untersuchung auszeichnet, verdünnen sich die politischen und ideologischen Prozesse in der Arbeiterschaft der 1860er Jahre zu methodisch eher traditioneller Partei- und Führungsgremiengeschichte.

Hervorzuheben ist die vom Autor mehrfach bekundete Offenheit für neue Forschungsprobleme: vergleichende Untersuchungen frühindustrieller Zentren und ihrer spezifischen Klassenkonstituierungen; Untersuchung der gleichzeitigen Klassenkonstituierung der jeweiligen Bourgeoisie; präzisere Erforschung des realen Gestaltwandels des Arbeiters in der Geschichte, unter Berücksichtigung auch politisch und ideologisch rückständiger Arbeitergruppen. Es scheint, als würde der Autor selbst noch gelegentlich von der Einlösung solcher Forderungen zurückweichen.

Auffallend ist eine eigentümliche Spannung zwischen ausgezeichneten Ergebnissen historisch-empirischer Detailforschung einerseits und zentralen Theoriepostulaten andererseits, die aber in der Einleitung nicht genügend expliziert wurden und doch den Argumentationsgang, halb im Verborgenen wirkend, leiten. Diese »geheime Logik« tritt nur gelegentlich an die Oberfläche. In der Polemik gegen die These R. Webers, der behauptete, nicht die Fabrikarbeiter, sondern die Handwerksgesellen Leipzigs wären führend an der 1848er Revolution beteiligt gewesen, formuliert Z.: Diese These stünde »von vornherein (!, M. G.) in einem gewissen Widerspruch zu dem grundlegenden Verhältnis von Ökonomie und Politik, von sozialer Struktur und Klassenbewegung des Proletariats.« (267) In der Tat, das zentrale Problem: Aber welche Auffassung dieses Verhältnisses hat der Autor seiner Arbeit zugrundegelegt? Müssen Fabrikarbeiter »von vornherein«, infolge ihrer sozialökonomischen Qualität auch immer zugleich politisch eine führende Rolle gespielt haben? Warum hört man dann in dieser Arbeit so wenig über die Leipziger Maschinenbau-Fabrikarbeiter, die klassische Kerngruppe des Proletariats? Wären nach dieser Logik nicht andere frühindustrielle Zentren mit höherem Fabrikarbeiteranteil eher als Leipzig prädestiniert gewesen für eine politische Führungsrolle?

Ganz offensichtlich hat nicht die Leipziger Ökonomie, auch nicht in letzter Instanz, den entscheidenden Ausschlag für die politische Führungsrolle gegeben. Die Erklärung hierfür ist letztlich weniger in determinierenden Wirkungen der Leipziger Ökonomie oder auch Sozialstruktur zu suchen, sondern ganz offensichtlich in den besonders günstigen Konstitutionsbedingungen für Arbeiterpolitik und -bewußtsein. Dieses besondere »historische Milieu« berücksichtigt der Autor zwar in seiner Schlußbilanz, wenn er von einer »historisch-konkreten Kombination« (320) ökonomischer, soziologischer und politisch-ideologischer »Faktoren« spricht. Aber erst eine Gegenüberstellung mit den konkret-historischen Konstitutionsbedingungen für Arbeiterpolitik in vergleichbaren Städten wie Berlin, Hamburg, Köln u. a. könnte eine erschöpfende Antwort auf die Frage nach den Gründen für Leipzigs Avantgarderolle erbringen.

Manfred Gailus (Berlin/West)

Puls, Detlev (Hrsg): Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Studien zur Lage der Unterschichten im 18. und 19. Jahrhundert. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1979 (368 S., br., 13, DM).

Der vorliegende Sammelband bietet einen Querschnitt durch eine Form der Sozialgeschichtsschreibung, die sich in den 1970er Jahren, besonders durch englische Impulse, ausbreitete und dazu beitrug, manche Beschränktheiten, Verkürzungen und Vergrößerungen zu überwinden, und zwar durchaus auch in der marxistischen Unterschichten- und Proletariatsforschung.

Zu Recht steht der Sammlung der einflußreiche, erstmals 1971 erschienene Aufsatz des englischen marxistischen Historikers E.P. Thompson über die »sittliche Ökonomie« (moral economy) der englischen Unterschichten im 18. Jh. voran. In scharfer Polemik gegen den »krassen ökonomischen Reduktionismus« (15) englischer Wachstumshistoriker und deren Interpretation von Hungerrevolten als bloßen »spasmodischen« Reaktionen auf Lebensmittelknappheit und Hunger versucht Thompson die eigentümliche Logik des sozialen Verhaltens der Unterschichten zu entziffern. Es wurde bestimmt von den ungeschriebenen moralischen Grundannahmen einer am Subsistenzprinzip orientierten moral economy. Verstießen nun reiche Bauern, Kornhändler, Müller oder Bäcker gegen diese Ordnung, indem sie Grundnahrungsmittel durch Marktmanipulationen zum Gegenstand unsozialer Profitmacherei mißbrauchten, so schritten die Volksmassen als Garanten der moral economy und damit angemessener Preise ein und setzten diese durch volkstümliche Selbstjustiz in kollektiven Strafaktionen durch. Diese soziale Praxis der Volksmassen wird an zahlreichen Einzelfällen plastisch demonstriert. Erst mit der vollständigen Durchsetzung der industriellen Revolution verlagerte sich das typische Aktionsmuster der Volksmassen von der traditionellen Lebensmittelrevolte auf lohnorientierte gewerkschaftliche Kampfformen. Thompson hat mit dieser und anderen Arbeiten maßgeblich dazu beigetragen, das Bild der vorindustriellen Unterschichten differenzierter zu zeichnen und genauer nach den komplizierten »Übersetzungen« und Vermittlungen zwischen sozialökonomischer Lage, gesellschaftlichem Verhalten und politischem Bewußtsein zu fragen, die immer durch spezifische Volkskultur, Mentalitäten und besondere Wahrnehmungsformen modifiziert wurden. Mehr oder weniger fühlen sich alle nachfolgenden acht Beiträge dieser historiographischen Tradition verpflichtet. So versucht P. Caspard in seiner Studie »Die Fabrik auf dem Dorf« (105-142) zu zeigen, wie hartnäckig und dauerhaft sich Mentalitäten vorindustrieller Unterschichten bei »frühen« Fabrikarbeitern erhalten konnten und ihr Verhalten und Handeln als Fabrikarbeiter maßgeblich mitbestimmte. Das Arbeiterverhalten blieb in der untersuchten Schweizer Baumwolldruckerei über Jahrzehnte hinweg eingebunden im allumfassenden unternehmerischen Paternalismus, der Protestaktionen seitens der Arbeiter kaum aufkommen ließ oder aber im Keim erstickte. Fazit des Autors: »Während

die Fabrik also die Produktion in großem Maßstab vergesellschaftete, hat sie nicht in gleichem Tempo und Ausmaß das Bewußtsein der dort arbeitenden Menschen verändert.« (138)

Auch der Hrsg. D. Puls befaßt sich in seinem Beitrag (175-227) mit ähnlicher Problematik: Der Streik oberschlesischer Bergarbeiter von 1889 scheiterte nicht zuletzt an der ländlichen Mentalität, an den noch agrarisch geprägten Verhaltensweisen vieler Bergarbeiter. Die ländliche Parzelle als Nebenerwerb, die illusorische Aussicht auf Rückkehr zum bäuerlichen Status verhinderten auf lange Zeit das Entstehen einer kollektiven Identität mit dem Arbeiterschicksal. Solange der gemeinsamen Erfahrung am Arbeitsplatz nicht auch eine Vereinheitlichung im Bereich der »Nicht-Arbeit« (Familie, Wohnen, Feierabend, Kneipe etc.) entsprach, blieb das Arbeiterverhalten atomisiert, überwogen individuelle Rückzugsstrategien. Von daher ergibt sich der hohe Stellenwert der Erforschung des Alltagslebens: Dieses sei nicht als bloßes Additiv der bisherigen Sozialgeschichte hinzuzufügen, sondern liefere »ein wesentliches Erklärungsmoment für sozialen Protest« (215) überhaupt. Erst die umfassende sozialgeschichtliche Analyse von Produktionssphäre *und* Reproduktionsbereich, unter Einschluß von sozialer Rekrutierung, mitgeschleppter Mentalität und volkskulturellen Traditionen ermögliche eine hinreichende Erklärung von Bewußtseins- und Politikbildungsprozessen in konkreten Arbeitergruppen.

Den Sammelband beschließt der wichtige Aufsatz von G. Stedman Jones über »Kultur und Politik der Arbeiterklasse in London 1870 bis 1900« (317-68; zuerst ersch. 1974). In diesem Zeitraum, so Stedman Jones, habe eine »Remaking of the (English) Working Class« (360) stattgefunden. Unter bewußter Absetzung von der ersten, heroisch-klassenkämpferischen Phase der englischen Arbeiterklasse, die E.P. Thompson untersuchte, und für die Einstellungen wie Atheismus, Republikanismus und Internationalismus typisch waren, bildete sich am Ende des 19. Jh.s eine zweite formative Schicht historischer Erfahrung aus, die für das Arbeiterverhalten bestimmend wurde. Anhand des Konsum- und Freizeitverhaltens der Arbeiter wird die allgemeine politische Demobilisierung, der fortschreitende Verlust eines Konzepts zur Überwindung des kapitalistischen Systems beschrieben. An die Stelle politischer Bildungsinteressen war ein Lebensstil getreten, der rund um Kneipe, Rennbahn und Music Hall konzentriert war. Der Autor gibt eine im einzelnen sehr eindringliche und umfassende Beschreibung dieser neuen, unpolitisch defensiven Arbeiterkultur, in deren Zentrum er das Phänomen der Music Halls als exemplarische Ausdrucksform und »Synonym für die kleinen Freuden des Arbeiterlebens« (352) rückt. Zwar stellt er sich selbst auch die Frage: Wie konnte es gerade bei der Londoner Arbeiterschaft nach der kämpferischen Entstehungsphase (1790-1850) zu einer derartigen Entpolitisierung und kollektiven Regression kommen, bietet aber letztlich mit seinem beschreibend-kulturalistischen Ansatz keine befriedigende ursächliche Erklärung.

Die übrigen Beiträge des Bandes sind: R. Wirtz, Die Begriffsverwirrung der Bauern im Odenwald 1848. Odenwälder »Excesse« und die Sinsheimer »republikanische Schilderhebung«; J. Ehmer, Rote Fahnen — Blauer Montag. Soziale Bedingungen von Aktions- und Organisationsformen der frühen Wiener Arbeiterbewegung; P. Fridenson, Die Arbeiter der französischen Automobilindustrie 1890 bis 1914; D.A. Reid, Der Kampf gegen den »Blauen Montag« 1766 bis 1876; W.R. Lambert, Alkohol und Arbeitsdisziplin in den Industriegebieten von Südwales 1800 bis 1870.

Die Beiträge wollen sämtlich nicht-ökonomistisch und nicht-klassenreduktionistisch sein. Das ist nun mal die Richtung, in die das Pendel zur Zeit ausschlägt, und dies nicht zu Unrecht. Auch ist man offener gegenüber den Möglichkeiten des historischen Prozesses, hingegen skeptischer gegenüber den angeblichen objektiven »Aufgaben«, »Verpflichtungen« und »Notwendigkeiten«, die sozialen Klassen und Schichten gestellt sei-

en. Die Unterschichten und Arbeitergruppen werden weniger unter dem objektivistischen Blickwinkel gesehen, wie sie — nach den vorgestellten Konstruktionen dieses oder jenes Historikers — eigentlich hätten sein sollen, sondern eher in der Gestalt, wie sie aus der historisch-empirischen Analyse tatsächlich hervorgehen. Ihre subjektiven Wahrnehmungen und Verhaltensweisen werden ernster genommen, die komplizierten sozialen und ideologischen Vermittlungen und »Übersetzungen« — unter Einschluß auch der Brüche und Verzögerungen — sorgfältiger reflektiert.

Insgesamt liegt damit ein anregender Band für eine neue Arbeitergeschichtsschreibung vor, der zugleich auch die relative Rückständigkeit der westdeutschen gegenüber englischen und französischen Vorbildern sichtbar macht. Dies hätte in dem leider allzu knapp geratenen Vorwort deutlicher herausgestellt werden können, unter Berücksichtigung und kritischer Bilanz bisheriger Leistungen der Sozialgeschichtsschreibung, vor allem der historischen Protestforschung.

Manfred Gailus (Berlin/West)

Billstein, Reinhold (Hrsg.): Das andere Köln. Demokratische Traditionen seit der Französischen Revolution. Pahl-Rugenstein-Verlag, Köln 1979 (510 S., br., 14,80 DM).

In zunehmendem Maße wächst die Zahl von Regional- und Lokalstudien zur Geschichte demokratischer Traditionen der deutschen Arbeiterbewegung. Ein Beispiel für die Öffnung der Hochschulen gegenüber dieser Entwicklung ist die vorliegende Aufsatzsammlung zur Geschichte Kölns, wo bisher nur umfangreiche Studien zur Wirtschaftsgeschichte und Monographien über K. Adenauer als Oberbürgermeister vorliegen. Die Mehrzahl der Autoren — Historiker, Sozialwissenschaftler und Pädagogen — gehört der Nachkriegsgeneration an. Sie umspannen einen Zeitraum von der Französischen Revolution bis zur Friedensbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg. Dabei handelt es sich weniger um eine durchgängig chronologische oder systematische Studie, sondern um aus Examensarbeiten hervorgegangene Untersuchungen einzelner Themenkreise. Die Aufsatzsammlung muß als Pionierleistung gewertet werden, da die Materialbeschaffung für die meisten Autoren sehr zeit- und kostenaufwendig war.

Diese Art von Pilotstudien gilt es verstärkt zu fördern, um das weit verstreute und nur noch bruchstückhaft vorhandene Material zur Arbeiterbewegung intensiverer Forschung zugänglich zu machen. Die desolate Quellenlage kann zu zwei grundlegenden Problemen führen: Entweder bleibt man in der Fülle der alltäglichen Berichterstattung stecken oder man flüchtet sich infolge mangelnder Unterlagen in die überregionale Geschichtsschreibung. Monika Domke bleibt mit ihrem Aufsatz (Die Kommunalpolitik von SPD und KPD von 1928 bis 1930. 224-256) aufgrund der Fülle an Einzelereignissen und Themen auf der deskriptiven Ebene stehen und kommt nicht zu einer kritischen Auseinandersetzung mit den kommunalpolitischen Konzepten. Ingrid Hege gelangt in ihrem Beitrag (Vor der Machtergreifung des Faschismus. Die Kölner Arbeiterparteien in der Endphase der Weimarer Republik. 257-282) viel zu schnell zu allgemeinpolitischen Einschätzungen der Kölner Arbeiterbewegung und berücksichtigt die lokalen Besonderheiten leider zu wenig: es fragt sich, ob mit einer knapp einseitigen Skizzierung der wirtschaftlichen und sozialen Lage von einer einheitlichen Arbeiterklasse mit einheitlicher antifaschistischer Kampfbereitschaft gesprochen werden darf.

Auf einer wesentlich breiteren Quellenbasis und eine langjährige Aufbereitung können die Autoren Wilfried Vielbahn und Walter Kuchta bei ihrem Aufsatz »Widerstand gegen die Nazidiktatur in Köln« (283-361) zurückgreifen. Sie zeigen, daß der antifaschistische Widerstand, abgesehen von vereinzelten bürgerlichen und kirchlichen Gruppen, hauptsächlich von der Arbeiterschaft getragen wurde, wobei gerade der kommunistische Widerstandskampf am aufopferungsvollsten war. Verschont blieb auch nicht die Widerstandsbewegung der »Edelweißpiraten«, die bis zum heutigen Tag vom so-

zialdemokratischen Regierungspräsidenten Kölns als »kriminelle Organisation« betrachtet wird.

Reinhold Billstein zeigt in seinen Untersuchungen zur Kölner Nachkriegsgeschichte (Die Kölner Arbeiterparteien und der Wiederaufbau der städtischen Verwaltung 1945/46, 362-384, bzw. Streiks und Hungerdemonstrationen in Köln 1946 bis 1948, 403-445), daß trotz zwölfjähriger Unterdrückung und Verfolgung eine Kontinuität der Arbeiterbewegung bestand. Durch die frühzeitige und enge Zusammenarbeit Adenauers mit den englischen Besatzungstruppen wurde im Ansatz eine alternative Gesellschaftsentwicklung verhindert: Als die Widerstandskämpfer aus den KZ zurückkehrten, waren die wichtigsten Positionen und Ämter von zentrumsnahen Beamten bereits besetzt, darüber hinaus wurden bis Ende 1948 »von 3919 Beamten und Angestellten der Kölner Stadtverwaltung, die Mitglieder der NSDAP waren, 1431 (36,46 %) wieder eingestellt« (375). Reinhold Billsteins Beiträge sind wie auch Ludger Reibergs Aufsatz »Die soziale Lage in Mülheim am Rhein um 1800« (9-28) besonders hervorzuheben, da sie die Arbeiterbewegung nicht nur als politischen Prozeß verstehen, sondern in großem Umfang auch die Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiterschaft in ihre Betrachtungen mit einbezogen haben.

Alle Beiträge des Buches veranschaulichen deutlich die Schwierigkeiten, unter denen sich die Kölner Arbeiterschaft zu einer politischen Bewegung entwickelte; immer wieder mußten bereits erkämpfte demokratische Rechte und soziale Verbesserungen mit aller Macht verteidigt werden. Dabei zeigte sich gerade dann die Unwirksamkeit der Kämpfe, wenn die Arbeiterbewegung ohne durchgreifendes Konzept oder nicht einheitlich geführt wurde: Die Rätebewegung Kölns blieb bei Verwaltungs- und Polizeimaßnahmen stehen, ohne jemals konsequent die Machtfrage gestellt zu haben (210ff.), und im Kampf gegen den Faschismus »wurden von beiden Arbeiterparteien schwerwiegende Fehler« (261) gemacht. In beiden Fällen repräsentierte die Kölner SPD mit W. Sollmann an der Spitze eine dezidiert rechte Politik, die unter Anlehnung an bestehenden Machtstrukturen jede Zusammenarbeit mit der — gemessen an Wahlergebnissen — etwa gleich starken KPD ablehnte.

Der Band zeigt eindringlich, daß verstärkt derartige Regional- und Lokalstudien angefertigt werden müssen, um unter Berücksichtigung der örtlichen Besonderheiten die spezifischen Ausformungen der Arbeiterbewegung beobachten zu können. Erst »vor Ort« konkretisieren sich wirtschaftliche und politische Prozesse, wirken auf die Klassensituation der lohnabhängigen Bevölkerung ein und werden auf diese Weise erfassbar und begreifbar. Um spezifische politische Strömungen und Bewußtseinsformen in der örtlichen Arbeiterbewegung adäquat nachvollziehen zu können, müssen die materiellen Arbeits- und Lebensbedingungen differenziert analysiert werden. In diesem Sinne hat das vorliegende Buch einige fruchtbare Ansätze gebracht, und es ist zu hoffen, daß der angekündigte Dokumentenband bald erscheinen wird. Rainer Balluff (Köln)

Soziale Bewegung und Politik

Fritzsche, Klaus: Politische Romantik und Gegenrevolution. Fluchtwege in der Krise der bürgerlichen Gesellschaft: Das Beispiel des »Tat«-Kreises. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1976 (360 S., br., 12,— DM).

Innerhalb dessen, was als »konservative Revolution« in der Weimarer Republik zum Kampf gegen die Ergebnisse von 1918 aufgebrochen war, spielte die Monatszeitschrift »Die Tat« seit 1928 zunehmend mit der sich stetig verschärfenden Krise eine kaum überschätzbare Rolle. Ursprünglich ein mystelnd reaktionäres Erbauungsblatt abständiger Zivilisationskritik, das der Jenaer Verleger Eugen Diederichs im Jahr 1912 übernommen hatte, war »Die Tat« im Ensemble ähnlicher völkisch-nationalistischer Periodika

von keiner besonderen Bedeutung und wurde schließlich immer mehr zum Verlustgeschäft. Das Blatt wendete sich, als Hans Zehrer, Redakteur der Vossischen Zeitung, die Mitarbeit aufnahm, bald führender Autor wurde (später auch offiziell die Redaktion übernahm) und jenen Autorenkranz um sich scharte (Ferdinand Fried — d.i. F. Friedrich Zimmermann —, Giseler Wirsing, Hellmuth Elbrechter, E.W. Eschmann, Horst Grueneberg, F.W. v. Oertzen), der mit ihm im Mittelpunkt als »Tat'-Kreis« legender wurde. Klein- und bildungsbürgerlicher, protestantischer Herkunft, geprägt von Kriegererlebnis und Jugendbewegung, beeinflusst von allen wichtigen antidemokratischen Geistesströmungen des deutschen Imperialismus, orientiert insbesondere an den Denkprodukten Spenglers, Carl Schmitts, Moeller van den Brucks, Sorels und Paretos, Hans Freyers und auch Karl Mannheims, brauten diese jungen Löwen der intellektuellen Rechten ein brisantes Gemisch aus radikaler Negation des Weimarer »Liberalismus«, scheinhaftem Anti-Kapitalismus, höchst echtem Anti-Sozialismus und Anti-Marxismus mit der prophetischen Heilsgewißheit einer totalen Wende zusammen, das einzig vom Original-Faschismus an Sogwirkung übertroffen wurde: Sonst hätte es wohl »Heil Zehrer« geheißt. Verlegerisch ein großer Erfolg: Während die Auflagen der anderen Periodika in der Folge des »Schwarzen Freitags« vom 25.10.1929 ständig schrumpften, entwickelten sich die der »Tat« phänomenal, bis der Faschismus sie gleichschaltete, Zehrer eingedenk seiner jüdischen Frau und seiner Arroganz gegen Hitler im Herbst 1933 abhalfterte, wonach sie dann unter Wirsing noch bis 1940 fortexistierte.

Klaus Fritzsche hatte sich vorgenommen, »die Entwicklung des 'Tat'-Kreises in der Entwicklung seines Kontextes und diesen Kontext wiederum in der Entwicklung des 'Tat'-Kreises ganz aufzurollen« (12). Das ist ihm in akribischer Detailanalyse hervorragend gelungen; die wissenschaftliche Dürtigkeit der wenigen bisherigen Darstellungen des Gegenstandes (z.B. von Mohler und Sontheimer) kann kaum deutlicher hervortreten als im Kontrast zu dieser Untersuchung. Schon die Eingangskapitel zum ökonomisch-politischen Kontext, in dem der »Tat«-Kreis wirksam werden konnte, und zum ideologischen Kontinuum des bürgerlichen Deutschland, aus dem er erwuchs, bestechen durch eine zusammenfassende Prägnanz und Informationsdichte, die nicht leicht Vergleichbares findet. Des weiteren werden dann in überzeugender Strukturierung die oft durchaus hellsichtige Kritik der »Tat« am Weimarer »System« in ihren Betonungswandlungen und Verschärfungen verfolgt (Negation); die tastenden Versuche, eine Alternative positiv zu bestimmen, in ihren Widersprüchen, Verwerfungen und Umbildungen stets der gleichen ideologischen Versatzstücke untersucht (Position); Unsicherheit und Schwanken gegenüber dem immer mächtiger werdenden Faschismus dargestellt (Irritation); die Ansätze zu eigener politischer Aktivität, von Parteigründungsabsichten bis zur Option für das Schleichersche Krisenlösungsmodell analysiert (Aktion). In einer selten glücklichen Verbindung empirischer Detailtreue und theoretischer Erhellungsfähigkeit hat Fritzsche damit eine gewiß nicht zufällige Lücke der Zeitgeschichtsforschung geschlossen.

Die Bedeutung der Studie liegt aber nicht nur darin. Sie ist vielmehr gerade in einer Situation besonders wertvoll, in der sich die kritische Intelligenz hierzulande genötigt findet, den Entstehungsbedingungen, Organisationsweisen und Wirkungsfähigkeiten des Ideologischen als Integrationsmacht neue Aufmerksamkeit zu schenken, wobei ja gerade die Ideologie-Komposition des Faschismus stets zum Paradigma wird. Dazu liefert Fritzsches analytische Aufbereitung eines reichen Materials wichtige Fundamente, die diesem Diskussionsprozeß Halt geben können. Fritzsche zeigt am einschlägigen Exempel, wie Ideologie im Experimentierverfahren eines Zeitschriftenlabors als synthetisches Produkt in der dezidierten Absicht hergestellt werden kann, *Bewußtseinsfälschung* (dies der Ausdruck von R. Opitz, vgl. *Argument* 121, 352) zu erwirken, um im

gleichen Maße, in dem dies gelingt, die politische Praxis einer diktatorialen Rettung von Volk, Staat und Eigentum erfolgreich anbieten zu können.

Fritzsche nimmt allerdings das antikapitalistische Rankenwerk der »Tat«-Kreis-Ideologie zu ernst. Diese Neigung bestimmt sogar die Leitlinie seiner Interpretation, die schon im Titel des Buches annonciert ist: die Ideologie-Entwicklung des »Tat«-Kreises sei als Suche nach einem »Dritten Weg« zwischen Kapitalismus und Sozialismus zu verstehen; es handle sich um »politische Romantik« im inkriminatorischen Sinne des von den Autoren so bewunderten Carl Schmitt, also um jenes träumerische Aussteigen aus dem bürgerlichen Interesse, das in ihm befangen bleiben muß und dabei nur unfähig wird, es noch zielklar zu vertreten; daß hier mithin »Fluchtwege« aus der Krise des Kapitals angebahnt worden seien, »hochgreifende Träume und Pläne eines eigenwüchsigen kleinbürgerlichen Sozialismus« (312) entworfen wurden, von denen, so unbestimmt sie bleiben mußten, doch so viel gesagt werden dürfte, daß sie den Kapitalismus hätten überwinden wollen, ohne freilich dem proletarischen Sozialismus sich nähern zu können. Gerade dies scheint Fritzsche das Lernenswerte am Exempel des »Tat«-Kreises: daß solcher Gedanke an einen Dritten Weg Illusion sei und bleiben müsse; daß er also das Menetekel solcher Illusionen darstelle.

Sollten aber Zehrer und seine Freunde ihren Mentor Schmitt gerade an derart entscheidender Stelle mißverstanden haben? Fritzsches Studie bestätigt im einzelnen ihrer Analysen das Gegenteil dessen, was die Leitlinie der Interpretation ausweisen will, und in frappierender Naivität halten die Ideologie-Produzenten des »Tat«-Kreises damit auch nicht hinterm Berge, wie viele Zitate belegen: daß es um die Suche nach angemessenen, also Erfolg versprechenden Mustern der ideologischen Einbindung kleinbürgerlicher, möglichst auch proletarischer Massen in das Interesse ihres Widerparts ging, des Kapitals. Daß sich die »Tat«-Kreis-Autoren diese Aufgabe nicht in den Kategorien des historischen Materialismus stellten, widerspricht doch der Klarheit der Aufgabenstellung nicht. Von Pareto hatten sie gelernt, daß es um die Findung der richtigen »Derivationen« zur Scheinbefriedigung der Wünsche (»Residuen«) derer gehen mußte, die die Massenbasis für das Handeln der »Elite« bilden sollten.

Der »Tat«-Kreis suchte so wenig einen »Dritten Weg« wie der National-»Sozialismus« selber. Zu diesem stand er in partiellem Gegensatz nur insofern, als er sich als ideologisches Konkurrenzunternehmen zu etablieren suchte; und sowenig es eine faschistische »Linke« gab — als solche wird vielmehr immer nur eine unterlegene innerparteiliche Machtgruppe bezeichnet —, so wenig links war der »Tat«-Kreis, der mit jener nationalsozialistischen »Linken« zeitweise zu kooperieren suchte, dessen neben Zehrer wichtigste Autoren, Fried und Wirsing, sich aber schon seit 1930 mehr oder minder heimlich mit Hitler arrangiert hatten, später höhere SS-Ränge erreichten und sich, einschließlich Zehrer, im Nachkriegsdeutschland und in der BRD wiederum im verwandelt-gleichen publizistischen Milieu entfalten durften.

»Seltsam«, so merkte Zehrer schon 1929 der Entwicklung zum Faschismus an: »es wird zwar unsere Musik gespielt, aber wir können nicht mittanzen« (zit. 136). Warum nicht? Was verhinderte Zehrer? Auch darüber gibt Fritzsches Untersuchung gediegene Auskunft, entgegen der Leitlinie ihrer Interpretation. Nicht nämlich, weil man ihm auf irgendeinem Dritten Weg leider nicht folgen wollte. Vielmehr aus folgenden Gründen: einmal natürlich deshalb, weil sich von einer Zeitschrift aus, also mittels purer Ideologieproduktion, politische Macht nicht erwerben und organisieren läßt; zum anderen aber deshalb, weil das spezifische Arrangement der gleichen Ideologie-Elemente, mit denen auch die Nazis operierten, durch alle Probe-Konstellationen hindurch in eine massenfeindliche, bildungs-bürgerlich elitäre Haltung gebunden blieb, aus der Lockrufe an die »Massen«, soweit sie sie überhaupt erreichen konnten, nur als plumpe Anbiederung verstanden werden konnten. Daher wurde auch die Relevanz einzelner Ideolo-

gie-Elemente des Faschismus unterschätzt, der Antisemitismus zumal, der seinen Sinn ja nur in der Ablenkung antikapitalistischer Affekte auf eine dingfest zu machende Feindgruppierung als Gegenvolk findet; die »Tat«-Kreis-Autoren haben diesen Sinn in bildungsbürgerlicher Befangenheit nicht verstanden und den Antisemitismus in ihr ideologisches Arsenal eher halbherzig und nur deshalb aufgenommen, weil er seine Erfolgchancen schon hinreichend gezeigt hatte.

Das leitende Mißverständnis des »Tat«-Kreises als Fluchtbewegung in einen Dritten Weg mildert aber, das sei nochmals betont, Wert und Ergiebigkeit der Studie Fritzsches nicht im mindesten: man wird sie gar nicht anders lesen können als gegen die intendierte Interpretation. Eben dies muß ihr besonderes ideologietheoretisches Interesse sichern: Gerade indem sie eine bedeutende Ideologieproduktion als Folge falschen Bewußtseins erweisen will, gelingt es ihr eindrücklich, diese Ideologie als — wenn auch im Ende am »besseren« Konkurrenten scheiterndes — Elaborat gezielter Fälschungen zu verdeutlichen.

Arnhelm Neusüss (Berlin/West)

Frei, Bruno: Carl v. Ossietzky. Eine politische Biographie. Mit einem Vorwort von Arnold Zweig. Neuauflage 1978. (Beiheft: Reprint des Ossietzky-Sonderhefts 1948 der »Weltbühne«.) Das Arsenal, Berlin 1978 (372 u. 48 S., 55 Abb., br., zus. 16,80 DM).

Dem politischen juste Milieu der Bundesrepublik ist die Erinnerung an Carl von Ossietzky von der Linken aufgezwungen worden. Ob sein Verhältnis zum Staat — dem von Weimar — positiv genug gewesen ist, um ihn als Wegbereiter der »freiheitlich-demokratischen« Grundordnung vereinnahmen zu können, wurde wohl mit Recht bezweifelt — von der seinerzeit sozialdemokratischen Landesregierung Niedersachsens, die seinen Namen von der Bibliothek der Oldenburger Universität hat entfernen lassen ebenso wie von dem Spiegel-Herausgeber Rudolf Augstein, der ihn einen »Totengräber der Demokratie« genannt hat. Zumindest, seitdem die »Liga für Menschenrechte« 1978 eine Carl-von-Ossietzky-Medaille an den DDR-Regimekritiker Rudolf Bahro verliehen hat, wird auch in der Diskussion der Linken um die Stellung der Intellektuellen zur Macht auf Ossietzky Bezug genommen.

Es ist der Vorzug von Bruno Freis politischer Biographie, die aktuellen Kontroversen dieser Diskussion nicht auszuparen. Bei der vorliegenden Ausgabe handelt es sich um die erweiterte und veränderte Fassung einer 1966 in der DDR erschienenen, vergriffenen und nicht wieder aufgelegten Veröffentlichung. Zur Vorgeschichte gehört, daß die Schriften des österreichischen Sozialisten Frei in der DDR seit dessen Kritik am Einmarsch sowjetischer Truppen in die CSSR nicht mehr gedruckt werden. Im Vorwort zur Neuauflage schreibt Frei, er müsse mit einer Selbstkritik beginnen, die sich auf seine Äußerungen über den Erbspruch der beiden Deutschland am Werk Ossietzkys beziehe: »Ossietzky hat heute rechtens keine Heimat im geteilten Deutschland.« (5) Schwierigkeiten mit dem »real existierenden Sozialismus« sollen weder geleugnet noch in der Konstruktion falsch harmonisierender Geschichtsmodelle aufgehoben werden. Frei hat aber den Anspruch, im Sinne sozialistischer Parteilichkeit zu schreiben. Er stellt Ossietzkys Biographie dar als die »eines bürgerlichen Intellektuellen, der sich in der Richtung zur Arbeiterklasse hin bewegte.« (106)

Als Quellen von Ossietzkys politischem Denken nennt Frei den naturwissenschaftlichen Materialismus des Monistenbundes einerseits, den in Teilen der Sozialdemokratie propagierten »Traum von einer gerechten Gesellschaft und einer friedlichen Menschheit« andererseits (26). Diese Gedanken führten Ossietzky, der den gewaltsamen Klassenkampf ablehnte, zur pazifistischen Bewegung. Nach dem 1. Weltkrieg engagierte Ossietzky sich in der »Deutschen Friedensgesellschaft«. 1926 wurde er Redakteur der »Weltbühne«, die er nach dem Tod Siegfried Jacobsons bis zu seiner Verhaftung durch

die Gestapo herausgab.

Ossietzkys Leitartikel befaßten sich schwerpunktmäßig mit dem zunehmenden Militarismus und Antikommunismus, mit der Klassenjustiz, dem Verhältnis von Ökonomie und Politik und mit der Außenpolitik, wobei Ossietzky die Verständigung mit Frankreich und den Locarno-Pakt befürwortete, andererseits gegen die verbreitete antisowjetische Hetze argumentierte. Er beteiligte sich an Kampagnen gegen die Unterdrückung der Meinungsfreiheit und 1929 am »Ausschuß zur öffentlichen Untersuchung der Maireignisse«, der nach der blutigen Niederschlagung der Berliner Maidemonstration gebildet worden war. Wegen eines in der »Weltbühne« veröffentlichten Artikels, der angeblich militärische Geheimnisse enthielt, wurde Ossietzky als verantwortlicher Redakteur 1931 zu 18 Monaten Haft verurteilt. — Bruno Frei untersucht die Artikel, die Ossietzky zwischen 1926 und 1933 geschrieben hat, auf ihre Übereinstimmung mit marxistischen Positionen. Er konstatiert eine schrittweise, oft widerspruchsvolle Entwicklung, im Verlauf derer sich Ossietzky der KPD immer weiter angenähert habe. Über die letzten Jahre Ossietzkys im KZ und später unter nationalsozialistischer Bewachung hat Frei Recherchen angestellt, die seine These bestätigen, daß Ossietzky für eine gemeinsame Politik von Antifaschisten und Kommunisten eingetreten ist, ohne seine Kritik an der KPD in jeder Hinsicht zu revidieren.

Bruno Frei sieht die Tragik Ossietzkys darin, seine politischen Einsichten aus einer Position moralischer Integrität und intellektueller Genauigkeit gewonnen zu haben, die als Haltung des isolierten bürgerlichen Individuums von der Geschichte überholt gewesen sei. Er nennt ihn den »letzten Achtundvierziger« und vergleicht ihn mit dem Ritter ohne Furcht und Tadel: »Aber zum Unterschied von dem Ritter des 16. Jahrhunderts begriff er, daß eine neue Klasse im Kommen war, fähig und willens, die Fahne der Humanität aus den Händen eines entarteten Bürgertums in ihre starken Arme zu nehmen.« (323)

Frei läßt keinen Zweifel an seiner Geschichtsauffassung, wonach das Subjekt des historischen Fortschritts die politisch organisierte Arbeiterklasse ist. Leider hat er diese Geschichtsauffassung, aus der er die politischen Paradigmen der Biographie über Ossietzky entwickelt, nicht wiederum historisch konkretisiert. Fragen, mit denen Ossietzky selbst sich kritisch auseinandergesetzt hat — etwa der Machtkampf zwischen Trotzki und Stalin in der Sowjetunion oder die Abgrenzungsstrategien der KPD gegenüber der linksbürgerlichen Intelligenz — werden nur angedeutet. Die große historische Perspektive, an der die Widerstände, die ihre Verwirklichung bis heute verhindert haben, nicht immer aufgewiesen werden, tritt deswegen als Mythos auf. Lesern, denen die Auseinandersetzung um die Funktion kritischer Intellektueller im repressiven Staat aktueller denn je erscheint, dürfte Freis sehr informatives Buch Probleme stellen und präzisieren.

Ulrike Scholvin (Berlin/West)

Tschäni, Hans: Parteien, Programme, Parolen. Sauerländer Verlag, Aarau 1979 (176 S., Ln., 14,80 Fr.).

Hans Tschäni, Inlandredakteur des Zürcher »Tages-Anzeiger«, verfolgt mit seinem neuen Buch zur schweizerischen Innenpolitik (bisherige Publikationen: »Profil der Schweiz«, »Miniprofil der Schweiz«, »Die Diktatur des Patriotismus«, »Demokratie auf dem Holzwege«) zwei Ziele. Zum einen geht er der Frage nach, weshalb in unserem Land »die Parteien so wenig beliebt« sind. Zum anderen möchte er dem Leser Informationen zu 13 Parteien vermitteln, die im großen und ganzen das schweizerische Parteienspektrum abdecken.

Im ersten Teil umschreibt der Autor die Stellung der Parteien im Rahmen des demokratischen Staates. Ausgehend von äußerst gerafft dargestellten Demokratie-Theorien (»klassisch-ideale Demokratie«, »Demokratie als Organisation«, »Demokratie nach dem

Marktwirtschaftsmodell« und »Modell der Eliteherrschaft«) sieht er die Funktion der Parteien als »Brücke zwischen Volk und Staat«. Wenn von einer »Kluft zwischen Volk und Behörden« die Rede ist, müsse man auch auf die Mitschuld der Parteien hinweisen, »denn die Qualität der Parteien bestimmt ... in hohem Maß auch die Qualität der Demokratie«.

Der zweite Teil des Buches ist der Darstellung der Parteien gewidmet. Jedes Kapitel vermittelt zuerst Daten zu den einzelnen Parteien (Mitgliederzahl, innerer Aufbau, Publikationsorgane, parlamentarische Vertretung, Finanzen etc.). Diese Angaben wurden von den Parteisekretariaten durchgesehen. Tschäni macht selbst Vorbehalte zu bestimmten Daten wie Parteifinanzen oder Mitgliederzahlen. Dennoch sind diese Einleitungen zu den einzelnen Parteien eine brauchbare Zusammenfassung von Informationen, die sonst nur schwer erhältlich sind. Daran schließt Tschäni eine Interpretation von Selbstdarstellungen der Parteien an. Explizite Wertungen sind hier wenige zu finden. Tschänis eigener Standpunkt bleibt unklar, da er das Parteiengefüge von außen zu betrachten versucht. Immerhin mißt er die Partei-Ideologien an der politischen Praxis vor allem der Parlamentsfraktionen (z.B.: »Die Politik von Mitgliedern der CVP-Fraktion in Bern macht immer wieder sichtbar, daß die sozialpolitische Theorie mit der Praxis oft nicht ganz im Einklang steht«). Eine gewisse Voreingenommenheit kommt darin zum Ausdruck, daß Tschäni die Frage der innerparteilichen Demokratie nur in Bezug auf die außerhalb der Konkordanz (Regierungsabteilung) stehenden Linksparteien behandelt. Als Mitglied der POCH (Progressive Organisationen der Schweiz) mußte ich mit einigem Erstaunen lesen, daß in der POCH die Demokratie, wenn es um die »Effizienz der Organisation« geht, »ohne Skrupel dem Politbüro« (ein Organ, welches es in der POCH gar nicht gibt) untergeordnet würde. Im Gegensatz dazu fehlt der Hinweis auf die von bürgerlichen Parteien ständig geübte Praxis der Bildung von »parteiunabhängigen« Aktionskomitees, denen die Aufgabe zufällt, in erster Linie im sozialpolitischen Bereich hemdsärmelig reaktionär zu agieren, damit die offizielle Partei eine saubere Weste vorweisen kann. Das hat wenig mit Demokratie und noch weniger mit Transparenz zu tun.

Wenn in Tschänis Analyse der einzelnen Parteien schon eine kritische Distanz zum gesamten Parteiwesen durchschimmert, so wird diese Haltung im dritten Teil des Buches (»Theorie und Wirklichkeit im Alltag der schweizerischen Parteien«) mehr als deutlich. Mangelnde Verbindung der Parteien zur Bevölkerung ist sein Hauptvorwurf. Sein wichtigstes Argument zur Stützung dieser (an sich richtigen) These hingegen ist trotz seiner vordergründigen Offenkundigkeit wenig überzeugend: die 46% Ja-Stimmen zur sogenannten Überfremdungssituation von 1971. Wäre es wirklich die Aufgabe der Parteien gewesen, der weit verbreiteten und geschürten Fremdenfeindlichkeit nachzugeben, um damit »Volksnähe« zu beweisen? Hat sich dieser Graben nicht vielmehr wegen der sozialpartnerschaftlich abgesicherten Wachstumseuphorie sämtlicher großen Parteien geöffnet?

Der Hauptmangel des Buches besteht darin, daß Tschäni die Parteien und ihre Programme nicht mit den gesellschaftlichen Realitäten in der Schweiz vergleicht. Dazu müßte er von der Klassenteilung der schweizerischen Gesellschaft ausgehen. Dies tut er jedoch an keiner Stelle, sondern seine Vergleichsbasis ist eine konstruierte Vorstellung von der Wirklichkeit. Dies kommt etwa in seiner naiven Forderung klar zum Ausdruck, Parlamentarier hätten auf leitende Funktionen in Verbänden (wobei er Arbeitgeberorganisationen, Gewerbeverband und Gewerkschaften unterschiedslos unter den Nicht-Begriff des Verbandes subsumiert), zu verzichten. Was ihm vorschwebt, ist eine von der »schmutzigen Interessensvertretung« befreite Volksvertretung, in der die »Persönlichkeit« der Gewählten den Ausschlag gibt. Politik wird also nicht als eine relativ autonome Ebene mit all ihren Verhängungen, Ungleichzeitigkeiten, Verschiebungen etc. zu

den anderen gesellschaftlichen Ebenen gesehen, sondern als ein im Idealfall vollständig autonomer Bereich, der vom Gesamtwohl regiert wird. Tschäni erweist sich in seinem Buch als engagierter Demokrat, gewiß: als Demokrat, der am Zustand der schweizerischen Demokratie leidet; aber auch als Demokrat, dessen Einsatz für den Ausbau und die Erneuerung der schweizerischen Demokratie an seinem eigenen Idealismus scheitert.

Thomas Heilmann (Zürich)

Gewerkschaft Textil, Chemie, Papier (Hrsg.): Deine Gewerkschaft das sind wir, alle. 75 Jahre GTCP 1903-1978. Gewerkschaftsverlag, Zürich 1978 (112 S., br., 18 Fr.).

75 Jahre sind bei Gewerkschaften und anderen Verbänden ein beliebtes Datum, um die eigene Vergangenheit glorreich aufzufrischen. Zumeist wird der Öffentlichkeit dabei ein mehr oder weniger umfangreiches Werk präsentiert, das vor allem die Herzen gewiefter Historiker höher schlagen läßt. Bei der vorliegenden Jubiläumsschrift der GTCP handelt es sich einmal nicht um eine trockene Chronik, sondern um ein lebendig gestaltetes Fotobuch: in verschiedenen Kapiteln werden die Lebensbedingungen, aber auch der Kampf der Arbeiterinnen und Arbeiter um ihre Rechte photographisch dokumentiert. Eingeleitet werden die einzelnen Teile durch Holzschnitte von Clément Moreau und Zitate von Bert Brecht. Unter dem Stichwort »Krieg den Palästen, Friede den Hütten« werden beispielsweise das Wohnzimmer eines Fabrikanten aus den zwanziger Jahren und der zugleich als Wohn- und Schlafzimmer dienende Raum eines Heimarbeiters einander gegenübergestellt. Sachgemäß wird der Dokumentation von Streiks und öffentlichen Kundgebungen viel Platz eingeräumt. Möglicherweise erscheint dadurch die Gewerkschaft kämpferischer als sie es je war.

Hätte man sich damit begnügt, die schlechten Lebensbedingungen der Arbeiter im Frühkapitalismus und den kämpferischen Charakter der frühen Gewerkschaft zu illustrieren, so könnte man die Schrift leicht mit nostalgisch verklärtem Blick durchsehen und beiseitelegen. Genau dies wird durch den Vorspann von Peter Bichsel verhindert, der in lockerer Form einige Gedanken zur aktuellen Situation der Gewerkschaften formuliert. Die Überschrift »Sie wissen nicht was sie wollen« faßt den Kern des Essays zusammen. Als Kostproben zwei Zitate: »Aus der Wut ist ein kleiner mieser Ärger geworden und aus der Bewegung eine Institution« und »Eine der ersten Aufgaben der heutigen Arbeiterbewegung ist der Kampf um die Erhaltung der liberalen Errungenschaften. Es wäre schön, wenn die Liberalen dafür kämpfen würden — aber das ist offensichtlich eine Illusion«.

François Höpflinger (Horgen)

Vetterli, Rudolf: Industriearbeit, Arbeiterbewußtsein und gewerkschaftliche Organisation. Dargestellt am Beispiel der Georg Fischer AG (1890-1930). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1978 (344 S., br., 78,— Fr.).

Vetterlis empirisch reichhaltige und argumentativ überzeugende historische Studie über die Schaffhausische Arbeiterbewegung ist ein wichtiger Beitrag zum Verständnis der heutigen schweizerischen Gewerkschaftsbewegung. Dabei sind seine theoretischen Überlegungen zu Funktion und Struktur der Gewerkschaften ebenso interessant wie die auf Material aus den Archiven der Georg Fischer AG und des SMUV (Schweizerischer Metall- und Uhrenarbeiterverband) basierenden historischen Ausführungen zu Lage, Bewußtsein und Organisation der Arbeiter. — Vetterlis Hauptinteresse gilt dabei den Vermittlungszusammenhängen zwischen betrieblicher, gesellschaftlicher und politischer Lage der Arbeiter einerseits und deren Denken und Handeln inner- und außerhalb der Arbeiterbewegung andererseits. Der Verfasser beschränkt sich also weder auf die Beschreibung der sozialen Lage (wie dies bürgerliche Sozialhistoriker immer wieder tun), noch begnügt er sich mit einer Darstellung der organisatorischen, ideologischen

und politischen Entwicklung (was bei vielen Historikern der Arbeiterbewegung üblich ist), sondern er fragt, wie die Lage und die Erfahrungen einzelner Arbeiter oder Arbeitergruppen mit bestimmten Organisationstypen, Ideologien und Politiken zusammenhängen. Dieses Erkenntnisinteresse diktierte dann die Beschränkung auf eine Region, da sich derartige Zusammenhänge nur für einen engeren Bereich rekonstruieren lassen. Doch es scheint, daß die Verhältnisse in Schaffhausen für die Schweiz recht typisch waren.

Untersucht werden die Arbeitsverhältnisse und ihr Wandel (Arbeitsanforderungen, Arbeitsformen, Beziehungen nach oben, zur Seite und nach unten, gesundheitliche Belastungen usw.), die Lohnsysteme und die materielle Lage sowie ansatzweise außerbetriebliche Lebenszusammenhänge. Auf einer zweiten Ebene gelingt es Vetterli, ideologische und organisatorische Tendenzen jeweils bestimmten Arbeitergruppen zuzuordnen. Es wird sichtbar, wie diese ihre Lage und Erfahrungen interpretieren, und wie die unterschiedlichen Bewußtseinsformen in die Auseinandersetzungen zwischen Unternehmern und Arbeitern eingingen. Vetterli macht aber auch klar, daß sich Verhalten und Bewußtsein der Arbeiter nicht einfach aus den strukturellen Merkmalen der sozialen Lage begreifen lassen, sondern daß hier der jeweils gegebene ideologische und politische Stand der Arbeiterbewegung von großer Bedeutung ist, wobei dieser Stand seinerseits das Resultat vergangener Bewegungen und Ausdruck der Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit ist. Von Interesse sind in diesem Zusammenhang nicht zuletzt auch die Managementtechniken, die Personalbehandlungsmethoden sowie die Konfliktvermeidungs- oder -bewältigungsstrategien der Unternehmer.

Die Erfahrungen aus den Auseinandersetzungen der Arbeiter mit der Unternehmensleitung bewirkten im Fall von GF, daß sich nach der Jahrhundertwende die Facharbeitervereine (Gießler!) mit der Hilfsarbeitergewerkschaft verbanden, wobei die ersten zwar in der Minderheit waren, aber politisch und ideologisch eine Vormachtstellung einnahmen. Im Verlauf der Auseinandersetzungen seit 1898 — es ging dabei nicht nur um Lohnstreiks, sondern auch um die alltäglichen Akkordstreitereien, um Konflikte mit Vorgesetzten wegen schlechter Behandlung, um die Abwehr von Dequalifizierung durch neue Technologien und Fertigungsmethoden —, bahnte sich noch vor 1914 eine Umwandlung der gewerkschaftlichen Funktions- und Organisationsstruktur an. Vetterli kann zeigen, wie das Modell der zentralisierten und streng hierarchischen Arbeitergewerkschaft, das in Reaktion auf Erfahrungen mit einer zentralisierten Unternehmermacht entwickelt worden war, von der schweizerischen Metallarbeitergewerkschaft auch in Schaffhausen durchgesetzt werden konnte. Damit wurden zwar die Schwächen einer relativ spontanen, bald schnell wachsenden, bald fast völlig aufgelösten Gewerkschaft teilweise vermieden, doch waren mit diesem Vorgang auch Folgen verbunden, die noch heute Gegenstand der Gewerkschaftsdiskussion sind: die Entstehung einer bezahlten Funktionärsguppe, die Bekämpfung oppositioneller Strömungen durch den zentralistischen Apparat, ein Abbau der innerorganisatorischen Demokratie, der Wandel von der Bewegungs- zur Dienstleistungsorganisation, die Vernachlässigung der Bewegung in den Randgebieten zugunsten der Bewegung in den großstädtischen Zentren.

Hannes Siegrist (Zürich)

Grounauer, Marie-Madeleine: *La Genève rouge de Léon Nicole* 1933-1936. Editions adversaires-Grounauer, Genf 1975 (236 S., br., 15,— Fr.).

Rückbesinnung auf Geschichte zum Zwecke der Gegenwartsbewältigung: so könnte das Ziel umschrieben werden, das sich M.M. Grounauer gesteckt hat. Nicht nur eine historische Monographie sollte ihre Arbeit, wie aus der Einführung hervorgeht, darstellen, sondern zumindest teilweise — auch ein Lehrstück über die Bedingungen er-

folgreichen oder erfolglosen sozialistischen Regierens im bürgerlichen Staat.

Was nun die Bedingungen betrifft, unter denen die SP 1933 im Kanton Genf »die Macht« (die sich als Schein-Macht entpuppen wird) ergreift, so hätten sie allerdings schlechter kaum sein können. Der Genfer Staatsrat, in dem die Sozialdemokraten 4 von 7 Sitzen innehaben, hat von Anfang an mit politischen und wirtschaftlichen Handicaps zu kämpfen: eine mehrheitlich bürgerliche Legislative, eine kaum freundlich gesinnte Bundesregierung, eine in ihrer Unterstützung recht laue SP Schweiz, eine stramm hinter der Komintern-Parole »Sozialdemokratie = Sozialfaschismus« marschierende KP, eine sich gerade in Genf nach und nach verschlimmernde Wirtschaftskrise: dies alles gehört zu jenen spezifischen Schwierigkeiten, an denen das Genfer sozialistische Experiment scheitern wird, ganz zu schweigen davon, daß im bürgerlichen Staat die Regierungsmacht nur sehr beschränkt auf die wirtschaftlichen Entscheidungen Einfluß nehmen kann; eine Tatsache, die nicht nur den Untergang des »roten Genf« besiegelt hat.

Nachdem sie den Rahmen, in dem das Experiment Léon Nicoles seinen Anfang nimmt, abgesteckt hat, geht Grounauer auf die verschiedenen Aspekte des roten Genf ein. Anhand der Wirtschaftspolitik Léon Nicoles, den Auseinandersetzungen auf der Straße, den Beziehungen SP-KP wird Bilanz gezogen. Für die Autorin besteht kein Zweifel: die sozialistische Regierung, die 1936 wieder einen bürgerlichen Platz macht, hat auch im Hinblick auf ihr eigenes Programm mit einem Mißerfolg geendet.

Und die Schlußfolgerungen für heute, die aus der Geschichte zu ziehen sind? An mehreren Stellen weist Grounauer auf die Gefahren hin, denen eine linke Regierung begegnet, wenn sie in einer Periode der wirtschaftlichen Krise die staatlichen Zügel in die Hand nimmt. Doch ist sie zu sehr Historikerin, um nicht die Besonderheiten zu sehen, die in jedem geschichtlichen Ereignis stecken und die es schwer machen, allgemeine Schlüsse anders als in Frageform zu ziehen: »Der Reformismus der dreißiger Jahre und die 'große Krise', das Programme commun der Linken in Frankreich und die Inflation, Allendes Sozialismus und die wirtschaftliche Abhängigkeit Chiles ... gemeinsame Züge? Gewiß, aber auch und vor allem Unterschiede. Wenige wirtschaftliche und politische Analogien zwischen Gestern und Heute, zwischen Europa und der Dritten Welt. Noch weniger soziale, kulturelle Analogien. Und das zählt ebenso — vielleicht ist es sogar das Entscheidende.« (9)

Die Stärke der Monographie liegt zweifellos in der klaren, floskellosen Darlegung des Geschehens, die geschickt die Klippen sowohl anscheinend wertfreien Beschreibens als auch dogmatischen Aburteilens vermeidet. Was den Anspruch betrifft, zur Gegenwartsbewältigung beizutragen, kann die Arbeit dagegen kaum als sehr geglückt bezeichnet werden. Wie wir gesehen haben, lehnt die Autorin Geschichte als Selbstzweck zwar ab, schreckt jedoch vor Schlußfolgerungen, die aus der Vergangenheit für die Gegenwart zu ziehen wären, trotzdem zurück. Das historische Spezifische vom Allgemeinen des Experiments Léon Nicole zu trennen, hätte eine rigorose Analyse erfordert, die in der vorliegenden Arbeit fehlt. Im Text verstreute, verallgemeinernde Anmerkungen — wie etwa die Behauptung, die Sozialisten seien dadurch, daß sie die Regierung übernahmen, »objektiv zu Verteidigern des Systems« geworden (166), sind dafür ein wenig befriedigender Ersatz.

Alles in allem aber eine empfehlenswerte Lektüre gerade zu einem Zeitpunkt, in der die SP Schweiz wieder einmal die Frage der Regierungsbeteiligung diskutiert und in der die Bilanz aus den in der Schweiz wenig zahlreichen sozialistischen Mehrheitsregierungen eine praktisch-politische Bedeutung erhält. Eine empfehlenswerte Lektüre aber auch deshalb, weil das Buch mit dem Text, mit zahlreichen Tabellen zum Genf der dreißiger Jahre sowie einer ausführlichen Bibliographie den Zugang zu einer besonders in der Deutschschweiz wenig bekannten Epoche ermöglicht.

Christophe Büchi (Lausanne)

Wandeler, Josef: Die KPS und die Wirtschaftskämpfe 1930-1933.

Verlag Reihe W, Zürich 1978 (277 S., br., 15,— Fr.).

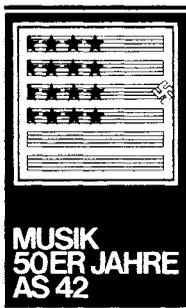
Die an der Universität Zürich entstandene Doktorarbeit schildert ein bisher kaum bearbeitetes Kapitel der Geschichte der Kommunistischen Partei der Schweiz (KPS): die von der Revolutionären Gewerkschaftsopposition (RGO) unter der Parole des »Sozialfaschismus« geführten Streiks. Der Autor untersucht vier repräsentative Arbeitskämpfe, die »wie kaum andere geprägt (waren) vom Kampf zweier Linien innerhalb der Arbeiterbewegung, vom Kampf zwischen Sozialdemokratie und Kommunismus, zwischen reformistischer und revolutionärer Politik« (9).

Im Basler Bauarbeiterstreik von 1930 wurde erstmals ein größerer Wirtschaftskampf von der kommunistischen Opposition ausgelöst und gegen den Willen der reformistischen Gewerkschaftsleitung durchgeführt. Der »wilde Streik« brach zusammen, bestärkte jedoch die Kommunisten im Aufbau eigener revolutionärer Gewerkschaften. Den Grundstein zur RGO hatten allerdings die reformistischen Führer des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB) schon früher gelegt, als sie das unter kommunistischem Einfluß stehende Basler Gewerkschaftskartell 1927 aus dem Verband ausschlossen. 1930 schloß der SGB gar eine ganze Einzelgewerkschaft, den Verband der Bekleidungs- und Lederarbeiter (VBLA), aus dem Dachverband aus, nachdem dort ein Kommunist zum Sekretär gewählt worden war. 1931 rief der VBLA Zürich zu einem Streik in der Schuhfabrik Walder in Brüttsellen auf. Durch die Schaffung einer einheitlichen Streikleitung aus KP-, SP- und parteilosen Arbeitern sowie einer breiten öffentlichen Solidaritätsbewegung konnte der Arbeitskampf zu einem materiellen und politischen Erfolg geführt werden. Im Zentrum des Buches steht der Streik der Zürcher Heizungsmonateure von 1932, der sich zu einer direkten Konfrontation zwischen der radikalisierten Arbeiterbewegung und der sozialdemokratischen Stadtverwaltung des »roten Zürich« ausweitete. Als der SP-Stadtrat nach sechs Wochen ein Streikverbot erließ, kam es in der »Blutnacht von Zürich« am 15./16. Juni 1932 zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen demonstrierenden Arbeitern und der Polizei. Ein Todesopfer und 29 Verletzte waren die Bilanz. Für die Kommunisten war es ein Beweis für die sozialfaschistische Rolle der Sozialdemokratie: »Ist das nicht Noske in Reinkultur? Sind dies nicht die Wegbereiter des Faschismus?«, fragte die RGO (131). Der achtwöchige Arbeitskampf wurde dennoch zu einem materiellen und organisatorischen Erfolg, die große Mehrheit der streikenden Monteure trat in den kommunistischen Einheitsverband über. Der innergewerkschaftliche Kampf zwischen RGO und reformistischen Verbänden und der politische Kampf zwischen KP und SP war auf einem Höhepunkt angelangt. Wesentlich ungünstiger sah die Lage für die Kommunisten ein Jahr später aus, beim Streik der Sanitärmonateure und Elektriker in Zürich. Nach der Machtübernahme des Faschismus und der Niederlage der Arbeiterbewegung in Deutschland hatte die KPS im März 1933 ein Einheitsfrontangebot an die Sozialdemokratische Partei der Schweiz gerichtet, das von dieser abgelehnt wurde. So traten im Juli 1933 zwei getrennte Streikleitungen in Aktion. Geschwächt durch die innere Polemik und eine Offensive der bürgerlichen Zürcher Kantonsregierung, endete der Arbeitskampf mit einer vollständigen Kapitulation beider Verbände. Die Kommunisten zogen bei den kurz darauf stattfindenden Stadtratswahlen allein in den Kampf und überließen die Verteidigung des »roten Zürich« gegen den gesamten Bürgerblock und die mit ihm verbundene faschistische Nationale Front allein der SP. Die Kommunisten verloren vier ihrer sechs Parlamentssitze, die Faschisten gewannen auf Anhieb zehn Mandate, während die SP knapp die Mehrheit behalten konnte.

Die geschilderten vier Streikdarstellungen beruhen auf einer detaillierten Auswertung der Zeitungsberichte aus KP-, SP- und bürgerlicher Presse. Im Schlußkapitel setzt sich Wandeler mit der »Linie der KPS« (10) anhand der Begriffe »Sozialfaschismus« und

»Einheitsfront von unten« auseinander. Seit dem 6. Weltkongreß der Komintern 1928 begann sich die These durchzusetzen, daß die Sozialdemokratie die soziale Hauptstütze der Bourgeoisie, ja sogar den »gemäßigten Flügel des Faschismus« bilde, ihre Führung deshalb bekämpft und die Einheitsfront nur mit der SP-Basis »von unten« gesucht werden müsse. Der Buchverfasser referiert kritiklos diese Theorie und die damit verbundene Wende innerhalb der kommunistischen Parteien, ohne eine eigenständige Analyse oder Kritik vorzulegen. Überdies vermengt er in unzulässiger Weise die bürgerliche Kritik an der »Sozialfaschismus«-These mit jener der »heutigen offiziellen Geschichtsschreibung der DDR und der Sowjetunion und ideologisch verwandten Historikern« (219). Er schließt sich pauschal der »marxistisch-leninistischen Geschichtsschreibung bis zum Tode Stalins« (219/220) an. Damit leistet er nicht nur keinen Beitrag zur Erklärung der Politik der Sozialdemokratie und der Wurzeln des Reformismus in der Arbeiterbewegung, sondern er wird auch den komplizierten innerparteilichen Auseinandersetzungen der KPS nicht gerecht. Der KPS-Sekretär Marino Bodenmann trat auf dem sechsten Komintern-Kongreß neben Togliatti als einziger Delegierter gegen die seiner Ansicht nach falsche »Sozialfaschismus«-Politik auf. Bei der Wende der KPS 1929/30 wurde auf Druck des Exekutivkomitees der Komintern — und nicht auf Druck der Parteibasis, wie Wandeler suggeriert — die »rechte« Parteiführung zwar durch eine »revolutionäre«, linke Führung ersetzt, dennoch konnte sich der damalige ultralinke Komintern-Kurs auch später nie in einem solchen Ausmaß wie etwa in der KPD durchsetzen. Wandeler unterschlägt die spätere Selbstkritik der KPS-Führung, inklusive der damaligen »Linken«, bezüglich ihrer sektiererischen und dogmatischen Politik. Er hat darauf verzichtet, spätere Parteidokumente oder mündliche Stellungnahmen damaliger KP- oder SP-Führer zu konsultieren. Ein kaum entschuldbarer Mangel für eine wissenschaftliche Arbeit, wenn man die — von nicht oder kaum zugänglichen Polizei- und Behördenarchiven abgesehen — ohnehin dürftige Quellenlage zur Geschichte der kommunistischen Bewegung der Schweiz kennt. Durch Nichtbeachtung eines Großteils der bürgerlichen Sekundärliteratur wird das Marxismus-Verständnis des Autors zusätzlich eingengt und verkürzt. Störend wirkt auch das Fehlen eines Namensregisters.

Urs Rauber (Zürich)



Alltagskultur. Henze-Interview.
Dessau/Lukullus-Debatte.
Neubayreuth. Oper. Avantgarde.
Cool Jazz. Musikpädagogik und
U-Musik. Rock'n Roll.
15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-)

GULLIVER 8
ARGUMENT
SONDERBAND
AS 57

Commonwealth und Dritte Welt.
Politik und Kultur in Afrika und der
Karibik. UE: Jamaica.
Diskussion: Gegenwartsdrama.
Konferenzen/Besprechungen.
15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-)



betrifft: erziehung

6'80

b:e-Thema: Schulberichte

W. Münzinger: Alle Schüler dürfen es nicht schaffen. Hessischer Reformalltag

H. Pardon: Ist die Schule lebensgefährlich?

A. Redlich / W. Schley: Lehrer und Schüler lösen zusammen Unterrichtsprobleme

Bildungspolitik aktuell

W. Michal: »Gynäkologische Schwierigkeiten«

L. Helbig: Kampf gegen das System

H.O. Wiebus: Sexualekunde in Bayern

Rezensionen

Sammelrezension Brecht

Lehrerverhalten

Elternarbeit

b:e-Reportage: Interschul '80

7 / 8'80

b:e-Thema: Fans und Feindbilder

Jugendliche in der Fußballkultur

H. Friebe: »Krieg der Fans oder Fußball ist mein Leben?«

Rückert / Wagnet / Weinzierl: »Fußballfans« in der Schule

K.P. Craemer: Vom Schülersport zum Showgeschäft

Bildungspolitik aktuell

K.P. Craemer: Untersuchungen zur Lehrerarbeitslosigkeit

G. Müller-Wertmann: Über Gotr und die Welt reden ...

R. Baumann: Ersatz für den Religionsunterricht

Sammelrezension — Problem Praxisschock

13. Jg 1980

Erscheint monatlich im Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weilheim - Einzelheft DM 5,-; Jahresabo DM 52,-; Studentenabo DM 42,-; incl. MWSr zzgl. Versandkosten.

BEITRÄGE ZUM WISSENSCHAFTLICHEN SOZIALISMUS

4'80

»Die SPD muß gewählt werden, um mit ihr zu brechen« Streitgespräch mit E. Mandel

Haben Frauen noch die Wahl? Zum Wahl-Sonderband von »Emma«

Thesen zum Verhältnis von Sozialisten und Sozialdemokratie

Nachbemerkungen zur 1. Sozialistischen Konferenz in Kassel

Zur sozialen Basis der Grünen Partei

Brauchen wir eine Kritik der Produktivkräfte? Zu Otto Ulrichs »Weltniveau«

Gesellschaftsverändernde Offensive oder Rückzug auf Reformen?

Freil / Kessler / Salewski: Kritische Bemerkungen zum Entwurf eines neuen Grundsatzzprogramms des DGB

Gewerkschaftliche Politik in Italien

Gewerkschaften in Frankreich uneins

Restauration und Gewerkschaftsmacht

Thesen zur Nachkriegsentwicklung der Bundesrepublik, Teil 2

»Interessiert sich der Marxismus für Kinder?« Gespräch mit D. Calvet (PSUC)

»Die Sozialisten können in Spanien alleine regieren!« Gespräch mit I. Molas (PSOE)

Die japanische Konkurrenz — Streiflichter vom kapitalistischen Asien

6. Jg. 1980

Redaktion: J. Bischoff, W. Breum, A. Zieher — Erscheint zweimonatlich — Einzelheft DM 9,-; Jahresabo DM 44,-; VSA Verlag, Postfach 260 230, 2000 Hamburg 26

Blätter für deutsche und internationale Politik

5 '80

Kommentare und Berichte

K. Hekking: Bündnispolitik oder Nibelungentreue?

A. Hadawi: Zur Entwicklung im Iran

R. Peltzer: Kursänderung in Nicaragua?

Hauptaufsätze

G. Stuby: Die Rolle der Bundesrepublik in der gegenwärtigen internationalen Krise

T. Doerry: Antifaschismus oder Antikommunismus. Zur Entwicklung antifaschistischer Positionen in der deutschen Nachkriegszeit

H.-E. Gross: Hintergründe der Vorgänge in Kuba

Wirtschaftsinformation

J. Goldberg: Die Entwicklung des Goldpreises (Daten)

6 '80

Kommentare und Berichte

R. Kühnl: Die »Stopp-Strauß«-Bewegung nach den NRW-Wahlen

R. Billstein: Olympia-Boykotteur Bundesrepublik: isoliert

A. Horné: NDR — gerettet?

Hauptaufsätze

H. W. Kahn: Kann der Westen einen neuen Rüstungswettlauf gewinnen?

Falk/Boris/Meyer: »Das Überleben sichern« — Fortschritte und Grenzen im Bericht der Nord-Süd-Kommission

J. Schmitz: Lateinamerika — »Redemokratisierung« und Systemsicherung im Übergang zu den 80er Jahren

25. Jg. 1980

Hrsg.: Frhr. v. Bredow, H. Deppe-Wolfinger, J. Hüffschmid, U. Jaeggi, G. Kade, R. Kühnl, J. Menschik, R. Opitz, M. Pahl-Rugenstein, H. Rauschnig, H. Ridder, F. Straßmann, G. Stuby. - Red.: K. Bayertz, K. D. Bredthauer, P. Neußhöffer, J. Weidenheim. - Erscheint monatlich. - Einzelheft 5,30 DM, im Jahresabo 3,80 DM, für Studenten 3,30 DM. - Pahl-Rugenstein Verlag, Gottesweg 54, 5000 Köln 51.

Demokratische Erziehung

4 '80

Kommentare und Berichte

AjLE-Schwerpunkt: Ausbildung und Arbeitslosigkeit

W. Werner: Berufsverbote

H. Orhan: Druck auf türkische Lehrer

F. Krauß: Bundesgesamtplan: Die große Farce

Demokratische Erziehungspraxis

K. Jakubowski: Antifaschistische Jugendarbeit

H. Hensel: Team-Kleingruppen-Arbeit

Hauptaufsätze

O. Herz: Was können Lehrer für die Bildungsreform tun?

K. Ch. Lingelbach: A. Reichweins Schulmodell Tiefensee

G. Rückriem: Erziehung »zwischen« Pluralismus und Wertorientierung?

P. Geide: Erziehung und Bildung in der sandinistischen Revolution

Der gegenwärtige Kampf um die Allgemeinbildung

W. Rügemer: Neue Allgemeinbildung ohne Inhalte?

F. Baumgärtner: Grundeinsichten als Strukturprinzip der Allgemeinbildung

D. Görs: Allgemeinbildung durch »Doppelqualifikation«?

H. Rudloff: Zum Literaturunterricht an Hauptschulen

O. Mader: Zur Bedeutung der Inhalte im Unterricht der Schule der DDR

Rezensionen

6. Jg 1980

Redaktion: K.-H. Heinemann, W. Rügemer. - Alle zwei Monate. - Einzelheft 5,— DM, im Jahresabo 3,50 DM
Pahl-Rugenstein-Verlag, Gottesweg 54, 5000 Köln 51

blätter des informationszentrums
dritte welt

Filmkritik

84/1980

Wem nützt der Tourismus?

Tourismus — Eine kritische Bestimmung
Tourismus — Ein Weg zur wirtschaftlichen
Unabhängigkeit?
Tourismus und die Entwicklungspolitik
der BRD

Afghanistan und die Folgen

Diskussionsthesen
Neue Militärstrategie der USA

Außerdem: Nachrichten und Berichte zu:
Kenia, Sahel, Zimbabwe, Iran, Türkei,
Kolumbien

85/1980

Asean (Gemeinschaft südostasiatischer Na-
tionen) - Zusammenschluß gegen die Völ-
ker Südasiens

Reisebericht aus Malaysia
Begegnung mit Frauen in Südostasien
Interview mit einem Aktivistem der KP
Thailands

Afghanistan

Intervention ist nicht Internationalismus

Nicaragua

Zur jüngsten Entwicklung

Außerdem: Nachrichten und Berichte zu
Irak, Tschad, Bolivien, Südafrika

4'80

V. Majakovskij: *'Vom Film gefesselt'* (1918)
Vollständige Wiedergabe eines Albums
mit einundsechzig Einzelbildern und der
Inhaltsbeschreibung des Films von Lilja Brik

5 '80

Im Knast »... gestaltete Erinnerung ...
Recherche von außen ... nach innen, in
den Mechanismus, das Räderwerk der bun-
desdeutschen Polizei und Justiz.«

Filme von Johan van der Keuken

Deutsche Filmemacher erobern die Welt:
Herzog, der Zorn der Jivaro von Jean Monod

Im Kino gesehen: Westberliner Erstauf-
führungen

6 '80

Alfred Hitchcock: 'Vertigo' - *Aus dem
Reich der Toten*

Ein Film - und drei Sequenzbeschreibun-
gen: *Die Begegnung* - *Die Verführung* -
Das Scharnier

Die Basis des Make up von J. Ebert

Vertauschte Frauen von H. Farocki

Jean-Luc Godard zum Tode A. Hitchcocks

24. Jg. 1980

Jahresabonnement bei 8 Nummern mit 40 bis 60 Seiten:
DM 28,—/ÖS 200,—/Sfr 28,80 (für Studenten, Zivi-
dienstleistende und andere einkommensschwache Grup-
pen nach Selbsteinschätzung: DM 20,—/ÖS 140,—/Sfr
20,40 — Informationszentrum Dritte Welt, Postfach
5328, D-7800 Freiburg, Tel.: 0761/74003

Redaktion: W.E. Bühler, R. Gansera, W. Gollus, E. Lud-
wig, G. Theuring. — Erscheint monatlich — Einzelheft
5,50 DM; Jahresabo 51,— DM (Stud. 46,80 DM). —
Verlag Filmkritiker-Kooperative, Kreuzmaysstraße 3,
8000 München 2

NEUES FORVM

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
ENGAGIERTER CHRISTEN
UND SOZIALISTEN

KULTUR MAGAZIN

Demokratische
Kultur und
Kulturpolitik

319/320 '80

Forumkommentar

M. Siegert: Burgfrieden. Rechte, Wahlen, Dialektik

Maoismus

F. Geyrhofer: Grün ist das schönste Gelb
Nachruf auf die Maoisten

CSSR

J. David: Prager Frühstück. Notizen einer Heimkehr

J. Tomlin: Darf ich Sie einladen, Herr Präsident? Brief an G. Husak

Philosophie

G. Nennung: Sankt Sartre. Komödiant und Märtyrer

Psychiatrie

Toni M./F. Bayer: Steinhof, Steinhof, mach's Tür! auf! Dokumente

H. Pataki: Der Dichter in der Klinik.

Toni M.: Wiara zwajährige Stia.
Ein Leben zwischen Theke und Narrenturm

J. Dvorak: Schizophren ist normal. Zum Tod Erich Fromms

Literatur

G. Nennung: Der Förster von Krisenwald
Romantik & Nullwachstum

Südtirol

M. Siegert: Schützen ohne Stützen. Neue Volkstumskämpfe in Südtirol

Rezensionen

27. Jg. 1980

19'80

J. Solothurnmann: Free Music Production
K. Keller: Rage - ein Extrazügli des Hoferklubs'

S. Kubli/G. Schiesser: »Zwüschehalt«:
Geschichte eines Buchprojekts

H. Probst: Wenn ich etwas schreibe was den Frieden stört im Land ...

Interview mit Giovanni Orelli

Balzli/Hug/Irmiger/Micol: Selbstverantwortlichkeit in Bildungsprozessen - was heißt das?

U. Bircher: Schweizer Kultur (2)

Tips

4. Jg. 1980

Herausgeber: Günther Nennung. — Redaktion: F. Geyrhofer, M. Hopp, H. Pataki. — 12 Hefte im Jahr. — Einzelheft 6.50 DM, 44 ÖS, Jahresabo 48.— DM, 320 ÖS, Studentenabo 36.— DM, 240 ÖS. — Neues Forum, Museumstr. 5, A-1070 Wien.

Redaktion: Th. Adank, L. Balmer, U. Bircher, P. Eichenberger, I. Hammer, K. Keller, F. van der Kooij, G. Magnaguagno, F. Ruch, L. Rüschi, B. Wyss. — Erscheint alle zwei Monate. — Einzelheft 4.50 sfr/DM, Doppelnummer 5.80 sfr/DM, Jahresabo 30.— sfr/DM, Kulturmagazin, Postfach 3188, CH-3000 Bern 7.

lendemains

Zeitschrift für
Frankreichforschung +
Französischstudium

17/18

Regionalismus

G. Kremnitz: Einige aktuelle Fragestellungen zum Thema Regionalismus und sprachliche Minderheiten

C. Bierbach/C. Hartmann: Zur Debatte um Regionalismus und sprachliche Minderheiten — Ein Forschungsbericht

A. Alcouffe: Occitanie: une économie dominée

P. Lagarde: Les projets de régionalisation et les régions

E. Eggs: Sprache, soziale Konflikte und Geschichte. Zur bretonischen Bewegung

Psychoanalytische Literaturkritik

O. Sahlberg: Die Wechselwirkungen zwischen Gesellschaft und Psyche als Kern von Freuds Literaturtheorie

V. Roloff: Von der 'psychoanalyse existentielle' zur Sozialgeschichte der Literatur. Anmerkungen zur Methode Sartres, besonders in 'L'idiot de la famille'

E. Knapp-Tepperberg: Warum ist der Marquis de Sade kein 'feministischer' Autor?

R. Wolff: Der Mythos von der Geburt des Helden Jean Paul Sartre oder: 'Les mots' als »Familienroman«

France actuelle

R. Höhne: Die französische Haltung in der orientalischen Doppelkrise

J. Neboit-Mombet: Das Gesetz über den Schwangerschaftsabbruch in Frankreich

5. Jg. 1980

Herausgeber: M. Nerlich in Zusammenarbeit mit J. Droz, H.U. Gumbrecht, B. Schlieben-Lange, A. Soboul. — Erscheint vierteljährlich. — Einzelheft 7,70, im Abo 6,70, Studenten 5,70. — Pahl-Rugenstein Verlag, Gottesweg 54, 5000 Köln 51

MARXISTISCHE BLÄTTER

ZEITSCHRIFT FÜR PROBLEME
DER GESELLSCHAFT, WIRT-
SCHAFT UND POLITIK

4'80

Parteien - Bürgerinitiativen - DKP

H. Gautier: DKP und die Bundestagswahlen

H. Adamo: Wie frei sind die Wahlen in der BRD?

L. Knorr: Politik für die BRD oder für die USA?

M. Charlier: CDU-Programm: Über Strauß hinaus

K. Schacht: SPD - Kanzler- oder Volkspartei?

F. Fischer: Rüstung auf Kosten der Sozialleistungen

J. Heimbrecht: DKP und Bürgerinitiativen

P. Marwedel: Zur Gründung einer neuen Partei - die »Grünen«

Zur parlamentarischen Praxis der »Grünen«

E. Siemantel: Zum Disziplinarverfahren Hans Peter

R. Leinweber: Ausrottung der Sozialismusforschung in Marburg

K. Sarodow: Neue ökonomische Organisation der Gesellschaft...

K.-H. Braun: Kapitalistische Krise und Entwicklungstendenzen des individuellen Bewußtseins

18. Jg. 1980

Hrsg.: R. Eckert, W. Gerns, F. Krause, H. Lederer, W. Orczykowsky, U. Piepkorn, M. Schäfer, R. Steigerwald, O. Wagner — Red.: F. Krause — Alle zwei Monate. Einzelpreis 4,— DM, Jahresabo 18,— DM, Studenten 20% Ermäßigung. — Vlg. Marxistische Blätter, Hedderheimer Landstr. 67a, 6000 Frankfurt/Main 50.

psychologie heute

rote blätter

5 '80

Wohngemeinschaften - eine Lebensform setzt sich durch

D. Korczak: Der dritte Weg zwischen Ehe und Alleinsein

R. Funk: Zum Tod von Erich Fromm. Das Wagnis, aus sich selbst zu leben

H. Sorgatz: Schmerzen

R. Braunburg: Arbeitspsychologie. Unnötige Risiken im Cockpit

U.-V. Segeth: Kinder-Prostitution

J. Bopp: Psychiatrie-Kritik. »... Hegel Marx und Lenin vorausgesetzt«

6 '80

Frauenliebe - Konflikt und Befreiung

L. Pagenstecher: Homosexualität - Der Weg zum anderen Ufer

I. Kokula: Der lange Weg zur Emanzipation
R. Stenmanns: Die Angst, eine lesbische Tochter zu haben

»Die Geister die man tief ...« oder Demokratisierung ist unvermeidbar

S. Schunter-Kleemann: Psychologie in der DDR

7 '80

M. Snyder: *Selbstdarstellung: Was ist hinter den Masken?*

Homosexualität II

M. Dannecker: Vier Fragen, auf die Sie schon oft eine falsche Antwort erhielten
Rezensionen

7. Jg. 1980

6 '80

Jugendkultur

D. Bongartz: Krieg gegen die Jugend?

U. Maske: My generation — sprachlos?

High moon — der Griff nach den Sternen

Hochschule

Wir sind hier nich' an der Uni, Erwin!

Tagebuch eines Referendars

Wahl-spezial

Nr. 3: Die SPD

Gespräch mit Wallraff: Beunruhigende Zeichen ...

7/8 '80

Stern Studentenserie: Der große Betrug Hochschule

F. Sommerfeld: VDS-Studentenfestival: Wir sind uns näher gekommen!

G. Manke: Hochschulpolitik in den 80ern: Die geplante Katastrophe?

Woche der alternativen Fachhochschulausbildung. K.-H. Schmid: Skizze eines demokratischen Projektstudiums

K. Dasbach: Keine Angst mehr, »eingemacht« zu werden

Wahl-spezial

Nr. 4: H. Mies: Krieg & Frieden & die Linke & 0,3 %

H. Kohn: Gorleben: Die Polizei schlägt zu

M. Opperskalski: Der Stollwerck-Coup

Droge Alkohol. Erfahrungen eines Alkoholikers

Kultur

Joan Armatrading

10. Jg. 1980

Redaktion: H. Ernst (verantwortlich), Michaela Huber, Monica Moebies, Rüdiger Runge; Redaktionsassistent: Karin Quick-Oest. — Monatlich. — Einzelheft 5,— DM. Jahresabo 50,— DM. — Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim

Hrsg.: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: F. Sommerfeld, K. Deiritz, H. Ferber, D. Riechert. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 1,50 DM. Jahresabo 14,80 DM — Bestellungen über Weltkreis-Verlag, Bruderweg 16, 4600 Dortmund.

tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

131

Kunst gegen Krieg

- H. Stutz: Der Panzer in der Bildröhre.
 R. Hiepe: Den dritten Weltkrieg bevorstehen lassen. Ein Beispiel psycho-ästhetischer Kriegsvorbereitung
 F. Hitzer: Kleines Land der großen Treffen.
 Bulgarische Initiativen für den Frieden
 R. Diederich: Plakate für den Frieden
 G. Zingerl: Taube und Falke. Bemerkungen zur politischen Karikatur
 W. Grape: Unter dem schwarzen Regime.
 Zu Zeichnungen des holländischen Karikaturisten Albert Hahn
 U. Teske: Die Bundeswehr im Museum
 J. Weber: Sehr viel weniger Freiheit als in der katholischen Kirche. Abschnitt aus dem Buch: »Entmündigung der Künstler«
 A. Engelbert/S. Hieckisch: Die Zauberwelt des Kindes und die Wunschwelt des Künstlers
 Überlegungen zu P. Weiß' bildnerischem Werk
 E. Geiger/B. Schultz: Hanns Kralik. Leben und Werk eines proletarischen Künstlers
 K.H. Lotzer: Kunst in Leipzig
 A. Lutgens: »Junge Realisten«
 H. Heigl: Gesellenaufstand in Osnabrück 1801
 Keine Freiheit der Kunst ohne soziale Sicherheit. 2. ordentlicher Gewerkschaftstag der Gewerkschaft Kunst (GK)
 J. Scherkamp: Mit dem PAK geht es besser
 Buchbesprechung

21. Jg. 1980

Redaktion: H.v. Dammnitz, H. Erhardt, R. Hiepe, Th. Liebner, H. Kopp, K. Maase, W. Marshall, C. Nissen, C. Schnelleimann, J. Scherkamp, G. Sprigath, G. Zingerl. — Erscheint alle zwei Monate. — Einzelheft 6,50 DM. Jahresabo 35.— DM (Stud. 27.— DM). — Dammnitz Verlag, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40

TEXT+KRITIK

7/8

Andreas Gryphius

- M.J.T. Leuschner: Andreas Gryphius
 C. Stieff: Andreae Gryphii Lebens-Lauff
 I. Laurien: Zu den drei biografischen Texten über Andreas Gryphius
 K. Reichelt: Politica dramatica. Die Trauerspiele des Andreas Gryphius
 D. Baacke: Das Schicksal der Könige bei Gryphius und Shakespeare
 L. Baier: Formeln der Erkenntnis bei Gryphius und Lohenstein
 H. Kiesel: Höfische Gewalt im Lustspiel des A. Gryphius
 R.E. Schade: Zum astrologischen Moment in »Herr Peter Squentz«
 K.O. Kenkel: »Was liefert dir die Welt? Rauch, Nebel und Gedichte« Zur Lyrik des Andreas Gryphius
 G. Hay: »Wann es den Kitchhoff wählt zu seiner hohen Schul« Zur Prosa des A. Gryphius

*Epilogus**Zeittafel**Auswahlbibliografie**Notizen*

2. Aufl. 1980

Herausgeber: H.L. Arnold; redaktionelle Mitarbeiter: I. Laurien, U. Voskamp. — Erscheint jährlich in 4 Hefen. — Abopreis 30.— DM zzgl. Versandkosten. — edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

Über die Autoren

Albert, Claudia, geb. 1953; Wiss. Mitarbeiterin der FU Berlin. Arbeitsgebiete: Entwicklung bürgerlicher Kunst und Kultur im 18. Jh., Brecht, Exil. Mitglied der GEW.

Bader, Veit Michael, Dr.rer.pol., geb. 1944; Lektor an der Univ. Amsterdam.

Bajohr, Stefan, Dr. phil., geb. 1950; Wiss. Mitarbeiter am Seminar für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Univ. Marburg. Veröff.: *Die Hälfte der Fabrik* (1979), Arbeitsgebiete: Frauenarbeit, Historische Familienforschung, Sozialgeschichte des Alltags. Mitglied der SPD und GEW.

Balluff, Rainer, geb. 1948; Studium der Chemie, Soziologie, Politologie und Geschichte. Arbeitsgebiet: Arbeiterbewegung der Weimarer Republik.

Büchi, Christophe, lic.rer.pol., geb. 1942; Lizentiat in Politischer Wissenschaft; Journalist.

Enderwitz, Ulrich, Dr.phil., geb. 1942; Wichtigste Veröff.: *Schamanismus und Psychoanalyse — Zum Problem mythischer Rationalität in der strukturalen Anthropologie von Claude Levi-Strauss* (1977). Arbeitsgebiete: Kritik bürgerlicher Trieblehren, Geschichtsphilosophie.

Frei, Bruno, Prof.Dr.phil., geb. 1897; Journalist.

Gailus, Manfred, geb. 1949; Doktorand für Geschichte an der FU Berlin. Arbeitsgebiete: Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands im 19. Jh., Geschichte der Arbeiterbewegung, Revolutionsforschung, Mitglied der ÖTV.

Göbel, Eberhard, geb. 1951; Dipl.-Soz., Angestellter an der FU Berlin. Arbeitsgebiete: Medizinsoziologie, Automationsmedizin. Mitglied in ÖTV und Deutsche Gesellsch. f. Med. Soziologie.

Hauck, Gerhard, Dr.phil., geb. 1939; Wiss.Ass., Privatdozent. Wichtigste Veröff.: *Von der klassenlosen zur Klassen-Gesellschaft — Systematisches und Empirisches zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus* (1979). Arbeitsgebiete: Dritte Welt, Soziologische Theorie, Entstehung von Klassengesellschaften. Mitglied in GEW und BdWi.

Haug, Frigga, Dr.phil., geb. 1937; Habilitation; Wiss. Mitarbeiterin an der Hochschule für Wirtschaft und Politik. Wichtigste Veröff.: *Kritik der Rollentheorie* (41977), *Gesellschaftliche Produktion und Erziehung* (1977); zus. mit anderen vier Bände zur Automation (AS 7, AS 19, AS 31, AS 43). Arbeitsgebiete: Automationsforschung, Arbeitswissenschaft, Frauen. Mitglied in BdWi, ÖTV, Sozialistischer Frauenbund Westberlin (SFB/W).

Haug, Wolfgang, Fritz, Prof.Dr.phil., geb. 1936; lehrt Philosophie an der FU Berlin. Herausgeber des *Argument*. Wichtigste Veröff.: *Kritik der Warenästhetik* (61977), *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«* (21976), *Theorien über Ideologie* (1979 zus. mit Projekt Ideologie-Theorie, PIT, in *Argument* Sonderband AS 40), *Zeitungsroman* (1980). Mitglied in GEW, BdWi und Deutscher Werkbund.

Herrgott, Gerhard, geb. 1952; Dipl.-Mathematiker, Wiss.Ass. an der TU Berlin. Arbeitsgebiete: Philosophie und Didaktik der Mathematik, Wissenschaftstheorie.

Herzer, Manfred (Berlin/West), geb. 1949; Bibliothekar. Mitglied in ÖTV, Allgemeine Homosexuellenarbeitsgemeinschaft Berlin (AHA).

Hirschfeld, Dieter, Dr.phil., geb. 1936; Assistenzprofessor und Lehrbeauftragter am FB Philosophie und Sozialwissenschaften der FU Berlin. Veröff.: *Konstitution und Kommunikation* (1979).

Höpfinger, Francois, Dr.phil., geb. 1948; Projektleiter. Letzte Veröff.: *Die anderen Gewerkschaften. Angestellte und Angestelltenverbände in der Schweiz* (1980). Arbeitsgebiete: Gewerkschaften, Organisationssoziologie, Sozio-Demographie.

Hoerning, Erika M., Dr.rer.pol., geb. 1941; Dipl.Soz., Wiss. Angest. im MPIB. Arbeitsgebiet: Soziologie und Sozialpsychologie der Statuspassage im Lebenslauf. Mitglied der ÖTV.

Holzkamp, Klaus, Dr.phil., geb. 1927; o. Prof. am Psychologischen Institut der FU Berlin, Herausgeber des *Forum Kritische Psychologie*. Wichtigste Veröff.: *Sinnliche Erkenntnis* (1973), *Gesellschaftlichkeit des Individuums* (1978). Arbeitsgebiete: Individualgeschichte der Subjektivität. Mitglied in BdWi und ÖTV.

Jung, Werner, geb. 1955; M.A., Wiss. Angst. Wichtigste Veröff.: *Wandlungen einer ästhetischen Theorie — Georg Lukács' Werke 1907-1923*. Arbeitsgebiete: Ästhetische Theorie im 19. Jh., Geschichte des Hegelianismus. Mitglied der GEW.

Katzenstein, Robert, Dr.rer.oec.habil., geb. 1928; freier Wissenschaftler (Berufsverbot). Wichtigste Veröff.: *Technischer Fortschritt* (1974), *Begriff des Monopols* (in AS 6, 1975), *Union der Parteien und Union der Massen* (in: SOPO 43/78), *Vollbeschäftigung oder Dauerarbeitslosigkeit in Westberlin* (in: Konsequent 3/79). Arbeitsgebiete: Monopol, Staatsmonopolistischer Kapitalismus, Technischer Fortschritt und seine sozialen Implikationen, Wertgesetze und »Neue Ökonomische Logik«.

Knobloch, Clemens, Dr. phil., geb. 1951; Wiss. Angest. am Institut für deutsche Sprache, Bonner Forschungsstelle. Wichtigste Veröff.: *Orientierung und Koorientierung. Zur Steuerung von Gemeinschaftstätigkeiten durch Wahrnehmungsprozesse* (1980). Arbeitsgebiete: Kommunikationssoziologie, Sozialphilosophie. Mitglied der GEW.

Knopf, Jan, geb. 1944; Privatdozent und Akad. Rat an der Univ. Karlsruhe. Letzte Veröff.: *Brecht-Handbuch Theater* (1980).

Kortz, Norbert, geb. 1956; Studium der Rhetorik, Literaturwissenschaft und Empirischen Kulturwissenschaft in Tübingen. Arbeitsgebiete: Exilliteratur, Sozialistische Literatur, Literatursoziologie. Mitglied in MSB Spartakus, DKP, VVN-BDA, Werkkreis.

Mattenklott, Gert, Prof. Dr. phil., lehrt Literaturwissenschaft an der Univ. Marburg. Mitherausgeber der Reihe: *Literatur im historischen Prozeß*.

Nemitz, Rolf, geb. 1948; Ass. am Psychologischen Institut der FU Berlin, Redakteur des *Argument*. Mitglied im Projekt Automation und Qualifikation und im Projekt Ideologie-Theorie, PIT. *Neusüss, Arnhelm*, Prof. Dr. phil. an der ehemaligen Pädagogischen Hochschule Berlin.

Peitsch, Helmut, Dr. phil., geb. 1948; Wiss. Ass. an der FU Berlin. Wichtigste Veröff.: *Westberliner Projekt: Grundkurs 18. Jh. 2. Bd.* (Mitauteur, 1976), *Georg Forsters 'Ansichten vom Niederrhein'* (1978), Arbeitsgebiet: Literaturgeschichte 18. u. 20. Jh.

Preiswerk, Roy, Prof. Dr., geb. 1937; sieben Jahre Tätigkeit im eidgenössischen Amt für Auswärtige Angelegenheiten der Schweiz, davon ein Jahr in Afrika und drei Jahre als Professor am Institute of International Relations, University of West Indies (1966-69), von 1974-77 Präsident der Schweizerischen Vereinigung für Politische Wissenschaft, seit 1969 Professor am Institut universitaire de Hautes Etudes internationales, Genf, seit 1975 Direktor des Institut universitaire d'etudes du developpement, Genf.

Rauber, Urs, lic. phil., geb. 1948; Wiss. Mitarbeiter des Schweizer Nationalfonds zur Erforschung der Geschichte der Russlandschweizer. Wichtigste Veröff.: *Fragen und Antworten zu Josef Stalin — eine Textsammlung* (1980). Arbeitsgebiete: Osteuropäische Geschichte, Geschichte der Schweiz, Arbeiterbewegung, insbesondere der KPS und PdAS. Mitglied des Verbands des Personals im öffentlichen Dienst (VPOD), Präsident der Historischen Kommission der Partei der Arbeit der Schweiz.

Rohmann, Josef A., geb. 1952; Dipl. Psychologe, Doktorand; Psychologisch-Pädagogische Fachkraft an einer Kita, Lehrtätigkeit VHS und Schule. Arbeitsgebiete: Sozialisations- und Persönlichkeitsentwicklung, Handlungs- und Lerntheorie. Mitglied im BdWi und ÖTV.

Ruoff, Karen (Kramer), geb. 1945; Doktorandin, Dozentin an der Stanford University (Berlin Study Center).

Schöfthaler, Traugott, geb. 1949; Wiss. Ass. am Inst. f. Allgemeine Erziehungswissenschaften der FU Berlin. Wichtigste Veröff.: *Vergleichende Sozialisationsforschung* (in: Kongreßbericht 18. Dt. Soziologentag, 1978); religionssoziologische Aufsätze. Arbeitsgebiete: Wissens- und Religionssoziologie, vergleichende Bildungsforschung. Mitglied der ÖTV.

Scholvin, Ulrike, geb. 1951; Doktorandin und Erzieherin. Arbeitsgebiete: Großstadterfahrung bei A. Döblin, Literatur und Weiblichkeit, Psychoanalyse und Feminismus.

Schröder, Hans-Henning, Dr., geb. 1949; Mitarbeiter im »Forschungsprojekt Prof. Bütow Industrialisierung und Sralinisierung«. Arbeitsgebiete: Osteuropäische Geschichte, Geschichte der Sowjetunion.

Thome, Helmut, Dr. rer. pol., geb. 1945; Wiss. Ass. am Inst. f. Soziologie der TU Berlin.

Treock, Werner van, geb. 1943; Mitglied der Forschungsprojekte »Verwaltungsautomation« an der GH Kassel und »Automation und Qualifikation« an der FU Berlin. Veröffentlichungen zur Industrie- und Verwaltungssoziologie, zur Bildungsplanung und Kultursoziologie. Mitglied der ÖTV.

Zielinski, Siegfried, geb. 1951; M.A., Doktorand und Lehrbeauftragter an der TU Berlin, Fachgebiet Medienwissenschaft. Veröffentlichungen: *Internationaler Medienzusammenhang* (AS 10, 1976), Beiträge zur Mediengeschichte und -kritik in Sammelbänden und Periodika. Arbeitsgebiet: Geschichte und Theorie der Massenmedien.

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Braun, Peter</i> : Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache (<i>T. Harden</i>).....	748
<i>Hermann, Jost</i> (Hrsg.): Literatur nach 1945 (<i>H. Peitsch</i>).....	749
<i>Bock, Sigrid, und Manfred Hahn</i> (Hrsg.): Antifaschistische Romane 1933-1945 (<i>C. Albert</i>).....	751
<i>Naumann, Uwe</i> : Faschismus als Groteske: Heinrich Manns Roman »Lidice« (<i>B. Frei</i>).....	752
<i>Mittenzwei, Werner</i> : Exil in der Schweiz (<i>C. Albert</i>).....	753
<i>Jarmatz, Klaus, u.a.</i> : Exil in der UdSSR (<i>N. Kortz</i>).....	754
<i>Midell, Eike, u.a.</i> : Exil in den USA (<i>N. Kortz</i>).....	754

Kunst- und Kulturwissenschaften

<i>Schebera, Jürgen</i> : Hanns Eisler im USA-Exil (<i>C. Albert</i>).....	756
<i>Naumann, Uwe</i> (Hrsg.): Sammlung 2. Jahrbuch für antifaschistische Literatur und Kunst (<i>M. Herzer</i>).....	757
<i>Kracauer, Siegfried</i> : Von Caligari zu Hitler (<i>S. Zielinski</i>).....	758

Soziologie

<i>Schluchter, Wolfgang</i> : Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Gesellschaftsgeschichte (<i>G. Hauck/V.M. Bader</i>).....	688
<i>Albert, H., und K.H. Stapf</i> (Hrsg.): Theorie und Erfahrung. Beiträge zur Grundlagenproblematik der Sozialwissenschaften (<i>D. Hirschfeld</i>).....	760
<i>Müller, Ursula</i> : Reflexive Soziologie und empirische Sozialforschung (<i>H. Thome</i>).....	761
<i>Gerdes, Klaus</i> (Hrsg.): Explorative Sozialforschung. Einführende Beiträge aus »Natural Sociology« und Feldforschung in den USA (<i>H. Thome</i>).....	762
<i>Hopf, Christel, und Elmar Weingarten</i> (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung (<i>T. Schöfthaler</i>).....	763
<i>Soeffner, Hans-Georg</i> (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Text- wissenschaften (<i>C. Knobloch</i>).....	764
<i>Paul, Sigrid</i> : Begegnungen. Zur Geschichte persönlicher Dokumente in Ethno- logie, Soziologie, Psychologie (<i>E.M. Hoerning, T. Schöfthaler</i>).....	766
<i>Niethammer, Lutz</i> (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis (<i>S. Bajohr</i>).....	768
<i>Merton, Robert K.</i> : Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das La- byrinth der Gelehrsamkeit (<i>W. Jung</i>).....	769

Erziehungswissenschaften

<i>Rubloff, Jörg</i> : Das ungelöste Normproblem der Pädagogik (<i>R. Nemitz</i>).....	770
<i>Hall, Robert T.</i> : Unterricht über Werte (<i>G. Miller</i>).....	772
<i>Dollase, Rainer</i> (Hrsg.): Handbuch der Früh- und Vorschulpädagogik (<i>J.A. Rohmann</i>).....	773

Geschichte

<i>Zwahr, Hartmut</i> : Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse (<i>M. Gailus</i>).....	774
<i>Puls, Detlev</i> (Hrsg.): Wahrnehmungsformen und Protestverhalten (<i>M. Gailus</i>)..	777
<i>Billstein, Reinhold</i> (Hrsg.): Das andere Köln. Demokratische Traditionen seit der Französischen Revolution (<i>R. Balluff</i>).....	779

Soziale Bewegung und Politik

<i>Fritzsche, Klaus</i> : Politische Romantik und Gegenrevolution (A. Neusüss)	780
<i>Frei, Bruno</i> : Carl v. Ossietzky (U. Scholvin)	783
<i>Tschäni, Hans</i> : Parteien, Programme, Parolen (T. Heilmann)	784
<i>Gewerkschaft Textil, Chemie, Papier</i> (Hrsg.): Deine Gewerkschaft das sind wir, alle (F. Höpflinger)	786
<i>Vetterli, Rudolf</i> : Industriearbeit, Arbeiterbewußtsein und gewerkschaftliche Organisation (H. Siegrist)	786
<i>Gronauer, Marie-Madeleine</i> : La Genève rouge de Léon Nicole 1922-1936 (C. Büchi)	787
<i>Wandeler, Josef</i> : Die KPS und die Wirtschaftskrise 1930-1933 (U. Rauber)	789

Errata zum Aufsatz von *Lucien Sève*: *Krise des Marxismus?* (*Argument* 122, 518-523):

S. 518 unten: Sève hielt diesen Beitrag auf dem Nationalen Rat der FKP vom 9.-10.2.1980 zum Thema: »Die Intellektuellen, die Kultur und der demokratische Fortschritt zum Sozialismus«. Am Ende dieses Nationalrats wurde eine Resolution gleichen Titels angenommen.

Auf S. 522, 13. Z. von oben und 3. Z. von unten ist *Parteitagsbeschuß* durch *Resolutionsentwurf* zu ersetzen.

Ein aufschlußreicher Überblick über die pädagogische Arbeit:

VIII. Pädagogischer Kongreß der Deutschen Demokratischen Republik vom 18. bis 20. Oktober 1978 — Protokoll

Herausgegeben vom Ministerium für Volksbildung
656 Seiten, Ganzgewebe, 23,60 DM - Bestell-Nr.
7074277, Kurzwort: 223012 Paed.Kongress 1978

Mit diesem Protokoll erhält der Leser einen vollständigen Überblick über Inhalt, Arbeitsweise und Ergebnisse des VIII. Pädagogischen Kongresses. In den Reden und Diskussionsbeiträgen wird Bilanz über die bisherige erfolgreiche Entwicklung des Bildungswesens in der DDR gezogen. Sie zeigen den Kongreß als Forum des Erfahrungsaustauschs und der schöpferischen Diskussion darüber, wie die Forderung nach hoher Qualität, Effektivität und Wirksamkeit der pädagogischen Arbeit — des Unterrichts und der gesamt-

ten Erziehungsarbeit — noch besser realisiert werden kann. — Das Protokoll enthält das Referat des Ministers für Volksbildung Margot Honecker »Der Gesellschaftliche Auftrag unserer Schule« und die Diskussionsbeiträge in der Reihenfolge, in der sie auf dem Kongreß vorgetragen wurden. Aufgenommen wurden auch die Rede des Generalsekretärs des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR Erich Honecker, die er anläßlich der Auszeichnung verdienstvoller Pädagogen am 17. Oktober 1978 gehalten hat, sowie die Liste der Ausgezeichneten. Zusätzlich sind alle Diskussionsbeiträge enthalten, die aus Zeitgründen auf dem Kongreß nicht vorgetragen werden konnten. Die Begrüßungsansprachen der ausländischen Delegationen, die Grußadresse des Zentralkomitees der SED sowie Angaben zum Präsidium des Kongresses ergänzen das Protokoll.

Ihre Bestellung richten Sie bitte an eine internationale Buchhandlung.



Volk und Wissen Volkseigener Verlag Berlin
DDR-1080 Berlin, Krausenstraße 50, Am Spittelmarkt